



Beiträge zur Heimatkunde von Betzenstein

Herausgegeben von Anton Buchner

HEFT 12 1978

Sagen - Geschichten - Sitten und Gebräuche
Erzählungen - Begebenheiten und Anekdoten
aus dem Betzensteiner Land

1. Teil

von Anton Buchner

Verlag: Heimatverein Betzenstein und Umgebung
8571 Betzenstein - Fränk. Schweiz



Der verehrten, mit ihrer Heimat sehr
verbundenen Frau Anna Frick † zu Betzenstein

zum Gedenken

Inhalt und Quellenachweis

auf Seite 193 - 20e

V O R W O R T :

Da Betzenstein und sein Umland auch vieles an Geschichten, Sagen und Begebenheiten, Episoden und Anekdoten, Erzählungen und Dergleichen aufzuweisen hat, und immer wieder der vielseitige Wunsch an mich herangetragen wurde, auch für Betzenstein ein solches Heft herauszubringen, so habe ich mich entschlossen, all das vorhandene Material, was verdient der Vergangenheit entrissen zu werden, in einem Heft zu vereinigen; zumal ich doch Jahrzehnte lang solche Sagen und Geschichten gesammelt, aufgezeichnet und niedergeschrieben habe.

Bei der Sichtung und Auswertung dieses zusammengetragenen Materials hat sich aber ergeben, daß der gesammelte Stoff in solcher Fülle vorhanden ist, daß ein Heft bei weitem nicht ausreicht, um alles das unter zu bringen, was unserer Generation übermittelt werden sollte. Sodaß ich später noch ein weiteres Heft als II. Teil herauszubringen, beabsichtige. Und so will ich mit diesem Heft, den Wunsche vieler Heimatfreunde erfüllen.

Jede Zeit trägt für die folgende den Stempel von einem Stück der guten alten friedlichen Zeit an sich. Und so können die Alten unserer Tage auch davon reden, und das wollen wir jetzt tun und ein Stück alter Betzensteiner Zeit aus dem Schoß der Vergangenheit heraufholen.

Es ist mir eine angenehme und selbstverständliche Pflicht an dieser Stelle auch den Heimatverein Betzenstein u. Umgebung unter dem derzeitigen I. Vorsitzenden Herrn Willi Stöhr, besonders herzlich zu danken, daß der Heimatverein den Druck übernommen hat, um das diese Schrift überhaupt erscheinen konnte.

Möge nun diese bescheidene Sammlung heimatlicher Sagen und Geschichten aufgeschlossene Herzen finden.

Ich bin sicher daß diese Schrift, die nicht nur unserer Bevölkerung zugedacht ist, sondern auch bei den Sommergästen Freude und Anklang finden wird.

Betzenstein, im September 1978

Anton Buchner

Einleitungzu den Heimatsagen und Heimatgeschichten .

Im grauen Gewand schreitet die Sage durch Jahrhunderte des deutschen Volkes, unspinnend Jahrtausende der Vergangenheit. Kein Ort ist zu düster, verwunschen, geheimnisvoll und kein Wasser zu unergründlich - um so heimischer aber fühlt die Sage sich dort, wo sie ihren Ursprung, ihre Heimstatt fand. Fast bei jeder Sage knüpft sich eine wahre Begebenheit an. Sie ist allzeit lebendige Geschichte, die unlösbar im Heimatboden wurzelt, die im Herzen des Volkes unutilgar lebt von Generation zu Generation.

Neben dem Volkslied erfreut sich das Märchen, die Legende und die Sage in allen Schichten des Volkes einer großen Verbreitung. Recht mannigfaltig sind die Stoffe dieser Poesie des schaffenden Volkes, uralte, Jahrhunderte, ja oft Jahrtausende alt, die Anschauungen, die hierin niedergelegt sind. Zum Teil sind es mythische Überreste, die sich durch die Zeiten fort geerbt haben, zum Teil aber auch historische Begebenheiten, gesehen durch das Prisma der Volksseele, dann wiederum stoßen wir auch auf Rechtsaltertümer und sittliche Forderungen, die besonders im Gewande der Sage uns nahegebracht wurde.

Zahlreich waren auch die Beispiele, die uns erzählen, wie Menschen, die sich gegen Sitte und Recht und überhaupt gegen die allgemeinen gesetzlichen Anordnungen der Menschlichkeit vergangen haben, der verdienten Strafe zugeführt wurden. Der Glaube an die Gerechtigkeit und Vergeltung, an die Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen, wenn auch nicht immer dieseits, so doch in der anderen Welt, durchweht fast alle diese Erzeugnisse einer phantasievollen Dichtung.

Verfolgen wir nun an Hand von Beispielen, was unsere Sagen über Vergehen und Strafe, über Schuld und Sühne berichtet ! Da sind es besonders die Geizigen und Habsichtigen, die das wohlverdiente Schicksal ereilt.

Noch heute erzählt das Volk in der Fränkischen Schweiz von einer ganz hartherzigen Jungfrau, die einen großen Bauernhof bei Pottenstein besaß und die nur darauf bedacht war ihren Besitz immer mehr und mehr zu vergrößern. Als einmal große Hungersnot im Lande herrschte, und sie ihr Getreide nach Pottenstein brachte, um dort für teures Geld dasselbe verkaufen wollte, umringte sie eine Schar Bettler und bat sie um Brot. Statt Brot gab sie ihnen aber Hohn- und Schimpfworte und drohte, sie mit Gewalt zu vertreiben. Wegen ihres großen Geizes wurde sie vom lieben Gott, der sich in Bettlergestalt unter den Armen aufhielt, in einem Steinfelsen verwandelt. Dieser steilabfallende Felsen wird heute noch " die steinerne Jungfrau " benannt.

Nicht viel anders ist es bei der Habsucht, was die Menschen verleitet, ihren Besitz durch Verrückten oder Versetzen der Grenzsteine zu vergrößern.

Diese Marksteinversetzer haben es aber alle nicht ungestraft getan. Sie fanden nach dem Tode keine Ruhe mehr, bis die Grenzverletzung gesühnt ist und der Markstein wieder an der richtigen Stelle steht.

Als Menschen ohne Kopf, als Irrlichter, Feuerige Männer oder in leiblicher Gestalt, den Grenzstein im Arm tragend und rufend: "wo soll ich ihn hintun?" machen sie den Ort ihres Verbrechens unsicher, bis sich ihrer jemand erbarmt und die erlösende Antwort gibt: "Dahin, wo du ihn hergenommen hast".

Mancher von ihnen, von diesen Unglücklichen hat ja schon - vielleicht nach Jahrhundertlanger Bußzeit - Erlösung gefunden. -

Das Grenzsteinversetzen führte im Mittelalter überhaupt zu ganz strengen Strafen.

Auch Grenzstreitigkeiten waren in früheren Zeiten oftmals in zahllosen und langjährigen Kämpfen ausgeartet, was uns heute geradezu unglaublich erscheinen würde.

Betzensteiner Gerichtsbücher aus den Jahren 1519 und 1548 tragen noch zahlreiche Einträge ähnlicher Streitigkeiten, deren Strafverhängungen wir heute, als ganz grausam empfinden würden.

Auch der Fraischstein - er hatte zu jener Zeit die Bedeutung gehabt, ein gewisses Asyl, eine Freistätte zu kennzeichnen. Da wo noch ein solcher steht, hatte kein Häschler nach einen Verfolgten greifen und kein Bluträcher die Wehr zücken dürfen.

Hierüber wird ausführlich im II. Teil noch berichtet.

Anton Buchner

Aus der wechselvollen Geschichte Betzensteins
allgemeines in ganz kurzen Umrissen

Als die Stadt Betzenstein unter Nürnberger Herrschaft
stand

Unlösbar verbunden durch die Jahrhunderte sind die Geschichte der Burg und das Städtchen. Hoch über den Häusern, - einmal die kleinste Stadt; Fränkens gewesen - thront die Feste auf steilem Felsen.

Im 12. und 13. Jahrhundert war die Feste die Stammburg des Geschlechtes derer von "Petzenstain".

Dieses Betzensteiner Geschlecht ist sehr frühzeitig erloschen. 1311 kam die Burg durch Bischof Wulfig als bischöflich bambergisches Lehen an Konrad von Schlüsselberg. In späteren Zeiten sind dann die Landgrafen von Leuchtenberg die Herren von der Burg Betzenstein geworden. Gelönöten aber zwangen sie die Feste zunächst 1406 an die Wittelsbacher zu verpfänden und 12 Jahre später endgültig zu verkaufen.

Burg und Stadt Betzenstein waren bei den Friedensverhandlungen beim Landsnüter Erbfolgekrieg 1505 von den Wittelsbachern dem Rat der freien Reichsstadt Nürnberg überlassen worden.

Aber auch in diesem 300 Jahre währenden Geschichtsabschnitt überwogen Not und Elend die Zeiten friedlicher Entwicklung. Schwer angeschlagen war die Stadt aus den Ereignissen des Erbfolgekrieges hervorgegangen.

Nürnberg gab nun seinen neuen Untertanen Darlehen zum Wiederaufbau der Häuser. 1536 wurde dann Betzenstein mit einer Stadtmauer umgeben und das Schloß wieder neu befestigt. Noch heute erinnert das Fachwerkbrunnenhaus am Unteren Tor an das große soziale Werk der Reichsstadt Nürnberg für die Betzensteiner Untertanen, den Bau eines 92 Meter tiefen Ziehbrunnens, durch den die erste gemeindliche Wasserversorgungsanlage geschaffen wurde.

Noch waren die Wunden des Bauernkrieges 1525 nicht vernarbt, brach neues Unheil durch die Kriege des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg mit der Reichsstadt Nürnberg über Betzenstein herein. Das Städtlein wurde "gebrandschatzt", die Burg niedergebrannt, von Nürnberg später wieder aufgebaut.

Während des 30jährigen Krieges plünderten schwedische, bayerische, kaiserliche und spanische Truppen. Durchziehende Kroaten schleppten die Pest ein. Aber Not und Elend hatten noch nicht den Höhepunkt erreicht. Die schwarzen Blattern forderten unter den Einwohnern zahlreiche Opfer. Ziemeuerherden zogen plündernd durchs Land.

Als 1648 die Glocken den Frieden einläuteten, war Betzenstein verödet, die Acker und Wiesen verwüstet. Neue Notzeiten brachen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts über Betzenstein herein. 1760 und 1763 brachen erneut die schwarzen Blattern unter der Bevölkerung aus, die Jahre 1771/72 brachten eine Hungersnot.

" Die Opfer, die in diesen Unglücksjahren gefordert wurden, sind aus dem jährlichen Verhältnis zwischen Geburten und Sterbefällen ersichtlich. In der Blatternzeit 109 Geburten und 206 Todesfälle, in der Hungerzeit 79 Geborene und 160 Gestorbene . "

24 Jahre später hatte die Stadt Betzenstein und Umgebung unter den Plünderungen der französischen Truppen der Generale Jourdan und Ney schwer zu leiden.

Am 15. September 1806 wurde die Reichsstadt Nürnberg, die Napoleon I. dem neuen Königreich Bayern überlassen hatte, diesem übergeben und damit wurde auch Betzenstein mit seinen Nürnberger Untertanen bayerisch. -

Diese wechselvolle Geschichte Betzensteins in ganz kurzen Zeilen geschildert. Heute sind beide Burgen in Privatbesitz und zählen zu den wenigen Burgen der Fränkischen Schweiz, die vollständig erhalten geblieben sind.

Der Betzensteiner Postillion !

Schön war noch die Zeit als die Postkutschen mit ihren Postillionen durch die deutschen Lande fuhren, die heute im Zeitalter der Technik nurmehr als ein Stück Romantik aus längst vergangenen Tagen betrachtet werden kann. Und als noch die gelben Karriol- oder Personenpostwagen auf unseren fränkischen Landstrassen dahinrollten; ein altvertrautes und fast von der Romantik umworfenes Bild, wenn der Postwagen, durch die Dörfer und schmalen Gassen der Städte fuhr, wo dann Alt und Jung, an die Fenster oder unter die Haustüre eilten, um ein wenig die fremden Gesichter hinter den Wagenfenster zu mustern.

Oder wenn die Postkutsche unter Peitschenknall und das Klappern der Pferdehufe vier oder auch sechsspännig durch die fränkische Landschaft rollte, mit den blauberockten Kutscher und Postillion auf den Bock und lustig das Posthorn erklang, denkt man wehmütig zurück an die Romantik vergangener Zeit.

Der Postillion Johann Held, genannt der " Posthänsl " hatte viele Jahre hindurch die Postkutsche gefahren.



Bayerische Postillione um 1850

Auch Betzenstein hatte einmal eine solche Poststation, wo die Postkutschen nach Pegnitz - Gräfenberg - Simmelsdorf und Schnaittach fuhren; von den Alten noch gut in Erinnerung blieb der besonders beliebte Postillion, genannt der " Posthänsel ".

In Betzenstein gab es früher aber auch zwei sehr resolute weibliche Postillione :

Als erster stand vor langer Zeit ein Betzensteiner Postillion namens Gries, Jahrzehntelang im Dienst bei der Thurn- und Taxischen Reichspost.

Da derselbe stets immer in der Bekleidung eines Postillions auftrat, ahnte damals niemand, daß der allzeit dienstwillige und freundliche Postillion ein weibliches Wesen war.

Eine schwere Krankheit die sich diese Postillionsfrau zuzog und damit einen Krankenhausaufenthalt notwendig machte, brachte dann die Aufklärung an den Tag.

Als zweiter verrichtete das Amt eines Postillions eine " Dora Wiessner ", die acht Jahre lang von 1832 bis 1840 die Postkutschen von Gräfenberg nach Erlangen gefahren hatte.

Betzenstein war seine Geburtsstätte. Er kam als kleiner Junge, obwohl er keiner war, sehr frühzeitig von seiner Heimat weg in die Fremde. Später zog er nach Leupoldstein und wurde dort Postknecht.

Er trug ständig einen sehr hohen Zylinderhut und bekam durch diese Kopfbedeckung den Spottnamen " Der Dourlhuter Postknecht ". Später trat er in den Postdienst und wurde fahrender Postillion, wo er die Strecken Gräfenberg - Erlangen zu fahren hatte.

Was nun diesen weiblichen Postillion eigentlich dazu veranlaßt hatte, ständig, ja schon seit ihrer Kinderzeit an, in Männertracht zu gehen, bewog, geht aus den alten Aufzeichnungen leider nicht hervor. Fest steht aber jedenfalls, daß niemand wußte und ahnte, das unter der Uniform ein weibliches Wesen zu finden sei.

Aber eine sehr ulkige, sonderbare und resolute Person dürfte sie gewesen sein, denn sie konnte besonders gut mit Pferden umgehen und ebenso gut auch reiten und sie wollte sogar 1840 zur Bürgermiliz einrücken, um in ein Reiterkorp aufgenommen zu werden, soweit dies aus der Aufzeichnung hervorging.

Erst bei der Musterung mußten die untersuchenden Ärzte zu ihren erstaunen feststellen, das sie es mit einem anderen Geschlecht zu tun hatten. Und dadurch kam dann die ganze Episode erst ans Tageslicht.

Über den Ausgang ist weiter nichts bekannt.

- . -

Aus einem uralten Bauerngeschlecht zu Mergners:

Wie ein echter fränkischer Bauer
von seinem Leben Abschied nahm !

Der Amaßbauer des uralten Dorfes Mergners (b. Betzenstein), das schon 1196 geschichtlich erwähnt wird, war zeitlebens ein besinnlicher, fleißiger und sparsamer Mann gewesen, ein Bauer von altem Schrot und Korn.

Als er im Jahre 1550 sein Anwesen übernommen und seine treue Lebensgefährtin heimgeführt hatte, da hat er es wahrlich nicht leicht gehabt, das etwas herabgekommene Anwesen wieder auf die Höhe zu bringen. Aber durch Fleiß und Sparsamkeit gelang es ihm, mit Hilfe seiner heranwachsenden Kindern den Hof wieder tragbar zu machen. Denn das größte Gut des Menschen, die Gesundheit, war ihm zeitlebens geschenkt.

Nun war er, nachdem er längst den Pflug aus den fleisigen Händen gegeben und sich in das Austragsstübchen zurückgezogen hatte, 85 Jahre alt geworden. Und da er nicht ganz rasten konnte, hat er die letzten Jahre mit dem alten zottigen Hofhund die Schafe gehütet und das Vieh mitfüttern geholfen.

Der strenge kalte Winter des Jahres 1605 setzte den Amaßbauern schwer zu. Eine starke Erkältung bannte den Alten in die warme Stube und ein einsetzendes schmerzhaftes Leiden warf ihn aufs Bett.

Als eines hellen Nachmittags die freundliche Frühlingssonne ihre wärmenden Strahlen auf seine Liegestatt sandte, von der aus er auf die Felder, und den dahinter liegenden Hüllerberg hinaussehen konnte, da stand er auf, zog sich an und ging leise in den gewölbten Stall hinab. Wie freute ihn das altvertraute Geräusch, unter dem seine gehörnten Lieblinge das schmackhafte Futter zermalnten und wiederkauten. Schon wenden sie alle ihrem alten Freund die Köpfe zu und der alte Bauer geht von Stand zu Stand und kraut den Jungen und den Alten schmeichelnd die Stirnen. " Alte Blässe, warst ein braves Tier und hast immer fleißig und willig Pflug und Wagen gezogen. Ja, ja, ich werde nicht mehr hinter euch in der weichen Ackererde gehen und ihren köstlichen, kräftigen Ruch einatmen, wenn jetzt das Frühjahr wieder kommt ! "

Da streckt der alte Braune mit seinem Wiehern seinen Kopf über seinen Stand und sein alter Herr streichelt ihm seinen alten Kopf mit den grauen Nüstern und den weißen Bögen über den eingesunkenen Augenhöhlen. " Alter Brauner ! Wir waren zusammen jung und lebensstark und sind nun beide alt geworden ! Steif sind unsere Beine geworden und das Springen haben wir beide längst verlernt. Geniße nur noch länger dein Gnadenbrot, alter Freund ! " Auch dem daneben stehenden jungen Pferd, dem er noch das Ziehen gelernt hat, tätschelte er Hals und Schenkel.

Vor der Stalltüre rasselte schon längst der alte Hofhund an seiner Kette auf der Laufstange und steckt den Kopf zur angelegten Tür herein. Der Bauer streichelt zärtlich mit schwachen Händen über das gelbe Fell und drückt das sich an ihn schmiegende treue Tier an sich und kraut ihm zärtlich den alten Kopf. " Ja, du bist mein braver Schweizer, Du ! Hast immer Haus und Hof treu bewacht und hast auch die Schafe nicht geplagt und nicht gebissen und die Lämmer nicht im Sprung umgeschmissen. Gelt, es war halt schön, hinten auf den weiten Wiesen am grünen Wald ! Wirst wohl auch nicht mehr lange hüten, mein guter alter Hund ! " Tränen stehen dem alten Bauern in den Augen und rinnen über die runzeligen Backen.

Sein letzter Gruß gilt seinen geliebten Schafen, die sich blöckend an ihn andrängen, wie wenn sie sagen wollten :
" Wirds denn noch nicht bald Zeit, daß du uns wieder hinausführst auf die grünen Wiesen und die Äcker mit den jungen saftigen Gräsern ?

Wehmütig schaut der Bauer hinauf aufs Scheunendach, wo sich die Tauben girrend und die Flügel spreizend, in der Sonne wärmt.

Mit weitem Blick unfaßt er vom Hoftor aus die im Sonnenschein vor ihm liegende Landschaft, die Felder und Wiesen, den Wald und den dahinter liegenden, Hüllerberg, wirft dann noch einen letzten Abschiedsblick über Haus und Hof und geht dann langsam und mühsam durch den Stall zurück in sein Stübchen.

Noch am gleichen Abend schloß er nach kurzem Todeskampf seine Augen für immer und durch das geöffnete Oberfenster flog seine Seele hinauf in den Himmel zu den Seelen der Genossen seiner Sippe, die ihm dorthin vorausgegangen sind.

Auf dem Wagen, den er selbst so oft gelenkt, wurde sein alter Leib unter großer Begleitung seiner Sippe und Freunde durch die Landschaft, vorbei an seinen Feldern und Wiesen zum stillen Friedhof des nahen Müller Kirchleins hinübergefahren und dort, altem Brauche gemäß, in die Heimaterde gebettet, aus der er geboren war, der er zeitlebens gedient und die er in seiner stillen Weise so sehr geliebt hatte, mit der er nun auf ewig vereint ist !

Es ist etwas Hohes und Heiliges um die Verbundenheit des Menschen, besonders des bäuerlichen, mit seiner Heimaterde, mit der Scholle, aus der er geboren und aufgewachsen ist. Auf der seine Vorfahren gelebt und gearbeitet haben und seines Blutes Kinder leben, arbeiten, sich freuen und sorgen, trauern und sterben werden nach den ewigen Gesetzen des Werdens, Seins und Vergehens.

Der Bauer ist der Liebling der Allmutter Erde und ihm bietet sie zuerst ihre Gaben dar. Deshalb liegt in seiner Verbundenheit großes Glück und hoher Segen, aber auch eine große Verantwortung für Volk und Staat, zu allererst aber für das Bauerntum selbst.

Die Liebe der Vorfahren muß von jeder Generation durch die Erfüllung der auf ihr ruhenden Pflichten gegen die ~~te~~ Erneuerung und die Zukunft eines Volkes.

Die Geschichte des spanischen OberstJohann Kaspar Türriegel

Riegelstein - unmittelbar an der Autobahn, zwischen Hienberg und Plech gelegen. Seit 1972 nach Betzenstein eingemeindet. Der Ort selbst bettet sich zu Füßen seines 589 m hohen Schloßberges, den man mit seiner fast kaum mehr sichtbaren Ruine, von der Autobahn aus ganz nahe vor sich liegen hat.



Repr.v.Gemälde: des JOHANN KASPAR TÜRRIEGEL

geb. 31.Juli 1722

in der Uniform eines spanischen Obristen

Die Burg Riegelstein könnte nach den ersten urkundlichen Auftreten des Geschlechtes mit Heinrich Türriegel am 21. Februar 1260 schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bestanden haben, wenn sie nicht damals schon im Besitz eines anderen Geschlechtes gewesen ist; denn die Türriegel nennen sich erst seit 1403 nach Riegelstein. Die Zeit der Erbauung der Burg Riegelstein liegt etwa um 1200.

So wurde dann die Burg Riegelstein der Stammsitz eines Fränkischen Adelsgeschlechtes, das wahrscheinlich aus der freien Reichsstadt Nürnberg kam und ursprünglich bürgerlicher Abkunft gewesen sein dürfte, die sich dann auf dieser einsamen Jurahöhe sesshaft machten. Die Familie schrieb sich Türriegel, und es ist möglich, daß ihre Stammburg zuerst Türriegelstein genannt wurde.

Eine Linie von diesen Türriegels hat sich in den Bayerischen Wald abgesetzt, und ein Sprößling dieser Familie hat sich dadurch besonders hervorgetan, daß er es von einfachen Bauernsohnes bis zum spanischen Obersten gebracht hat und als Kolonisorator in die spanische Geschichte eingegangen ist. Leider hatte seine Geldgier und seine Habsucht ein trauriges und verhängnisvolles Ende genommen.

Dieser Abkömmling war Johann Kaspar Türriegel, er wurde am 31. Juli 1722 in Gössersdorf im Bayerischen Wald geboren.

Ich habe mich eingehend mit dem ungewöhnlichen Lebensschicksal dieses fränkisch-altbayerischen Nachfahren beschäftigt, dessen Familie zwar von den adeligen Rittern Türriegel von und zum Riegelstein abstammte, als Zweig derselben aber in dem Bayerischen Wald abwanderte und dort eine bürgerliche Linie der Türriegel ins Leben rief. Ihr Sitz war das an der Bahnlinie Cham-Konzell-Straubing liegende Kirchdorf Gossersdorf. Die Vorfahren dieser bäuerlichen Familie Türriegel besaßen vor Jahrhunderten im Bayerischen Wald mehrere Schloßgüter.

Dieser Johann Kaspar Türriegel hatte keine Lust, Bauer zu werden. Er wollte "höher hinaus", wollte die Welt sehen und einmal eine angesehene und einflußreiche Stellung einnehmen, fern von seiner Heimat.

Nachdem er zuerst als Schreiber in der kurfürstlichen Bierbrauerei seines Heimatortes Gossersdorf tätig war und von dort als Gerichtsschreiber am kurfürstlichen Pflegegericht zu Mitterfels gearbeitet hatte, trat der Türriegel Kaspar mit 19 Jahren als Freischütze in die kurfürstlich-bayerische Armee ein. In dieser focht er tapfer in den Gefechten und Kämpfen des österreichischen Erbfolgekrieges, er zeichnete sich dabei derart aus, daß ihm Kaiser Karl VII. in München eine ansehnliche Geldsumme als Geschenk überreichte.

Als im Jahre 1742 die französische Armee in den Bayerischen Wald kam, ließ sich Türriegel als Kadett in das französische Infanterieregiment La Marc aufnehmen. Dabei hatte er das Glück, durch den französischen Oberstleutnant, der in seiner Heimat in Mitterfels im Quartier lag, ins Hauptquartier des Marschalls von Sachsen zu kommen. Dort wurde er mit der Überwachung der Kundschafter betraut.

Nachdem Türriegel Leutnant geworden war, erklimmte er die militärische Rängeleiter in erstaunlicher Schnelligkeit. Bald fungierte er im Generalstab.

Auf allen Kriegsschauplätzen der damaligen Zeit war Kaspar Türriegel zu finden, so im Österreichischen- im Brabantischen und im Siebenjährigen Krieg.

Einmal ging es dem Kaspar beinahe schief; 1746 fingen ihn die Österreicher, stellten ihn in Innsbruck an den Pranger und verwiesen ihn des Landes.

Im Siebenjährigen Krieg finden wir Kaspar Türriegel wieder im Dienste französischer Marschälle, die ihn mit der geheimen Kriegskorrespondenz betrauten.

Bis dahin mag das Leben des unternehmungslustigen und klugen Ostmärker in einigermaßen ehrlichen und geraden Bahnen verlaufen sein. Denn er wurde 1757 Hauptmann und schon 1760, mit 38 Jahren Oberst. Von da ab entwickelte sich Türriegel zum echten Glücksritter seiner Zeit.

Da ihm Frankreich kein selbständiges Kommando übertrug, verband er sich wieder mit Johann Michael Gschray, und beide erreichten es, daß ihnen König Friedrich der Große von Preussen den Auftrag zur Bildung eines Freikorps von 1.600 Mann gab, das Türriegel als Oberstleutnant befehlen sollte.

Beide stellten das Freikorp zwar zusammen, aber nur auf dem Papier, und schädigten dadurch den Alten Fritz um viele Tausende von guten Talern. Während dieser Tätigkeit kam 1761 Türriegel in schwere Differenzen mit dem genannten Gschray, dieser bezichtigte ihn des Hochverrats und brachte es fertig, daß Türriegel verhaftet und in die Festung Magdeburg verbracht wurde, wo man ihn bis 1. Januar 1765 festhielt.

Damit war nun die militärische Karriere Türriegels beendet; nach seiner Freilassung quittierte er den Militärdienst und sah sich nach einer anderen Tätigkeit um. Dabei kam er auf die Idee, sich kolonialisatorisch zu betätigen. Von seinen Kriegszügen her kannte er ein Land, in dem es auf diesem Gebiet unendlich viel zu tun gäbe. Es war dies die spanische Provinz Andalusien mit dem völlig brachliegenden öden Gebirgsland der Sierra Morena, um Córdoba, dessen Berge bis zu 1300 Meter aufsteigen. Diesen unwirtlichen, unerschlossenen Landstrich wollte Türriegel mit deutschen Kolonisten bevölkern und bewirtschaften.

Türriegel arbeitete einen ausführlichen Plan aus, schrieb darüber eine umfangreiche Denkschrift und brachte es fertig, dieses Material anlässlich der Kaiserkrönung in Frankfurt am Main im Jahre 1764 dem spanischen Gesandten zu unterbreiten. In diesem fand Türriegel einen eifrigen Sprecher beim spanischen Königshof, der den Vorschlägen Türriegels freudig zustimmte und ihm finanzielle Unterstützung in Aussicht stellte.

In der Audienz, die Türriegel beim spanischen König hatte, ernannte ihn der Monarch zum spanischen Oberstleutnant, gleichzeitig verlieh er ihm, wohl im Hinblick auf seine adelige Abstammung, den Namen " Don Juan Caspar de Türriegel ".

Von der Frau Türriegel, einem ehemaligen Dienstmädchen aus München, behauptet die Überlieferung, daß sie sich als geborene " Gräfin von Schwannefeld " bezeichnete und ihre Herkunft dahin deutete, daß sie die illegitime Tochter eines deutschen Fürsten sei. Tatsache ist, daß sie, wie auch ihr Gatte, wiederholt als Gast beim spanischen königspaar weilte.

In Deutschland versuchte Türriegel vergebens, Gelder für sein gewagtes Unternehmen zu bekommen. Sein Vorhaben war, 6,000 deutsche Kolonisten in der Sierra Iorena anzusiedeln. Mit finanzieller Unterstützung eines reichen Lyoner Handels-herrn errichtete Türriegel in Köln eine Sammelstätte für jene Deutschen, die mit ihm nach Andalusien auswandern wollten. Tausende aus Franken, Altbayern und Schwaben, auch solche aus Westfalen und dem Rheinland gaben ihre Zusage. Von Madrid aus wurde Türriegel versprochen, daß er für die Beschaffung von 6,000 Kolonisten und 4,000 Soldaten einen Betrag von 60,000 Piaster erhalten werde. Die Mittel, deren sich Türriegel bei der Werbung von Auswanderern bediente, waren z.T. sehr bedenklich, er versprach den Leuten in der neuen Heimat goldene Berge.

Im Jahre 1766 trat er mit seiner Familie und den Auswanderern die Reise nach Spanien an. Als Wohnsitz wählte er die Stadt Valencia.

Der spanische König empfing Türriegel mit hohen Ehren. Türriegel betrieb die Kultivierung des Landstriches und die Errichtung von Siedlungen für die Deutschen mit derartiger Gründlichkeit und mit einem derartigen Geschick, daß schon nach wenigen Jahren aus ödem Heideland fruchtbares Ackerland geworden war. Blühende Dörfer und Städte wuchsen aus dem Nichts empor, darunter Carolina, die Hauptstadt der Provinz Jaen, heute eine der schönsten Städte Spaniens.

Mit welcher ungeheuren Mühen, Strapazen und Entbehrungen die deutschen Siedler diese Dörfer und Städte entstehen ließen, das steht freilich auf einem andern Papier. Die Siedler mußten ungeheure Opfer bringen, oft kam es unter ihnen zu Reibereien, zu Ausschreitungen, ja sogar zu Kämpfen. Türriegel hatte nicht weniger als 7,321 Familien aus Deutschland nach Andalusien eingeführt.

Der letzte von diesen deutschen Kolonisatoren war der am 30. September 1852 verstorbene Paul Firmenich aus Mayschloß im Arntal. Im Jahre 1775 gab es in Sierra Iorena bereits 31 Orte mit deutscher Bevölkerung.

Kaspar Türriegel wurde durch dieses Unternehmen ein schwerreicher Mann. Der Ruf aber, den er drüben in Andalusien unter den Ansiedlern genoß, war nicht der beste. Man sagte ihm üble Dinge nach, ja, man warf ihm sogar vor, daß er seinen Reichtum den Großbetrügereien und Schmuggelhändeln verdanke, in die er verwickelt war.

Als diese Vorwürfe immer stärker wurden, versuchte Türriegel in die deutsche Heimat zurückzukehren, aber der Versuch mißlang, nicht zuletzt deshalb, weil man gegen ihn Anklage erhob und Türriegel ins Gefängnis steckte.

Türriegel zog sich nach Valencia zurück, wo er den Gewinn seines Unternehmens, 60,000 Piaster zu genießen gedachte. (1 Piaster war ca 1 Dollar.) Zu jener Zeit eine unheimlich große Menge Geldes.

Von Valencia aus siedelte er nach Madrid über, dort beteiligte er sich an ganz unehrliche Handlungsgeschäfte, die ihm dann Festungshaft einbrachte.

Es wurde ihm nicht nur seines Offiziersranges für verlustig erklärt, sondern auch sein Vermögen wurde beschlagnahmt und in einer Gerichtsverhandlung wurde er 1787 zu einer 10 jährigen Festungshaft verurteilt, die er im Gefängnis der Festung Pamplona absitzen sollte.

Türriegel gelang es aber mit Hilfe von bestochenen Aufsehern, aus der Festung zu entfliehen. Er lief zum König an die Sommerresidenz bei Madrid, tat einen Fußfall und suchte durch Tränen der Reue und Bitt das Königshertz zu erweichen, aber umsonst. Er fiel in Ungnade. Türriegel wurde wieder verhaftet und auf die Festung zurückgebracht und wurde desto strenger verwahrt und bewacht.

Nach seiner Wiedereinlieferung in Pamplona erlebte Türriegel den Tag seiner Freiheit nicht mehr. Dort ist er im Jahre 1795 arm, elend und vergessen gestorben. Auf dem Friedhof in Pamplona hat man den großen Abenteurer beerdigt.

Er hatte großes Elend, Leid und Kummer über seine Familie gebracht. Seine schöne Frau starb an Kummer, Sohn und Tochter verließen Spanien und verkanen.

Auch das Schicksal der deutschen Auswanderer in der Sierra Morona gestaltete sich nicht sehr glücklich; im ersten Jahr starben allein 1,200 Siedler an ansteckenden Krankheiten. Im Jahre 1936, also in unserer Zeit, zählte das von Türriegel kolonisierte Gebiet in Spanien rund 30,000 Seelen.

Wer als Deutscher heute dorthin kommt, der findet nur noch herzlich wenig, was an Deutsches Wirken und deutsches Wesen erinnert.

Die Andalusier aber wissen, daß viele von ihnen deutscher Herkunft sind und daß sie ihre jetzige Heimat dem aus Franken stammenden Kaspar Türriegel zu verdanken haben. So war der Aufstieg und der Niedergang dieses ruhmreichen Joh. Kaspar Türriegels, Ende.

Abraham Wolfgang Kufner aus Betzenstein

Maler und Kupferstecher in Nürnberg

In Betzenstein kam 1760 Abraham Wolfgang Kufner zur Welt, der an der Nürnbergschen Universität Altdorf studierte, 1807 wegen Falschmünzerei verhaftet wurde und sich später das unglaubliche Stück leistete, ein der Stadt Nürnberg gehörendes Selbstbildnis Albrecht Dürers, aus dem Jahre 1500, das ihm zur Anfertigung einer Kopie geliehen worden war, von seiner gestempelten Rückseite zu trennen, darauf seine Kopie zu malen und diese dann der Stadt Nürnberg als angebliches Original wieder zurückzugeben.

Das gefälschte Bild kam als originales Dürer-Selbstbildnis später ins Germanische Museum, wo es sich noch heute befindet.

Das weltbekannte wirkliche Original aber, das Dürer mit langen wallenden Lockenhaar und Pelzkragen darstellt, wurde 1805 nach München verkauft, wo es die Alte Pinakothek schmückte.

Abraham Wolfgang Kufner, der, wie gesagt in Altdorf studierte, wurde ein hervorragender Maler und Kupferstecher, 1807 wegen der Falschmünzerei mehrere Jahre Gefängnis auf der Veste Rothenberg bei Schnaittach einbrachte, begab sich dann nach seiner Entlassung nach Ingolstadt an der Donau wo er am 5. Oktober 1817 am Schlagfluß starb.

Die Kufnersche Kopie kam 1801 durch den Kunstraub der Franzosen auf Anordnung des französischen, in Nürnberg weilenden Kommissars Neveu nach Paris in das Louvremuseum und 1815, bei der Rückführung der von den Franzosen geraubten Kunstschatze nach Deutschland, wieder in den Besitz der Stadt Nürnberg. Der Betrug dieser einwandfreien Fälschung kam erst später nach Jahren, also nach Kufners Tod auf.

Ein Faustschlag ins Gesicht

(1)

mußte auch einmal ein stolzer Ritter hinnehmen

Auch die Landgrafen von Leuchtenberg waren lange Zeit im Besitz von Betzenstein. Da dieselben aber vielfach mit anderen Grafschaften in kostspieligen Fehde verwickelt waren, kamen sie immer mehr in Geldnöten und Pfändungen.

In einer solchen Notlage sprang Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt ein und brachte die verpfändeten landgräflich-leuchtenbergischen Besitzungen durch Bezahlung der Schulden zur Auslösung. Die Landgrafen mußten wohl oder übel diese Besitzungen dem Herzog Ludwig dann überlassen. Durch Übertragung von noch anderen Pfandschaften auf die Veste Betzenstein, stieg die Pfandsomme noch weiter an und belief sich schließlich auf 2,000 ungarische Gulden.

Um das Geld dem Herzog Ludwig zurückzahlen zu können, sah sich Landgraf Leopold genötigt, die Veste Betzenstein dem Pfalzgrafen Herzog Johann von Bayern und seiner Gemahlin Katharina von Pommern am 15. Februar 1418 zu veräußern. Damit war nun die Veste Betzenstein an die bayerische Pfalz gekommen.

Einige Jahre später nach der bayerischen Herrschaft wurde die Burg Betzenstein bald wieder zur Ruine. Denn während der Kriegshandlungen wurde auf Geheiß Katharinas von Pommern, der Gemahlin des Herzog Johann von Bayern, die Burg Betzenstein zerstört; eine sehr merkwürdige Tatsache, denn Katharina von Pommern und Herzog Johann von Bayern hatten ja selbst die Burg von den Landgrafen von Leuchtenberg 1418 gekauft.

Wie nun die Überlieferung berichtet; geschah die Zerstörung auf den wohl bedachten falschen Rat eines Hofbeamten, und zwar dem Ritter Siegmund von Egloffstein, er hatte der Herzogin geraten, die Burg Betzenstein brechen zu lassen, da sie ein Raubnest sei.

Obwohl Siegmund genau wußte, das dies nicht den Tatsachen entsprach, da er aber um Betzenstein auch selbst begütert war, glaubte er, durch eine falsche Anschuldigung sich Vorteile schaffen zu können.

Als aber Katharina von Pommern erfuhr, daß die nunmehr zerstörte Burg Betzenstein kein Raubnest war, sondern "ein schönes Haus" gewesen wäre, hat sie sehr erbost und Wutentbrannt den Ritter mit einer Hand einen kräftigen Faustschlag ins Gesicht versetzt und gesagt: Du hast mich mit deinen falschen Rat betrogen und belogen und sie hatte ihn daraufhin sofort seines Dienstes enthoben und entlassen.

So mußte auch einmal ein stolzer Ritter einen Faustschlag ins Gesicht in Kauf nehmen; aber nicht nur das, er wurde auch noch seines Dienstes enthoben.

- . -

Ein toller Tausch

(1)

ein paar neue Reitstiefel für 99 Tagwerk Wald !

Der 30 jährige Krieg brachte viel Unheil, Not und Elend über unser Land. Das Regiment des Grafen von Sulz beging 1631 im Amte Betzenstein große Ausschreitungen. Schwedische Truppen hausten im Juli 1632 in den Ortschaften des Amtes Betzenstein ganz barbarisch. Sie töteten, plünderten und steckten viele Häuser in Brand. Überall trieben sich streunende Bettlerbanden und anderes Kriegsvolk umher, und plünderten was noch von den vorhergehenden Kriegsvolk übrig blieb.

Selbst der Landadel der von den Naturalabgaben seiner Hörigen gelebt hatte, sah seinen wirtschaftlichen Ruin vor Augen, überall saß das Elend und die Not am Tisch. Städte und Dörfer waren verödet, die Weidefluren zerstampft und verwüstet, auf den Ackern wuchsen Disteln und wildes Gesträuch. Die Ställe sind leer und das Vieh ist weg. Der Wert großer Bauerngüter und Grundbesitz waren bis auf ein Geringes gesunken.

Eine Überlieferung berichtet uns; ein Ritter von Egloffstein, vergab in der Waldabteilung Pitzgrund bei Leopoldstein, dem heutigen Staatsforst, für ein paar neue Reitstiefel, ein Waldgrundstück von 99 Tagwerk.

Dieses quadratisch große Waldgrundstück hat heute noch im Staatsforst eine eigene Plannummer.

Auch für einen Laib Brot wurden zu jener Zeit große Grundstücke veräußert. So war damals der Wert von Grund und Boden im Lande gesunken

- . -

Das unheilvolle Jahr 1796

Aus einer Aufzeichnung des Bauern Johann Lipfert
aus Betzenstein vom Jahre 1796

Die Kriegsfackeln der französischen Revolution brachten großes Leid und Unheil über die fränkischen Gaue und die Oberpfalz. Die siegreichen Heere der jungen gallischen Republik drangen 1796 über die deutschen Grenzen. Rasch und unaufhaltsam rückten sie immer weiter vor. Obwohl der französische Oberbefehlshaber überall Proklamationen anschlagen ließ, er führe nur Krieg gegen die Fürsten, nicht gegen das Volk, so sprachen die Taten seiner zuchtlosen Truppen diesen Worten Hohn.

Auf dem Rückzug der französischen Armee wurde im August des genannten Jahres auch die oberpfälzische Stadt Amberg schwer heimgesucht. Die Truppen forderten von der Stadt, obwohl sie noch überall raubten und plünderten, eine Kontribution (=Kriegssteuer) von einer Million Franken. Da die Stadt diese ungeheure Summe natürlich nicht aufbringen konnte, wurden dafür einfach acht der angesehensten Männer, Mitglieder der dortigen Regierung und der Stadt, als Geiseln ergriffen und fortgeschleppt.

Am 14. August kam die Armee Jordans über Betzenstein, mit 70,000 Mann, zog durch unsere Gegend. Beutelüsterer fielen diese Horden über die Bürger, Bauern und Dörfer her, plünderten und raubten, was irgendwie zu holen war.

Eine französische Eskorte, die am 25. August um Mitternacht in Betzenstein, wo ohnehin schon alle Häuser mit Menschen überfüllt waren, eintraf, brachte auch die acht Amberger Geiseln mit.

Es waren : der Statthalter Maximilian Graf von Holnstein,
der Vizepräsident der Regierung Graf v. Taufkirchen
der Oberforstmeister Clemens Graf von Holnstein,
der Landrichter Freiherr von Gobel,
der Hofkastner Freiherr von du Prel,
der Stadtdechant Michael Vogt,
der Zahlamtskontrolleur von Vaccani und
der Stadtsyndikus Anton von Röckl.

Kein Quartier konnte mehr ausfindig gemacht werden, bis endlich der amtierende Pfleger von Stromer, welcher mit dem Amberger Landrichter Gobel gut befreundet war, für liebevolle Aufnahme sorgen konnte. Alle durften im Betzensteiner Pflegamtsschloß untergebracht werden.

Am andern Tag in der Frühe setzten die Geiseln unter starker Bewachung ihren langen und beschwerlichen Weg abgemattet nach Ebermannstadt fort, wo sie gegen Abend auch eintrafen. Beinahe alle Häuser waren verlassen und entvölkert.

Der dortige Stadtpfarrer, obschon selber fast ganz ausgeplündert, war so liebenswürdig, den Amberger Herren sein Haus als Quartier anzubieten, was mit Freuden angenommen wurde.

Ebermannstadt wurde von den zuchtlosen französischen Truppen gar hart mitgenommen; die mutwilligsten Plünderungen und Räubereien wurden begangen, Bier, das nicht mehr getrunken wurde, ließ man - auch im Pfarrhofe - aus den Fässern laufen. Einige Bürgersöhne, darüber sehr erbittert und empört, stellten sich gegen die Franzosen und gaben Feuer. Das versetzte die ohnehin ergrimten Franzosen in solche Wut, daß sie das ganze Städtlein einäschern drohten; und wirklich, obgleich ein französischer General darin sein Quartier bezogen hatte, stand gegen 9 Uhr abends fast der ganze Ort in hellen Flammen. Nur wenige Häuser, darunter der Pfarrhof, in dem sich nun der General einquartierte, blieben von den Flammen verschont. Was nicht gänzlich verbrannt war, wurde von den Unmenschen völlig zerschlagen oder sonst zugrunde gerichtet.

Am folgenden Tage ging die Reise unter strenger Bewachung über Forchheim nach Bamberg, wo die Geiseln abends 5 Uhr ankamen und im Gasthaus zum "Goldener Kleebaum" auf dem sogenannten Kaulberg einquartiert wurden, weiter. Zugleich wurde ihnen bedeutet, daß sie am nächsten Tage zu Haßfurt dem französischen Hauptquartier ausgeliefert würden, was aber zum Glück unterblieb, denn schon am nächsten Tage wurden die Geiseln durch kaiserliche Kavallerie aus den Klauen ihrer Peiniger befreit.

Der Bauer Johann Lipfert aus Betzenstein schildert in einer Aufzeichnung vom Jahre 1796, wie die ersten Franzosen nach Betzenstein kamen.

" Am 13. August 1796, in der Nacht um 11 Uhr, ist der Pfarrer und der Schullehrer von Großen-Gsee angekommen, mit der Nachricht, daß sie von den Franzosen ausgeplündert worden seien. Am nächsten Tage, früh morgens, ist die Frau mit Kindern des Amtspflegers von Stromer nach Bronn geflüchtet. In der Nacht vom 13. auf 14. August erschienen dann 26 Mann Fußvolk und vier Reiter, deren erstes Verlangen war: 30 Wagen, 150 Sack Haber und 800 Portionen Brot.

Am 14. August kamen wieder Franzosen von Hiltpoltstein her nach Betzenstein angerückt, abermals 26 Mann Fußvolk und 4 Reiter, die aber am 15. wieder nach Neuhaus abmarschierten.

Um 8 Uhr abends brachte der Amtsbote schlimme Nachricht aus Nürnberg mit, wonach sich die Bürgerschaft reservieren sollte, preußischen Schutz anzunehmen. Der blinde Alarm "Die Franzosen kommen" jagte alle aus dem Schloßhofe. Da eilte jeder nach Hause, packte seine besten Sachen auf die Wagen und fuhren in der Nacht nach Pegnitz. Es sind aber keine Franzosen gekommen. Aber am 25. August, abends zwischen 8 und 9 Uhr kamen sie in großen Massen von Velden her angerückt, am 26. August zog dann die ganze Armee durch Betzenstein. Die Generale Jourdan und Ney bezogen mit ihrem Stab Quartier im Pflagamtschloß. Der ganze Galgenberg, Klausanger und alles rings um das Städtlein war von französischen Reitern und Fußvolk belagert.

Johann Lipfert schildert nun weiter, wie sie am 2. Tage früh 6 Uhr in seinem Haus zu plündern anfangen und welche schrecklich haltlose Zustände in der Nacht des 26. August in Betzenstein herrschten. Haber, Heu, Stroh und Getreide, so noch im Städtlein unausgedroschen lagen, alles, nebst dem Bier in den Kellern wurden mitgenommen und die Fässer zer schlagen und vernichtet.

Am Freitag, den 26. August, ging es in der Nacht überaus schlimm und gefährlich zu. Die Soldaten erhielten um 11 Uhr nachts das Plünderungsrecht, was bei der Bevölkerung unbeschreibliche Aufregung verursachte.

Lipfert selbst, von den Franzosen als Botengänger eingesetzt, wurde von ihnen einfach von der Strasse weg nach Pretzfeld mitgenommen und dabei sehr übel behandelt. Schon bei Weidenhüll wurde er öfteren vom General mit der Peitsche geschlagen, dann mit einem Strick an das Pferd eines Reiters gebunden, das ihn so lange Zeit mitschleifte. Seinen berechtigten Einwand, er sei des Weges nach Pretzfeld unkundig, beantwortete man mit der Drohung, ihn an einem Baum aufzuhängen.

General Ney ließ früh um 6 Uhr den Ort Kleingensee abbrennen. In Mogast wurde Lipfert mit zwei anderen Betzensteinern (einen Boten und einen Spion) im Schulhaus eingesperrt und streng bewacht.

Tags darauf ging's weiter nach Pretzfeld, wo sich die Gefangenen einer Leibesvisitation unterziehen mußten, bei der ihnen ihre guten Kleider und Stiefel abgenommen und durch schlechtere ersetzt worden sind. Von Pretzfeld aus wurden sie mit einem weiteren Betzensteiner entlassen und gelangten über Hagenbach (wo gerade das Schloß in Flammen stand) auf Umwegen wieder glücklich, am Sonntag, den 28. August in ihrer Heimatstadt an, wo schon die kaiserliche Armee durchzog und den Franzosen nacheilte.

Lipfert schilderte noch kurz, daß Betzenstein und sein Umland noch von weiterem Unheil heimgesucht wurde, am 15. September brach eine große Viehkrankheit aus (Maul- und Klauenseuche), wobei allein im Städtlein Betzenstein 82 Stück Vieh der Seuche zum Opfer fielen. Auch die umliegenden Dörfer waren gleichfalls bedroht und betroffen.

Der im Amte Betzenstein von den Franzosen angerichtete Schaden, betrug ohne den Viehausfall 16,000 fl. (fl. = Gulden). Für die damalige Zeit eine enorme Summe Geldes.

DIE GUTE SUPPE

(Was uns die Barbara Wirth aus Riegelstein
anno 1814 berichtet.)

" Ich war ein kleines Mädchen von 10 Jahren, als im Sommer des Jahres 1814 unser Dorf kaiserlich-russische Einquartierung erhielt. Es war ein großer Trupp Kosaken. Das ganze Dorf war in Aufregung; wurden doch von diesem wilden Volk allerlei Schauer geschichten erzählt. Die Offiziere und Unteroffiziere hatten sich bei uns im Wirtshaus zu Gäste geladen. Sie zeigten sich ziemlich manierlich, nur gewaltigen Hunger schienen die wilddreinschauenden Gäste zu haben. Obwohl meine Mutter reichlich Brot, Fleisch, Wurst und Butter auftrug, so war doch bald alles verzehrt und die Kosaken sahen sich nach mehr um.

" Nach doch schnell eine große Schüssel Brotsuppe !" sagte mein Vater. Meine Mutter eilte sofort in die Küche, während der Vater durch Zeichen die Kosaken bat, sich noch eine Weile zu gedulden.

Als die Suppe fertig war, stellte die Mutter die Schüssel einsteilen auf die Ofenbank neben dem Herd, um in der Gaststube den Tisch zu decken. Der appetitliche Geruch der gutgeschmalzenen Suppe lockte aber auch noch andere mehrbeinige Gäste an, wie sie zu der damaligen Zeit in Bauernhäusern nicht selten zu finden waren und die man kurzweg auch " Russen" nannte. Als meine Mutter die Suppe holen wollte, sah sie zu ihrem Entsetzen, daß eine Unmenge dieser lieben Tierchen in der heißen Suppe schwamm.

In der Eile wollte sie die ungebetenen Gäste herausfischen. Da trat aber auch schon einer der Kosaken hinzu und nahm ihr mit den ungeduldigen Worten: " Kosak will Supp !" die Schüssel war fort.

Meine Mutter war derart erschrocken, daß sie kein Wort hervorbrachte; erwartete sie doch nichts anderes, als daß ihr für eine solche Suppe bald ein Kosakensäbel um den Kopf sausen würde. In ihrer Angst wollte sie fliehen. Da hörte sie durch die halbgeöffnete Tür, wie die Gäste Freudensrufe ausstießen; sie sah, wie sie schmunzelnd mit den Löffeln nach den krabbelnden Käfern fischten, mit wohlgefälligem Grollen die eigenartige Suppe verzehrten und obendrein die Löffel fein säuberlich abschleckten.

Nachher kam einer zu ihr in die Küche und drückte durch Mienen und Gebärden die allerhöchste Befriedigung über das Genossene aus : " O gut' Supp ! Schön Supp ! Supp mit Krebs ! Oh !" Dabei grinste er über das ganze Gesicht und schnalzte vergnügt mit der Zunge.

Und diese gute Stimmung hielt an. Meine Eltern hatten sich über die Linquartierung nicht zu beklagen. Wir Kinder wurden von den Kosaken mit allerlei Andenken beschenkt, durften auf den Kosakenpferdchen reiten, die krummen Säbel betasten und die anderen Waffen besehen.

Das gute Einvernehmen erfuhr indessen eine jähe Trübung beim Mittagessen des nächsten Tages; denn in die dampfende Suppe hatten sich diesmal keine "Krebse" verirrt. Da machten die Kosaken finstere Gesichter und riefen: "Nix da Supp! Supp mit Krebs will Kosak."

Was blieb meiner Mutter übrig? Wir Kinder begannen in der Küche alsbald eine hitzige "Krebsjagd" und die gute Suppe bildete das Hauptgericht, bis die Reiter am vierten Tag abzogen. Sechs russische Silberrubel war der Dank der Steppenreiter für die ausgezeichnete Bewirtung. Geschenke und Silberrubel wurden als "Kosakenschatz" noch lange Zeit in unserer Familie aufbewahrt."

Anhang-Nachtrag:

Zeugin der russischen Einquartierung war vielmehr die Großmutter der letzten Erzählerin Kuni Wirth, die 1814 etwa 10 Jahre zählte: Ihrer Mutter war also das Palheur mit der "Russen" Suppe zugestoßen, welche andererseits den Kosaken als Leckerbissen erschien.

Tatsächlich waren um jene Zeit russische Kosaken dort im Quartier; ich habe dies in meiner Riegelsteiner und Türriegel Geschichte ausführlich beschrieben.

Im Jahre 1814 waren russische Kosakentruppen im Durchzug, in Marschrichtung Rhein, die am 9. Juni 1814 in Riegelstein und Spies Quartier bezogen.

Die Truppen kamen in einer Stärke von einem Eskadron Kosaken, die vier Offiziere, zwei Unteroffiziere und 60 Reiter zählte.

Ausserdem mußten noch 74 Pferde gepflegt und versorgt werden. Ein Bote mußte die Quartiermacher von Betzenstein abholen.

Während die Mannschaften dann auf die Bauernhöfe von Spies und Riegelstein verteilt wurden, bezogen die Offiziere und Unteroffiziere im Gasthaus zu Riegelstein Quartier.

Dieser Wirth-Gasthof war damals schon im Besitz der Familie Wirth.

Anton Buchner

Das Schicksal eines Höhlenforschers !

Die Fränkische Schweiz gehört neben den Alpen und der Schwäbischen Alb, zu den höhlenreichsten Gebieten Deutschland. Schon vor eineinhalb Jahrhundert waren die Höhlen der Fränkischen Schweiz ein lockendes Forschungsgebiet und noch heute bieten sie der Heimatforschung eine Fülle dankbarer, ungelöster Aufgaben.

So prächtig, schön und zauberhaft die Tropfsteinhöhlen auch sind, so gefährlich kann aber auch ein Besuch werden, wenn der Neugierige die nötige Vorsicht außer acht läßt, wie es z. B. den jungen Unterweltforscher, Georg Winkler aus Behringersmühle einmal erging, von dem ich nachher berichten werde.

Es gibt eben Menschen die Abenteuer lieben und suchen, und der Mensch aller Zeiten und jeden Alters birgt mehr oder weniger, die Sehnsucht nach dem großen Abenteuer seines Lebens in sich.

Deshalb ist das Betreten von Höhlen in der Fränkischen Schweiz, oder wo es auch sein mag, besonders noch dazu von Höhlenunkundigen, stets äußerst gefahrvoll. Leichtsinn kann oftmals sehr schwerwiegende Folgen haben.

Eine große Gefahr für die Höhlenforscher bilden auch oft die schweren Felsblöcke, die manchmal so labil gelagert sind, daß sie bei Unvorsichtigkeit durch die kleinste Erschütterung zum Herabstürzen gebracht werden kann. Und genau so wurde ein solch herabstürzender Felsbrocken auch unserem Georg Winkler zum Verhängnis.

Vor 20 Jahren, - es war eines Sommertages des Jahres 1930, - war ich bei einer Höhlenausgrabung in Leutzdorf bei Gössweinstein, und machte von dort aus einen Abstecher nach Behringersmühle, um den Unterweltforscher Georg Winkler von dem ich schon des öfteren gehört habe, mal zu besuchen.

In Behringersmühle habe ich mich dann erkundigt wo dieser Höhlenforscher namens Winkler wohnt, dies war jedoch sehr leicht zu erfragen, den er war ja überall bekannt; die Einheimischen nannten ihn nur den " Leder-Görg ". -

Also ich traf nun diesen Leder-Görg in seiner Behausung an und muß sagen, trotz seines damaligen Alters mit fast 72 Jahren hatte er noch einen köstlichen Humor, war sehr zugetan und sehr bellesen; ein Original weitbekanntere Persönlichkeit.

Ich lieh's mir nun seinem Jugenderlebnis schauerlich berichten, daß ich Ihnen jetzt nachfolgend schildern werde:

Dieser Georg Winkler, hatte schon als Junge den starken Wissensdrang, die Eingänge zu den geheimnisvollen Grotten, Schluchten und Höhlen zu erforschen, die sich in der Dolomittfelslandschaft des fränkischen Jura zu Hunderten öffnen und dem Kundigen und Mutigen den Zutritt zu einer unterirdischen Welt von märchenhafter Schönheit vermitteln.

Eine solche Höhle zu entdecken, schien auch dem sogenannten Leder Görg sein höchstes Glück zu sein. Und so wurde ihm das lockende Abenteuer beinahe zum furchtbarsten Verhängnis. Er wohnte, wie ich Eingangs schon erwähnte, in Behringersmühle. Sein Elternhaus liegt am Hange des Schweikelberges. In halber Höhe dieses Berges wußte der junge Winkler eine Dolomittfelshöhle, die Füchsen und Dachsen als Unterschlupf diente und in der auch verschiedene male Hunde verschwunden waren, die nicht mehr zum Vorschein kamen. Diese Höhle, sollte nun das Objekt seiner Höhlenfahrt werden.

An einem Februar Tag des Jahres 1877 schlich sich der damals 18 jährige Winkler Schorsch bei Tagesgrauen von zu hause fort, ohne einen lenschen, weder seinen Eltern noch einem seiner Kameraden ein Wörtchen über seine Absichten zu veraten.

Ausgerüstet mit seiner schlechtesten Kleidung, mit einem Stück Wachskerze, einer kurzen Haue, einer Schachtel Zündhölzer und einer Schnur, rückte er dem Höhleneingang zu Leibe. Wie nun aber größtenteils alle diese Eingänge sehr beengt sind, so war auch dieser zu Beginn so eng, daß Winkler auf dem Bauche hineinkriechen mußte. Der Schacht in dem er kam, stieg langsam Bergan. Mit seiner kurzen Haue scharrrte Winkler die Erde weg, warf sie wie ein Maulwurf hinter sich, bog dann etwas rechts ab und kam auf diese Weise weitere zwei bis drei Meter vorwärts. Der Boden war weich und lehmig, eine übelriechende Stickluft drang ihm entgegen und von der Decke sickerte hie und da ein Wassertropfen zur Erde.

Im trüben Schein der unruhig flackernden Kerze stellte Winkler fest, daß dieser Schacht sich noch viel weiter in den Berg hineinziehe. Er vermeinte auch einen leichten Luftzug zu verspüren, der aus dem Innern der Höhle kam. Je weiter nun Winkler in die Höhle vorrang, desto unerträglicher wurde die Moderluft und desto zahlreicher wurden auch die Fledermäuse, die um seinen Kopf huschten.

Aber Winkler ließ sich nicht abhalten, seinen Körper immer weiter in den Schacht hineinzuschieben. Manchmal freilich überkam ihn der Gedanke, wie es wäre, wenn er den Rückweg nicht mehr finden würde? Schweißtriefend begann er den Durchstoß eines röhrenförmigen Tunnels, das in seiner Meinung nach von einem größeren Höhlenraum trennte. Schon war er zur Hälfte in dem engen Tunnel, da erschreckte ihn plötzlich der dumpfe Fall eines großen Felsbrockens hinter sich. Es war dies ein Zentnerschwerer Stein, gegen den er sich mit einem Fuß rücklings gestemmt hatte, um vorwärts zu kommen.

Winkler wollte nun sogleich wieder rückwärts kriechen, aber leider das ging nicht, denn er hang halb eingeklemmt in den sehr engen röhrenförmigen Tunnel, wo er sich ja nicht umdrehen konnte, er mußte nun erst durch den beengten Röhrenschacht durch, um sich wenden zu können. Er kroch nun wieder zurück, und mußte zu seinen unsagbaren Schrecken feststellen, daß der heruntergefallene Felsblock gerade vor dem Schacht lag, der den Ein- und Ausgang zur Höhle bildete.

Im Felsverlies war er jetzt rettungslos gefangen. Nun war sich Winkler klar: er befand sich als Gefangener in der Höhle! Der Ausgang war ihm versperrt, denn alle Anstrengungen, das schwere Felsstück vom Ausgang wegzuwälzen, waren erfolglos! Winklers ohnehin geschwächten Kräfte reichten nicht mehr hin, den Felskoloss wegzubringen. Es war auch gar kein Platz da, um ihn an eine andere Stelle zu wälzen.

Lähmendes Entsetzen und unaussprechliche Angst befielen den jungen Mann. Rufe und Schreie verhallen ungehört in dem weiten unterirdischen Raum. Ein Vaterunser stammelnd, ließ sich Winkler auf den Boden der Höhle nieder, gepackt von wahnsinniger Todesangst. Da ward es mit einem Male auch noch stockfinster um ihn. Das Kerzenlicht war ausgebrannt! Mit entsetzen murmelte er noch kleinlaut vor sich her; - auch daß noch. - So saß der arme Bursche über eine Tageslänge im stockdunklen dort unten in dem schauerlichen Gefängnis.

In Gedanken malte er sich seinen gräßlichen langsamen Tod aus. Daheim werde man nach ihm suchen. Vergeblich, und auch seine Leiche würde man niemals finden.

In einer Aufbäumung des letzten Lebenswillens verfiel Winkler auf einen Gedanken, der ihm noch Rettung verhieß; er begann neben dem Ausweg versperrenden Stein ein großes Loch zu graben, mit bloßen Händen und seinem Taschenmesser, den seine Haue war ja hinter den abgefallenen Felsbrocken.

Zum großen Glück bestand dieser Boden nicht aus Felsen, sondern aus weichem Erdreich, aus Lehm.

Winkler fühlte, wie ihm das Blut von den Fingern rieselte, während er grub. Aber er gab die Arbeit und damit die Hoffnung nicht auf; er grub vom Schweiß durchnäßt stundenlang im finstern, er grub und grub immer weiter, bis seiner Meinung nach das Loch groß genug war, um den hindernden Felsblock in dieses Loch schieben zu können. Mit dem Aufgebot seiner allerletzten Kraft stemmte sich Winkler gegen diesen - da, er traute kaum seinen Armen -, der Stein gab nach! Langsam rollte er in die von Winkler gegrabene Erdhöhle. Noch ein Ruck - dann glitt der schwere Stein auf dem lehmig-schmierigen Boden in die für ihn gegrabene Grube hinein. Damit war der Ausgang frei! Vorsichtig kroch er nun dem Eingang der Höhle zu. Nach langem Tasten und Suchen hatte er ihn erreicht.

Wie ein Besessener rannte er in der Dunkelheit den Berghang hinab ins Dorf zum Elternhaus. Denn mehr als 13 Stunden hatte Winkler in dem furchtbaren Gefängnis verbracht. Daheim erfuhr er, daß man schon längst nach ihm gesucht hatte, in der Meinung, er habe sich im Walde verirrt.

Georg Winkler sprach mit keinem Wort von seinem fürchterlichen Erlebnis. Erst am nächsten Tage, als er schwer krank zu Bette lag, lüftete er das Geheimnis. Und nun wußte man auch, weshalb er mit schneeweißen Haaren zurückgekommen war. Die Todesangst in der Höhle hatte ihm, den damals 18 jährigen, die Kopfhare gebleicht.

So endete ein fürchterliches Erlebnis, daß doch noch wie ein Wunder, einen guten Ausgang genommen hat.

1936 starb im Alter von 78 Jahren in Behringersmühle der Landwirt Georg Winkler, genannt der "Leider Görg", an dessen Namen sich die Erinnerung an eines furchtbaren Erlebnis seiner Jugendzeit knüpft. Man bezeichnet ihn als den Mann, der schon einmal "Lebendig begraben" war.

B. 12.3.1950
Anton Buchner

Der Geist im Schrödel Hannes seinen Klößtopf.

Die Geisterfänger von Mergners

Eine wahre Begebenheit die sich im Jahre 1811 in Mergners zugetragen hat.

In einem star~~k~~nebligen Spätherbstabend des Jahres 1811, wo der Wind die letzten Blätter ums Haus wirbelte und der Regen an die Scheiben der Fenster klatschte, daß man keinen Hund hinaus jagen mochte, da saß der alte Schrödel Hannes, Gedanken- voll auf seiner wacklichen Ofenbank und versuchte, vergeblich sich in die schrecklichen Zeiten hineinzufinden.

Wie er nun in dieser Dämmerstunde seine Gedanken so zerstreute, fiel ihm plötzlich ein, daß er ja noch allerhand zu schaffen hatte; zwar hatte er seine Kühe schon abgefüttert, aber Streu muß er ihnen noch einschütteln, sei "Henna" versorgen, und auch noch etwas Holz vom Stadel holen, um sein Nachtsüpplein zu wärmen. Wie er nun so im Begriff war, dies zu tun, hörte er plötzlich in seiner nebenan liegenden Küche, ein fürchterliches Gerumpel. Schon nichts gutes ahnend, holte er sich sein altes Talglichtlein vom Gesims herunter, zündete dieses an und schleicht dann zu der nur angelehnten Kuchentür und in diesen Moment fängt es drinnen gerade wieder zu rumoren an. Vorsichtig öffnete der Hannes den Spalt weiter, und leuchtete mit bangender Angst mit seiner Funzel hinein. Da - die Haare standen dem Hannes zu Berg, das Talglichtlein entfällt fast vor Schrecken seiner zitternden Hand - er sieht nun zu seinem Entsetzen seinen alten großen, russigen Klößtopf, den er zu Mittag doch erst noch benützt hat, ganz verrückt auf dem ausgetretenen Kuchenboden herumtanzen.

Er schreit nun aus leibeskräften was er konnte, "Allmächt' Allmächt'a Geist !" Der zu tode erschrockene Hannes weiß nun momentan nicht gleich was er schnell machen soll, nachdem er auch noch Mutterseelen alleine im Hause war.

Was macht der Hannes in seiner Angst nun schnell, - er ließ alles liegen und stehen und begab sich im Eiltempo zum Nachbarn um Hilfe. Und so war nun der Hannes, trotz seiner alten Knochen mit zwei Sätzen schon im Hof und in der Marie ihrer Stuben.

Er flog förmlich bei der Türe hinein und ruft nach Luft schnaufend der Marie zu, "der Geist, der Geist, "ist bei mir. Die Marie nun zu tode erschrocken, glaubte im ersten Moment es brennt, oder dem Hannes ist was in den Kopf gefahren.

Die Marie sagt nun zum Hannes, da getrau ich mir nicht hin= über, sonst könnt der Geist auch in mein Häusl überspringen, "lauf doch schnell zum Dirschen Couz nüber, dös is a grouß Mannsbild, "ja sagt der Hannes und war schon wieder bei der Türe hinaus und schlappert so schnell er konnte zum Dirschen Couz. Vor lauter Eile verlor er dabei in größter Aufregung auch noch seinen Holzpantoffel, aber das hat dem Hannes weit; er riß nun die Haustür beim Dirschen gewaltsam auf, und schreit wieder was er konnte, "da Geist, da Geist" ist bei mir, - Couz komm schnell zu mir, in meiner Kuchn fährt der Geist rum wie narisch".

Der Dirsch spricht nun: "Hannes Du hast mich jetzt gscheidt da schreckt", ich hab jetzt geglaubt es brennt bei Dir. Ich gehe gleich mit Hannes, aber das sag ich Dir, - wenns nicht wahr ist, schlag ich das Kreuz Dir ein.

Der Dirschn Couz nimmt nun einen großen Prügel, den er vor seinem Haus lehnen hatte, und mit noch einigen Nachbarn gings dann im Laufschrift zum Schrödel Hannes. Ein angesehener Merg= nester nahm sogar seine Mistgabel mit. Nun standen sie alle vor dem Geisterhaus - aber keiner wollte recht voran - zu der Kuchn - wo es geistert.

Behutsam ging nun der Hannes vorsichtig voran, langsam öff= nete er die Kuchentüre, damit alle den schrecklichen Geister= topf tanzen sehen können.

Wirklich steht dem Hannes sein alter, von ruß geschwärzter, Klößtopf mitten auf den ausgetretenen Boden, doch rührt und regt sich nichts im Topf, - aber dennoch getraute sich kei= ner den Topf anzufassen. Schon fängt der Dirschn Couz zum schimpfen an, über dem Hannes seinen Schwindel, aber in die= sem Augenblick, fängt der Geistertopf wieder an sich zu be= wegen. Kreuz und Quer saust der alte Hafen auf den Boden her= um und blieb ruckartig unter der Kuchenbank, im Schein der vom Schrödels Hannes hoch gehaltenen Talgfunzel, stehen. Es dauer= te aber nicht lange, da fängt er von neuem wieder an, sich zu heben, und zu drehen, und nach geraumer Zeit ist alles wieder mäuschen still. Alle sind entsetzt und starren wie gehannt auf den verhexten Topf.

Da fängt nun der Dirschn Couz an;" Kreuz Teufel nochamal bringt mir a mal a lange Stanga,ich will den Deckel von Hafen a mal runter tun". Schon wird von hilfsbereiten Händen eine lange Stange durchs Fenster hinein gereicht.

Er versuchte nun verschiedene Male mit der Stange den Deckel vom Topf runter zu kippen,aber es gelang ihm nicht. Nach langen hin und her,wurde es ihm endlich zu Dumm,er fuhr nun mit der Stange direkt in den Henkel des Topfes,hebt ihn unter der atemlosen Spannung aller umstehenden Mergnerser, langsam hoch, - da fällt der eiserne Deckel unter großen Lärm auf den Pflasterboden,und unter großem Geschrei fuhr der Geist aus dem Topf und dem daranstehendem Körbers Görg direkt ins Gesicht.

Schreiend und kreischend sucht er über die Köpfe der Geisterfänger hinweg flatternd der Freiheit zu - hinaus ins Weite - dem Hannes "sei Henna ."

Nur langsam konnten sich die aufgebrauchten Gemüter wieder von diesem Schreck erholen;doch blieb die Frage lange Zeit offen,wie es möglich sein kann,daß eine Henne den ganzen Ort in Schreck und Aufruhr versetzen konnte.

- . -

Warum die Franzosen 1806 Klausberg nicht fanden !

Klausberg,ein kleiner Ort,gehört zur Stadt Betzenstein, war in früheren Zeiten nur durch zwei Hohlwege zu erreichen, links scheint nur für einen Augenblick ein Hausgiebel aus einem Gewirr von dichtem Büschen und Bäumen,und wer es nicht wußte,ging achtlos an dem Dörfchen vorbei wieder in den Wald. So versteckt lag damals Clusberg^u,ein Ort mit wenigen Häusern.

1806 hatte Betzenstein und sein Umland in den Kriegen zwischen Napoleon und dem Dreibund,Preussen,Rußland und Österreich,infolge der ständigen Truppenbewegungen große Einbußen zu beklagen.

Als nun 1806 die Franzosen durch diese Gegend kamen,erkundigten sie sich nach dem Ort Clausberg,da sie ihn trotz eifrigen suchens nicht fanden.

Ein des Weges kommender Bauersmann sollte ihnen den Weg dort hin zeigen. So sehr sich dieser auch bemühte, er fand ihn nicht. Auch die Franzosen, die Streifen und Kundschafter ausschickten, kannten ihn ebenso wenig finden. Sie gingen immer im Kreise herum. Erbost und ergrimmt zogen sie wieder auf die Strasse die nach Plech führte.

Die Klausberger aber lachten; denn sie hatten einige Tage vorher die Eingangswege durch den dichten Wald mit frischen Rasen und Sträuchern bepflanzt. Nur einen schlechten Hohlweg ließen sie frei, und der war so täuschend angelegt, das er wieder zu der Strasse führte, die nach Plech ging. So hatten einstmals die Klausberger ihren Ort vor den Franzosen unsichtbar gemacht.

- . -

Als Landsknechte 1552 die Klausberger

(1)

Brandschatzen wollten, aber nicht konnten.

Viele dunkle Wolken schwebten im 16. Jahrhundert über Betzenstein und sein Umland - die Gefahr der immerwährenden drohenden Kriege. Die markgräflichen Kriege in den Jahren 1552/53 haben unendlich viel Unheil, Elend, Leid und Schrecken über unser Heimatland gebracht. Nicht nur Mord und Totschlag, sondern auch viele Dörfer und Gehöfte wurden in Schutt und Asche gelegt. Krieg, Blutvergießen und Brandschatzen war damals schon zum Beruf der Landsknechte geworden.

Wenn Heere in Ruhe lagen, zogen einzelne Gruppen von Landsknechten oder Söldnerscharen im Lande umher, um Beute auf eigene Faust zu machen.

Wege und Strassen waren unsicher, hinter jeden Busch konnte ein Landsknecht stehen und die schwere Handbüchse anlegen, oder mit dem Spieße losgehen. Taten sich mehrere solcher Atenteuerer zusammen, überfielen sie einsame Gehöfte, erschlugen die Bauern, raubten was sie fanden und zündeten auch noch die Häuser an.

So drohte auch 1552 dem kleinen Ort Klausberg diese Gefahr. Eines abends, es war der 13. Mai des Jahres 1552 kamen drei ganz verwegene Landsknechte durch den Wald geschlichen und wollten in diesem Ort in ein Haus eindringen. Die Kerle aber waren schon vorher von den Klausbergern bemerkt und beobachtet worden, als sie den Ort auskundschafteten.

Die erbosten Bauern von Klausberg haben sich vor solche Überfällen, die sie schon wiederholt erlebt haben, ineinander verschworen, sich gegenseitige Hilfe zu leisten um ihre Familien und ihre Höfe zu schützen und zu verteidigen. Und so haben sich alle anwesenden Bauern durch abgemachte Zeichen verständigt, gerüstet und im Hinterhalt sich auf die Lauer gelegt.

Auf ein verabredetes Zeichen hin, wurden die drei Landsknechte von allen Seiten eingekreist, gerade als sie Feuer legen wollten, der Kampf dauerte nicht lange, keiner entkam, sie wurden alle drei erschlagen wie das gefährliche Raubwild des Waldes.

Die Klausberger haben somit ihre Heimat und ihre Gehöfte mit bewaffneter Hand verteidigt.

Die drei Toten haben sie in die unmittelbar bei Klausberg gelegene Schebertsloch-Höhle geworfen. Eine stark verstürzte Felsenhalle mit 3 m tiefen Schachteinstieg in 10 m langer und 7 m breiter Einsturzdoline.

Die Tat blieb aber doch nicht ganz geheim, den dunkle Gerüchte sickerten bald durch das umgebende Land, davon hier und dort erzählt wurde bis der Richter von Betzenstein aufmerksam wurde und Nachforschungen anstellen ließ.

Die Leichen der drei Landsknechte wurden zwar gefunden, aber nichts, woraus zu ersehen war, wie die Toten hießen.

Den Klausberger Bauern konnte die Tat nicht bewiesen werden. Sie schwiegen, bis zum heutigen Tag.

Einträge aus den Gerichtsprotokollbüchern vom Stadtarchiv Betzenstein um 1552 entnommen.

DER KANNESSEN - HOF - ZU STIERBERG

Aus der Zeit von Anno 1750

Eine Stierberger Familie die vom Schicksal schwer heimgesucht wurde - und wie es das kleine arme Bauernbüble dieser Familie zu großen Ansehen brachte.

Der Ort Stierberg liegt an der südlichen Peripherie der Fränkischen Schweiz, eine kleine halbe Stunde westlich von Betzenstein.

Der Anblick, der auf einer ziemlich hohen Felskuppe emporragenden Ruine, zu deren Füßen das kleine Dörfchen gleichen Namens liegt, ist überaus malerisch und romantisch, wenn gleich von der Burg nur noch wenige Überreste vorhanden sind. Der Bergkegel steigt von Süden und Westen steil an, fällt nach Norden zum Dorfe Stierberg hin fast senkrecht ab, während östlich demselben kleine steile Felstürme vorgelagert sind, auf denen ein kreisrunder Turmrest aus Waldesgrün hervorragt.

1187 wird " Stierberch " als Bergschloß deren von Stör erstmals genannt. In der Bamberger, wie auch in der Leuchtenberger und Oberpfälzer Geschichte kommt das Geschlecht der Stör oft vor und wird in Urkunden erwähnt. Auch die Burg verdankt diesem Rittergeschlecht ihren Namen (Stör oder Stier). Doch die Besitzer wechselten im Laufe der Jahrhunderte. So erscheint ein Gottfried von Schlüsselberg 1308. Vor 1316 war sie bereits an die Landgrafen von Leuchtenberg gekommen. 1356 böhmisches Erblehen der Leuchtenberger; 1417 von Landgraf Leopold an Pfalzgraf Johann von Bayern verkauft.

Nach dem Landshuter Erbfolgekrieg 1504 kam sie zu Nürnberg, und 1553 wurde Dorf und Burg Stierberg durch markgräfliche Truppen zerstört und ausgebrannt. Der Ort wurde wohl wieder aufgebaut, die Burg aber blieb in Trümmern liegen.

Nun soll hier nachfolgend die Geschichte eines Mannes erzählt werden, der durch seine merkwürdigen Schicksale und Erfahrungen, durch seine Ausdauer, seinen Fleiß und seine Redlichkeit nicht minder, als durch seine geschickte Benützung aller sich anbietenden Gelegenheiten zum rechtlichen Erwerb und durch seine bürgerlichen Tugenden unsere Teilnahme und unsere Hochachtung sich erwirbt.

A, B.

So um 1750 lebte in Stierberg ein Landmann, Namens Georg Thummet. Unter diesen Familiennamen hätte ihn jedoch kaum jemand in seinem Dorfe erfragen können, denn sein Hof hieß, nach uralter Sitte den Namen des Gründers " Kannes " tragend, der " Kannesen-Hof ", und der erwähnte Besitzer bei allen Stierbergern damals kurzweg der " Kannesen Görger " genannt.

Dieser Bauer hatte acht Kinder, fünf Söhne und drei Töchter. Der jüngste von seinen Söhnen hieß Leonhard und er ist es, von dem wir in diesem Heft erzählen wollen.

Ehe wir aber den Helden unserer Geschichte auftreten lassen, wollen wir einen Blick in sein väterliches Haus werfen, um die Umgebung etwas kennen zu lernen, in denen Leonhard aufwuchs, und welche die ersten und durchgreifendsten Einflüsse auf seine körperliche und geistige Entwicklung ausgeübt haben.

Dieser " Kannesenhof " lag an dem grasreichen Abhang des Berges, nicht weit von der nach Betzenstein führenden Straße. Das Wohnhaus war einstöckig, hatte Strohdach und nur eine Stube. In einer Ecke auf und unterhalb der sich um alle Wände hinziehende Bank waren die Schlafstellen der Söhne, wo täglich Stroh hingebreitet wurde. Die Töchter schliefen im Stall bei den Kühen und Ziegen.

Unmittelbar von der Stube aus durch eine Türe gelangte man in den Stall. Hier standen vier Kühe und fünf Ziegen. Oben war ein abgeteilter Raum unter dem Dache für zwanzig Hühner. Hinter dem Hause stand die Scheune, an der ein Schweinestall angebaut war. Im Hofe war eine große Dungstätte. Im Zimmer stand vor dem Ofen der große Tisch und einige Stühle. In der Ecke zwischen der Stalltüre und dem Ofen war der Großvaterstuhl zu sehen. Ein großer Wandschrank enthielt die wertvollsten Besitztümer, zu denen der Vater eine mächtige Bibel mit massivem Messingbeschlag auf dem schweinsledernen Einbände und ein eben so umfangreiches Predigtbuch zählte. Auf einem Rahmen hingen krüge, lehnten Teller und verschiedene Geschirre. Ein schon veralteter Kastenschrank und viele zum Ackergerät gehörende Werkzeuge vollendeten das treue Bild einer uralten fränkischen Bauernstube.

Der älteste Sohn des Kannesenbauern diente als Kürassier in der preußischen Armee, für welche er ausgehoben worden war; drei Söhne hatten sich als Knechte in benachbarten Orten verdungen; die beiden Töchter halfen dem Vater und der Mutter in der Feld- und Hauswirtschaft und der Held unserer Geschichte hatte das Vieh während des Tages zu hüten, wenn er nicht zur Schule ging. Nach ländlicher Sitte wurde aber damals in Betzenstein während des Sommers nur Vormittags von 6 bis 9 Uhr Schule gehalten. Leonhard hatte also viele Zeit zur Unterstützung seiner Eltern übrig und er bemühte sich auch, ihnen nach besten Kräften nützlich zu sein.

Das merkwürdige 1783,te Jahr stieg herauf mit seinen Hoffnungen, zu denen das schöne Frühjahr berechnete. Alles wuchs kraftvoll heran; Wiesen und Matten grüntem, das Getreide schoß hoch empor und schon zeigten sich die Ähren. Allein plötzlich änderte sich die Witterung; die Sonne brannte vom wolkenlosen Himmel mit unerträglicher Glut herab und binnen wenigen dürren Wochen war alle Aussicht auf eine ergiebige Ernte vernichtet. Die Felder brannten aus und eine Dürre brach herein.

Da erschrocken die Gebirgsbewohner. Ein langer Krieg hatte die Vorräte geraubt; man ging einen harten Winter entgegen und die Mittel, sich bis zum kommenden Jahre zu ernähren, waren nicht von der Vorsehung geschenkt worden.

Einer von den unglücklichsten war Kannesen-Görger. Seine Grundstücke lagen auf Stellen, die dem Sonnenbrande besonders ausgesetzt waren, und somit hatte er fast nichts gebaut.

Seine starke Familie, dann schweres Hauskreuz und die teuren Einquartierungen in den vorübergegangenen Kriegsjahren hatten ihn nachteiligsten Zusammenwirken sein Vermögen zerrüttet. Auf seinem Hofe lastet ein schweres Kapital, für welches er die teuren Interessen (Zinsen) selbst in guten Zeiten kaum zu erschwingen im Stande gewesen war, und so blieb ihm nichts, als die trostlose Aussicht in eine sorgenschwere Zukunft.

Eines Sonntags Morgens saß nach verrichtetem Frühgebet die aus fünf Gliedern bestehende Familie um die Schüssel mit Milchsuppe herum, und jedes sättigte sich still an der festlichen Kost.

Als das Frühstück beendet war, sagte der Vater: "Das bisschen Korn, welches wir gebaut haben, wird nicht viel weiter langen, als zum Besäen der Felder, Unsere Kartoffeln reichen nicht hin, um den Winter hindurch davon zu leben, und so bleibt uns nichts übrig, als ein paar Stücke Vieh zu verkaufen."

Die Mutter hörte diese Erklärung wehmütig an, und ein paar Tränen rannten ihr über die gefurchten Wangen. Doch entgegnete sie dem Vater kein Wort. Dieser schwieg eine Weile; dann fuhr er fort: "Ich werde nach der Kirche zum Metzger in Betzenstein gehen und ihm sagen, daß ich bis Martini ein paar Schweine verkaufe."

"Schweine? welche?" fragte die Mutter mit neuer Bestürzung. "Unsere Schweine," bestätigte der Vater; "bis Martini sind sie wacker fett, und ich kann sie nicht länger ernähren." "Du lieber Gott!" klagte die Frau erschrocken; "was essen wir denn im Winter und Frühjahr, wenn du die Schweine verkaufst?" Kartoffeln - wenn sie so weit ausreichen;" war die trostlose Antwort.

"Und Kühe willst du auch noch verkaufen?" Ich muß wohl, wenn ich anders meine Zinsen entrichten will;" sagte der Bauer entschlossen und ruhig.

" Dann sind wir arme Leute," rief die Frau unter strömenden Tränen.

" Wenn Gott nicht hilft - ja !" sagte der Bauer mit wankender Stimme, setzte dann Hut auf, nahm den langen knotigen Stock zur Hand und begab sich auf den Weg nach Betzenstein zur Kirche. Ihm folgte der kleine Leonhard, das Gesangbuch unter dem linken Arm.

Es war noch so früh, daß sich niemand im Dorfe auf den Weg gemacht hatte. Die Morgensonne glänzte auf den farbigen Blättern der Gebüsch und auf jedem Gräschen funkelte ein heller Tautropfen. In der warmen Luft flogen die feinen Gewebe der Erdsinnen herum, und die Nebelstreifen ruhten duftig auf den benetzten Matten. Still schritt der Bauer voran; still rann Träne auf Träne über sein gefurchtes Angesicht, dem der Stempel der Redlichkeit so deutlich aufgedrückt war; aber keine Klage, kein Seufzer rang sich aus seiner Brust. Von Jugend an durch ein hartes Schicksal gestählt, hatte er gelernt, den Kummer still und ohne Murren zu tragen. Aber verhaltenes Weh drückt doppelt schwer.

Die Schweine hatte der Metzger geholt; eine Kuh war in den Stall des Betzensteiner Amtmanns gewandert, und der Bauer hatte seine Schulden getilgt. Hoch standen im Stall drei Kühe und fünf Ziegen und die Bewohner des Kannesenhofes begannen wieder aufzuatmen. Es war ja noch nicht alles verloren. Man hatte die Wintervorräte eingeheimst, die Felder wieder bestellt und jetzt sollte das Letzte geschehen; es sollte die Winterstreu für das Vieh aus dem Walde geholt werden. Der Bauer hatte die Waldbedeckte Kuppe eines Berges angewiesen bekommen und machte sich vor Tagesanbruch mit Leonhard auf den Weg, um dort seine Streu zu Haufen zu rechnen.

Der Berg trug seit alter Zeit den Namen " Stierberg ", gleich wie das Dorf. Eine ritterliche Familie hatte einst hier in einer Burg gehaust, das Gebäude aber war längst dahingesunken; seine mächtigen Mauern waren gestürzt und nur wenige Trümmer behauener mit Moos und Flechten überzogener Steine legten Zeugnis ab von dem, was in grauer Vorzeit hier gewesen war. Wild wucherte die Waldung auf dem Berggipfel empor; Laub und Nadelholz, reizend untereinander gemischt, zierte die ja abfallenden Felsenstirnen und wo diese steil, ja fast überhängend, den Blick in die schwindelnde Tiefe irrend machten, umklammerte noch das Gewurzel mit zähen gewaltigen Armen die Rippen des Gesteins. Hier lag eine dichte Schicht weicher Blätter am Boden und unsere beiden Arbeiter fanden reichen Lohn für ihre Mühe. Sie hatten bald große Haufen Streu aufgetürmt und setzten jetzt ihre Arbeit aus, um ihr mitgenommenes Frühstück zu verzehren, ein Stückchen Brot, Geiskäse und dazu einen Krug Wasser. Es schmeckte vortrefflich; die Sonne warf ihre herbstlich milden Strahlen durch die buschigen Wipfel herab auf den Bauern und seinen Knaben und beleuchtete die waldige Höhe mit ihrem milden Licht auf das Lieblichste.

" Nun Liendl (Leonhard), du bist jetzt fast 12 Jahre alt und hast doch gewiß schon darüber nachgedacht, wie du künftig dein Brot in der Welt verdienen willst, oder es sollte mich wundern, was soll dann aus dir werden ?"

" Wenn ich gebeichtet habe, so möchte ich in die Stadt gehen; " sagte der Knabe schüchtern. Also dort willst du dein Glück versuchen ? sagte der Vater freundlich; nun ich glaube, du wirst dort Unterkunft finden, wenn du in der Schule etwas gelernt hast. Kannst du schreiben und rechnen ? Der Kantor sagt, er sei mit mir zufrieden, entgegnete der Knabe leise.

Ich will mit dem Herrn reden, ob es wahr ist, sprach der Vater ernst; hätt's schon lange gerne getan, wenn ich nicht den Kopf voll Sorgen gehabt hätte. Nun, Glück zu, es wird sich finden, ob du etwas taugst. Ich habe manche Bekannte in Nürnberg und will selbst mit dir hingehen und sehen, wie ich dich dort unterbringen kann. " Schönen Dank, Vater ! " sagte der Knabe voll Freude und Hoffnung.

Ja, es ist eine schwere Sache, unterzukommen und fremdes Brot schmeckt sauer, fuhr der Vater fort. Ich bin in meinen jungen Jahren selbst in der Stadt gewesen und habe dort gedient. Ich weiß also, was verlangt wird. Doch mit einem guten Willen, mit Fleiß und Ehrlichkeit kann man es schon weiter bringen. Hätt' ich nur lesen und schreiben können; aber - das hat man nicht auf mich gewendet; schloß er wehmütig.

Seid Ihr denn nicht in die Schule geschickt worden, Vater ? fragte Leonhard. Ja, im Winter, aber leider habe ich dort nichts gelernt. Der Knabe schwieg verwundert still und der Vater fuhr fort :

Liendl, zu meiner Zeit wars anders, als jetzt. Unser Kantor konnte gut singen und schlug die Orgel, daß es eine Art hatte. Aber mit dem Schulunterricht, da schien er nicht recht ins Reine zu kommen. Wir waren fast zweihundert Kinder, Große und Kleine, in der Schule und mehr als die Hälfte lernten fast nicht das Lesen. Ans Schreiben kamen nur Wenige, die besonders dafür bezahlen konnten. Rechnen aber konnte, glaube ich, der Kantor selbst nicht viel. Höchstens zählen und das Binmaleins kam vor und wer das konnte, den hielt man für einen Propheten.

Da lernen wir freilich mehr, als Ihr, Vater sagte der Knabe. Der Bauer nickte, sah stumm vor sich hin und schwieg. Endlich stand er auf und sagte : Jetzt komm, Bursch und hilf herzhaft tragen.

Die zusammengerechten Streuhaufen wurden nun nach und nach in große Tücher gepackt und durch den Wald auf eine Stelle des Berges geschleppt, wohin man notdürftig mit dem Wagen kommen konnte. Das war eine harte, beschwerliche Arbeit, denn die nasse Streu war gewichtig und bald spürte Leonhard an seinen Schultern, über welche die Stricke liefen, daß dieselben schmerzten und wund zu werden drohten. Allein auf seine Klagen erfolgte die Antwort: Hilft nichts, das muß man gewöhnen lernen; ich kann auch keine Kissen unterlegen.

So verfloßen drei Stunden unter der anstrengendsten Arbeit, bis der letzte Haufen an Ort und Stelle geschafft war. Mittlerweile hatte ein Nachbar den Wagen gebracht, der von vier Kühen mühsam heraufgeschleppt worden war. Der Wagen wurde nun beladen, wozu alle mithalfen und der Vater stampfte die Streu fest. Als alles oben lag, bemerkte der Vater, daß noch Raum für mehr Streu wäre. Da es nun noch gute Zeit hatte, denn der Weg vom Berge bis ins Dorf betrug kaum eine halbe Stunde, so gings abermals ans Streurechen. Der Vater und Leonhard verrichtete dieses Geschäft, obwohl der Knabe vor Müdigkeit kaum im Stande war, die Arme mehr zu regen. Die Mutter und beide Töchter trugen die Streu zum Wagen. Endlich kam die älteste Schwester und sagte: "Jetzt ist's Zeit, aufzuhören, der Wagen ist schwer voll."

In diesem Augenblicke befand sich Leonhards Vater vorne am Abhang eines wohl dreihundert Fuß hohen jähren Felsens, an dessen Rand junge Buchen und Fichten wuchsen und Leonhard rechte die ausgerissene Streu rückwärts. Dort lag die Streu schuhhoch, aber die Tochter bemerkte, daß der Boden unter dem schweren Tritt des Vaters nachgab.

"Nehmt Euch in acht, Vater, daß Ihr kein Unglück habt" rief das Mädchen. "Wie da, Anna?" fragte der Bauer und kehrte sich verwundert um.

"Der Erdboden gibt nach, Vater, geht zurück;" warnte das kluge Mädchen drängender. "Nur noch dieses Plätzchen, dann soll's Feierabend sein", sprach der Bauer.

Das Mädchen sah, wie der Vater eine kaum drei Zoll starke Buche mit der Linken packte, sich dann vorbeugte und mit dem Rechen schwere Haufen Streu an sich zog. Schaudernd wendete sie sich um und wollte zurück zum Wagen, als plötzlich ein lautes Krachen ihr einen entsetzlichen Schrei auspreßte. Als sie sich umwendete, sah sie den Vater nicht mehr, die Buche und einige andere Bäumchen waren mit ihm verschwunden und an der Stelle gähnte dem Blicke ein mehrere Klaffer langer und breiter Spalt im Felsen entgegen. Aus der Tiefe aber schallte der dumpfe Donner der unten aufstürzenden ungeheuer schweren Felstrümmer und das Rasseln des nachrollenden Schuttes herauf...

Spät am Abend fuhr, von fremden Händen gelenkt, der Wagen mit der Streu in der Kannesenhof. Hoch oben lagen die Reste des braven Hausvaters, der einen gräßlichen Tod gefunden hatte. Sie waren mit Streu bedeckt, um den fürchterlichen Anblick des auf das Blendeste verstümmelten Leichnams zu verbergen. Teilnehmende Nachbarn hoben ihn herab, trugen ihn in die Stube und zündeten nach frommer alter Sitte einen Kienspan an, das einzige Beleuchtungsmittel, welches die armen Bewohner dieser Gegend damals hatten. Um den Tisch saßen die verwaisten Kinder und die entsetzte Wittve, stumm und trostlos. Seufzer und verhaltenes Schluchzen waren die einzigen Laute, die gehört wurden. Doch wagte es Niemand, den entstellten Leichnam des Vaters zu sehen. Nur das Licht wurde die Nacht hindurch sorgfältig unterhalten. Alle jene traurigen Anstalten, welche einer so schrecklichen Begebenheit zu folgen pflegen, waren vorüber und der Kirchhof hatte die Reste des Kannesenbauern in Empfang genommen.

Es war Abend geworden; schon begann es zu dunkeln, da wurde es in der Nähe des Kannesenhofes noch einmal lebendig; man hörte das Rollen eines Wägeleins und bald zeigte es sich, daß dieses von einer Schaar von Kindern und Erwachsenen begleitete Fuhrwerk in den Hof lenkte.

Im Hause, wo die trauernde Wittve und die trostlosen Kinder beisammen waren, rührte sich Niemand, bis die barsche Stimme des Fuhrmannes mit ihrem "Heda" ins Zimmer drang.

Die Mutter horchte auf und eine von den Töchtern verließ, indem sie rasch die Tränen von den Wangen trocknete, das Zimmer, um zu sehen, was für ein Besuch zu so später Abendzeit noch anlange. Als sie hinauskam, standen rings um den Hof einfassenden Zaun die neugierigen Nachbarn und ihre Blicke waren nach einem Wägelein gerichtet, auf dem ein von dem ihm als Lager unterbreiteten Stroh halbverdeckter Mann lag.

"Was solls?" war die Frage des erschrockenen Mädchens an den Fuhrmann, der damit beschäftigt war, mehrere Packete Kleider und dergleichen Dinge abzuladen und an der Haustüre niederzulegen.

"Leute heraus, daß ich abladen kann; es ist spät und ich muß heute noch nach Gräfenberg zurück."

"Was soll denn abgeladen werden?" fragte das bestürzte Mädchen. "Fragst du nicht wunderbar!" höhnte der grobe Knecht, "dein Bruder!"

Bei diesen Worten trat das Mädchen händeringend an den Wagen und siehe, da lag bleich und abgezehrt die Leidensgestalt eines Soldaten. Er hob den rechten Arm, grüßte matt, reichte die Hand dar. Dann deutete er auf die linke Seite. Der Ärmel des militärischen Rockes war leer; der linke Arm fehlte.

"O Jesus, was ist dir geschehen!" stöhnte die herzutretende Mutter.

"Ich stürzte mit dem Pferde und mein Arm wurde zertreten. An der Schulter hat ihn der Feldscher abgesägt!" war die matte Antwort.

Die Mutter wankte halb sinnlos; ein mitleidig herzutretender Bauer fing sie und leitete sie ins Zimmer. Einige junge Leute halfen dem Fuhrmann, den Krüppel vom Wagen heben, trugen ihn ins Zimmer, legten ihn auf die Bank am Ofen nieder und entfernten sich ängstlich und leise.

Mit Empfindungen des tiefsten Kummers standen die armen Geschwister um den Bruder herum und betrachteten ihn stumm. Er war ein schöngewachsener junger Mann, schlank und die Uniform stand ihm trefflich. Aber die fürchterliche Operation, die an ihm verrichtet worden war, hatte die Kraft des Mannes gebrochen. Träne auf Träne rann über sein gebräuntes Angesicht.

Jetzt erst gewann er Kraft, zu sprechen und erzählte :

" Beim Exerzieren stürzte das Pferd mit mir; die andern gingen über mich weg. Im Getümmel zertrat mir der Gaul den Oberarm. Die Doktoren erklärten, das Glied sei so schlimm gesplittert, daß es weggenommen werden müsse. Eine halbe Stunde darauf war ich ein Krüppel. Vierzehn Tage lag ich im Spital, dann erhielt ich meinen Abschied und wurde zu euch transportiert. Hier bin ich, verlaßt mich nicht !"

Alle schwiegen betrübt. Der Ankommende sah im Zimmer herum und bemerkte erst jetzt, daß seine Angehörigen Trauerkleider trugen.

" Wo ist der Vater ?" fragte er rasch und ängstlich. Man erzählte ihm, was vorgefallen war. Ein Stöhnen, der Ausdruck des tiefsten Kummers, entrang sich der Brust des armen Krüppels und mit wehmütigem Gefühl wenden wir unsere Blicke von dieser Gruppe gebeugter Menschen ab.

Tags darauf kam ein Gast. " Guten Tag !" tönte am folgenden Morgen die heisere Stimme eines Fremden über den Zaun herüber zu Leonhards Schwestern, welche unter dem Schuppen bei der Scheune arbeiteten.

" Grüß Gott, Herr Faet," riefen die Mädchen wie aus einem Munde. Der Mann schritt durchs Zimmer ungehört, wie alte Hausfreunde es zu tun pflegen, stellte den langen schweren Knotenstock in die Ofenecke, legte die schwere Geldkatze, die er um den Leib gebunden hatte, ab und hing sie an einen hölzernen Hacken, der an der Wand befestigt war. Dann setzte er sich auf die Bank am Ofen und blinzelte neugierig nach den Mitgliedern der Familie, die traurig und stumm ihm zusahen oder die tränenden Augen niederschlugen.

Leonhard kannte den Mann; aber nach unbefangener Kinder Art hatte er den oft im Hofe Eingehenden noch nie so genau betrachtet, als heute. Der Fremde schwieg lange Zeit, als ob er sehr ermüdet wäre. Aber seine kleinen grauen Augen liefen scharfblickend umher und sein mit unzähligen Runzeln durchfuchtes wettergebräuntes Gesicht flößte dem Knaben eine unerklärliche Furcht ein. Das ganze Aussehen des Mannes war häßlich; seine Kleidung ließ, wenn gleich ärmlich, doch auf Behäbigkeit und einen gewissen Wohlstand schließen. Und wie er sowohl dem Ansehen nach als auch wirklich, eine wahrhaft herkulische Kraft besaß, so bemühte sich dieser seltsame Mensch beständig, sich furchtsam und schwach zu stellen. Dann sprach er endlich:

" Na, Kannesin, Ihr habt einen Feiertag, wie's scheint ?"

" Hat er denn nichts von unserm Unglück gehört, Vetter Faet?" fragte die Bäuerin entgegen. " Nicht ein Sterbenswort !" beteuerte der Mann, sagte aber damit nicht die Wahrheit, denn in Betzenstein, wo er eine Kanne Bier getrunken, hatte man ihm alles der Breite nach erzählt.

" Der Bauer hat sich vom Schloßberg herab zu Tode gefallen", sagte die Wittve mit Schauer; " heut ist seine Leiche gewesen."

" Ja, und überdies hat man mir dort den Götze heimgeschickt; der ist nun als Krüppel von den Soldaten verabschiedet ! "

Der Gast war nun doch ganz sprachlos. Der auf dem Strohhalm in der Ecke liegende Soldat hob sich mühsam, zog den umgehängten Mantel ab und wies mit der Linken auf den Stummel des amputierten Armes, der - ein schauderhafter Anblick - noch mit dem letzten Verbandzeug dick umwunden war.

Ein diesmal unverstellter Schauer ergriff den Fremden, als eine von den Schwestern mit dem Kienspan nahe hinleuchtete, und um der elende Anblick des Unglücklichen in seiner ganzen Trostlosigkeit möglich wurde. Er kehrte das Gesicht ab und verbarg es in die harten Hände, indem er unverständliche Worte murmelte.

" Was sagt Er dazu, Vetter Faet ", rief die Bäuerin schluchzend; " ist das nicht zum Erbarmen ? "

" Das ist viel auf Einmal, " antwortete der Angeredete, es ist halt ein Unglück; aber wer kann helfen ? "

Ausbrüche einer wilden Verzweiflung von der sonst so rauhen an sich so harten Frau, die durch ein strenges Schicksal gestählt, fast jeden Ausdruck des in ihr lebenden Gefühls in sich vollkommen verschließen gelernt hatte, erregten unwillkürlich Entsetzen bei dem Fremden. Er starrte verlegen vor sich hin und horchte mit unbeschreiblicher Unbehaglichkeit den Jammertönen zu, die jetzt alle Bewohner der Hütte ausstießen.

So verging eine geraume für Faet äußerst peinliche Zeit. Endlich schwieg die Bäuerin; die wilden Ausbrüche ihres Schmerzes verwandelten sich in ein erschütterndes Stöhnen, und eine tiefe Stille lagerte sich über den Kreis der Unglücklichen.

" Laßt's gut sein, Kannesin, " sagte endlich der bestürzte Gast; " was nützt das Härmen; was dahin ist, ist dahin. Ihr könnt den Leuten nicht aus dem Grab herauswaschen mit euren Tränen. Schade um ihn, er war ein fleißiger guter Mann. Denkt, es hat eben " so sein sollen ! "

" Mutter, " rief Leonhard, den die Verzweiflung der Bäuerin in unaussprechliche Bestürzung versetzt hatte, " wir haben noch einen Vater im Himmel, der wird uns nicht verlassen ! "

Die Bäuerin faltete die Hände und sann dem Wort des Knaben still nach. Eine ältere Schwester klopfte ihm liebkosend auf das weißhaarige Haupt.

Faet horchte auf und blickte verwundert nach dem Buben, der still neben seiner Schwester stand und ernst zu Boden sah.

" Wie, ist das der Liendl ? Komm her, Bursch, wie groß bist du geworden ! " Der Knabe sah betroffen nach dem Fremden, dem er nicht traute, ja dessen Herzlosigkeit ihn tief im Innersten verletzt hatte; aber er wich keinen Schritt von seinem Platze.

" Na, so komm doch her, du Range ! " drängte Faet, der nichts von den Empfindungen des Knaben ahnte, sondern indessen Benehmen nur bäuerische Scheu zu sehen glaubte.

" Geh, Liendl, " rief die Mutter, gib dem Vetter die Hand ! "

Der Knabe trat jetzt schüchtern näher, reichte Faet die Rechte zitternd und wagte es nicht, ihn anzusehen. Faet musterte ihn wohlgefällig vom Kopfe bis zu den Füßen und sagte:

" Bist ein stattlicher Bub' geworden, Liendl, du ! Sag einmal, hast du keine Lust, mit mir zu gehen ?" Wohin Vetter ? fragte der Bub erstaunt. In die Stadt !" sagte Faet, dessen Wohlgefallen zunahm, als er bemerkte, daß der Knabe keineswegs so blöd sei, als er geglaubt hatte.

In die Stadt möchte ich schon, aber was soll ich dort tun ? sagte der Knabe zweifelnd. Dein Brot verdienen, Bursche; du bist jetzt groß und alt genug, war die Antwort. Aber womit ? Ich habe noch nicht ausgeschult ! wendete Leonhard ein. Das ist gescheit geredet, sprach Faet. Aber in der Stadt gibts auch Schulen, wo man was Tüchtiges lernen kann. "Wenn ich aber arbeiten muß, so kann ich nicht in die Schule gehen," sagte der Knabe, dessen Zutrauen allmählich erwachte, weil er eine Hoffnung winken sah, seinen Lieblingswunsch, in die Stadt zu kommen, verwirklichen zu können.

" Ha, laß sehen !" sprach Faet lachend. "Wenn ich dich aber zur Schule schickte und das Schulgeld für dich bezahle, wenn ich dich überdies ernährte und in kleidern, wie im Altem versorgte, würdest du dann wohl mitgehen ?"

Der Knabe sah den Fremden staunend an, erwiderte aber nichts, weil er ihm nach seinem vorigen Benehmen keine so große und uneigennützigte Teilnahme zutraute. Natürlich umsonst tue ichs auch nicht. Sieh, ich bin jetzt alt und schwach; das Gehen wird mir sauer; aber ich will mir's leichter machen. Für alles was ich an dir tue, verlange ich nur, daß du mir im Hause hilfst und die Gänge besorgst, die in meinem Geschäft vorkommen. Na, was sagst du dazu ?"

Leonhard sah seine Mutter an, seine Geschwister, die gleich ihm überrascht waren und erwiderte: Ich möchte doch hören, was meine Mutter dazu sagt. " Du bist ein gescheiter Bursche ! rief Faet, indem er ihm mit der riesigen Hand auf die Schulter klopfte. " Spaß apart, Kannesin ! ich brauche wirklich einen solchen Buben. Ihr habt jetzt ohnehin einen schweren Stand und ich will den Knaben nehmen, wenn ihr ihn mir lassen wollt."

" Wenn er euch nicht zu "gering" ist, sagte die Bäuerin, " dann in Gottes Namen mag er zu euch gehen. Doch nicht so gleich, sondern ich werde ihn euch schicken, wenn ich ihn in der Wäsche ein bischen besser versorgt habe."

" Topp, " sagte Faet sichtbar erfreut, " in acht Tagen erwarte ich ihn. Ich weiß, daß ihr ehrliche Leute seid und eure Kinder zur Rechtschaffenheit erzieht. Ich traue dem Knaben; er hat ein gutes Aussehen, und das nimmt mich für ihn ein. Liendl, du sollst's gut bei mir haben, ich will einen tüchtigen Burschen aus dir machen, wenn du folgsam und fleisig bist. Da, komm her !" Bei diesen Worten zog er einen schmutzigen Lederbeutel aus der Tasche, nahm einen neuen Zwanziger heraus und drückte ihn dem Knaben in die Hand. " Da, nimm, das ist dein Leihkauf (Draufgeld); spar's, daß es immer mehr wird. Es hat schon Mancher nicht so viel zum Anfang gehabt und ist doch reich worden."

Der Fremde erhob sich jetzt, um sich zu entfernen, schnallte die schwere Gurt um und setzte den Hut auf. Dann ergriff er den Knotenstock und sprach : " Ich muß heute noch weiter. Behüt Euch Gott, Kannesin."

Schlagt Euch euern Jammer aus dem Kopf; es tut nicht gut, wenn man sich um Dinge abhärmt, die man nicht ändern kann. Denkt; Jeder hat sein Kreuz, der Eine so, der Andere wieder anders. Auf Leid folgt Freud'. Diesmal seid Ihr daran gewesen, wer weiß, an wen jetzt der Sack kommt. Den Liendl schickt Ihr mir in acht, zehn Tagen.

" Er kommt, Vetter Faet. Doch sagt mir, warum bleibt Ihr denn nicht bei uns. Die Nacht ist keines Menschen Freund !"

" Ich muß morgen bei guter Zeit in der Stadt sein," sagte Faet. " Ich geh nicht gern bei der Nacht, es schauert mich, besonders da oben zwischen euren Bergen und den schaurigen Steinfelsen. Nun b'hüt Euch Gott und bleibt mir gesund. Du, Liendl, in acht Tagen sehen wir uns. Kommst in die Stadt, so wirst mich leicht erfragen. Sei brav und es wird gut mit dir werden."

Mit diesen Worten verließ der Fremde das Zimmer und schritt hinaus in das nächtlich finstere Dorf, wo sein schwerer Tritt die zu solcher Stunde der Erscheinung eines Fremden doppelt ungewärtigen Hunde in den Höfen, an denen ihm sein Weg vorüber führte, in die größte Wut versetzte. Faet fluchte durch die Zähne auf "die Bestien, die zu nichts gut wären, als Lärm zu machen", und gelangte endlich auf die Strasse, welche von Betzenstein über Stierberg und Hiltpoltstein nach Nürnberg führt. Bald lag das letzte Hüttchen in seinem Rücken und nun stieg der alte, aber kraftvolle Mann rasch die letzte Höhe aus dem Tale empor.

Als er oben auf der Kuppe des Hügels war, stand er still, schnallte den Gurt so fest, als die Riemen halten wollten, um den Leib, knöpfte die warme Jacke fest zu, denn ein eisiger Wind blies hier heran und drückte den Hut tief in die Augen. Die Nacht war düster und in dieser Gegend, wo Wirtschaftshäuser nur an Sonn- und Feiertagen noch besucht zu werden pflegen, doppelt düster, fürchterlich und einsam. Am Himmel leuchtete der Mond durch den Wind zerrissenen und gehetzten Wolken, welche in seltsamen Gebilden an seiner hellen Scheibe vorbeijagten. Faet sah sich aufmerksam in der Gegend um; er verließ dann nach kurzem Nachdenken die Strasse und schlug einen durch die Felder führenden Seitenweg ein. Sein Gang war rasch, fest, wie der eines sehr starken Mannes. Mit einer Schnelligkeit, die man bei einem so hager aussehenden Greise nicht vermuten konnte und mit einer Ausdauer, die nur den kräftigsten Menschen gegeben ist, wanderte er die Nacht hindurch, immer Neben- und Waldwege einschlagend und die Dörfer ganz vermeidend, der Stadt zu, dem Nachtgespenste gleich, das über die nächtlich öde Haide hinstreift.

Der Abschied vom Vaterhause
und die Reise nach der Stadt des kleinen
Leonhards

Es gibt für jeden Menschen, und wäre er noch so arm, ein Winkelchen in der Welt, an das sich seine heiligsten, süßesten Erinnerungen knüpfen, die Heimat.

Ich habe Menschen gesehen, die aus weiter Ferne, wo sie, von vielen teuren Herzen geliebt, in den günstigsten Verhältnissen lebten, beschwerliche Reisen unternahmen, um den Ort aufzusuchen, an den die rührende Erinnerung an die aller-glücklichsten Tage der Kindheit sie fesselte. Die Heimat ! wessen Heizz hätte nicht eine Seite, die bei diesem Worte voll weicher, rührender Bedeutung stark und anhaltend wie-dertönte ? Wer fühlte nicht eine liebevolle Nachahmung des Glücks, der Kindheit, wenn er den Ort wieder betritt, wo er zu leben, zu empfinden begann und wo er den goldenen Früh-morgen seines Daseins verträumte !

Die Bewohner der Berge sollen mit besonders reicher Em-pfindung für ihre Heimat begabt sein. Daß ihre Gegend ihnen mehr böte, als die flachen Länder ihren Bewohnern, läßt sich wohl kaum behaupten. Aber trotz ihrer Armut sind ihre Empfin-dungen um so reicher, je enger der Kranz der grauen Berge sie umschließt und darum kann der Schweizer bei den armseligen Klängen des Kuhreigens weinen und der fränkische Oberländer am Heimweh erkranken und sterben.

Unser kleine Leonhard schickte sich an, die Heimat zu ver-lassen. Er war noch zu jung, um die Bedeutung des Schrittes, den er tun wollte, ganz zu empfinden. Sein letzter Sonntag sah ihn in der Kirche zu Betzenstein, wo er der Predigt an-dächtig zuhörte. Dann nahm er Abschied vom alten Pfarrer, ei-nem gar würdigen Manne, der noch wenige Worte an ihn richtete :

" Du gehst schon früh hinaus aus dem Hause deiner Mutter, Liendl. Doch wer bald anfängt, hat auch viel Zeit zum Fertig-werden. Fertigwerden sollst du auch in gar vielem Sinn. Fang nur alles mit Gott an, Liendl, dann wird's dir nicht hinder-lich gehen. Denk an Ihn allezeit, wenn Du unter fremden Leu-ten bist und rufe Ihn an, daß er Dich auf rechtem Wege erhalte. Du brauchst noch einen Führer; Menschen werden sich wenig um Dich kümmern. Fühle dich dadurch nicht verlassen, sondern denk, daß Gott sich je mehr um Dich kümmert, je weniger die Welt auf Dich achtet. Bete und arbeite fleißig; es schickt sich das besser zusammen, als Mancher glaubt, denn das Beten hindert an nichts, aber wohl hindert die Menschen oft das Ge-ringste am Beten, und das sollte nicht sein ! Geh jetzt hi-naus auf den Kirchhof, wo Dein Vater begraben liegt. Nimm von ihm auch Abschied; wer weiß, ob du so bald oder je wie-der zu seinem Grabe kommen kannst. Nun b'hüt dich Gott, Kind. Kommst du'mal wieder herauf in unsere Berge, und du hörst, daß ich noch lebe, so besuche mich fein ja; ich hab dir dann was Wichtiges zu sagen, was ich dir heute noch nicht sagen kann. Leb wohl !"

Leonhard nahm auch von dem Kontor Abschied und wurde mit gar herzlichem Grube entlassen. Sein Schritt ging nun hinaus zum einsamen Kirchhöflein. Es wehte stark und einzelne Hagel-körner fielen, als der Knabe durch das zugelehrte Tor in den stillen Friedhof schritt. Niemand war hier; alles war still und der frische hart gefrorne Sand vom Grabe seines Vaters knirrte unter seinen Füßen hörbar, als er darauf hinging.

Das war noch eine harte Minute, denn Leonhard empfand frisch und mächtig, was ein guter gefühlvoller Sohn am Grabe eines schauerlich verunglückten Vaters empfinden muß. Aber endlich rang er sich los, und um seine Tränen zu verbergen, ging er um's Städtchen und schlug einen andern Weg nach Stierberg ein, wo er noch zu rechter Zeit eintraf.

Der Abschied von der Mutter und den Geschwistern am frühen Morgen des folgenden Tages war hart. Aber als er einmal die Höhe hinterm Dorfe hinaanstieg, da leuchtete die aufgehende Sonne gar tröstlich hinter den Wolken hervor, wie auf den fernen Bergen lagen, und der Knabe ging frisch, ein andächtiges Morgenliedchen singend, auf der Strasse dem fernen Miltpoltstein zu. Bald aber zogen sich düstere Wolken herauf, der Tag würde düster, Schnee wirbelte herab und der scharfe Wind blies empfindlich kalt unsern armen jungen Wanderer an.

Der Anzug des Knaben war dürftig genug. Eine kurze Tuchjacke, die ledernen eng anliegenden Leinkleider, die nur bis zum Knie gehen, die grauen wollenen Strümpfe und die starken Lederschuhe schützten wohl vor Kälte notdürftig, aber fast gar nicht vor dem ungestümen halbnassen Schneeschauer. Dennoch fühlte sich der Bursche reich wie ein König, denn in der Hosentasche steckter der ihm von Paet geschenkte Zwanziger und " fünf Kreuzer," zu denen jedes seiner Verwandten Binen beigesteuert hatte. Wenn ihm dann etwas wehleidig werden wollte, so griff er nach der Stelle, wo sein Geld stack und schritt neuermutigt weiter fort.

Gegen elf Uhr des Vormittags hatte Leonhard Gräfenberg hinter sich und wanderte nun nach Eschenau los, wo er Mittag machen wollte. Ein paar Würste im Bündelein und ein tüchtiges Stück Hausbrot sollten dazu den Grund legen und zur besonderen Stärkung wollte sich der sparsame Sohn des Gebirgs für einen Kreuzer einen Schoppen Eier kaufen. So was kam dahim nur an hohen Festtagen an ihn und er glaubte die Aussicht auf einen fröhlichen Schmauß zu haben.

In guter Stimmung zog er in Eschenau ein. Gleich vorne zu rechter Hand im Dorfe hielten ein paar tüchtige Fuhrwagen vor einem Hause, wo man ein paar Treppen zur Türe hinauf zu steigen hatte. Über der Türe war ein gewaltiger Ochs angemalt und überdieß hing noch weit in die Strasse herein an eisernen Stangen eine Blechtafel mit dem Bilde des schon erwähnten nützlichen Vierfüßlers. Das war für Leonhard ein bekanntes werttes Schildzeichen, da ja in Betzenstein ein ähnliches am Gasthause hing und somit war sein Entschluß gefaßt, im " Ochsen " einzukehren. Eine Minute später trat er in die vor Hitze und Rücken schwärmende Stube ein.

Leonhard setzte sich in eine entfernte Ecke und wartete bescheiden, ob ihn Niemand fragen würde, was er zu verzehren wünsche. Es liefen da wohl die Wirtin und ein Knecht ab und zu; der feiste Wirt blinzelte wohl zuweilen, wenn er einen langen Zug aus der Kanne tat, nach ihm hin, aber nach seinen Wünschen schien sich keiner erkundigen zu wollen. Selbst zu bestellen aber, dazu hatte er kein Herz. So verfloß fast eine halbe Stunde.

Die Fuhrleute die dort Einkehr hielten, hatten inzwischen gespeist; Einer stand auf, um nach den Pferden zu sehen, die vor dem Hause gefüttert wurden. Bei dieser Gelegenheit kam er Leonhard näher und des Knaben offenes Gesicht erregte seine Aufmerksamkeit.

" Na, Kleener, wat machst du hier ? Bist du niet hongrig ?" Leonhard erschreckt, als ihm der Bremer so derb anredete und erwiderte betroffen: " Ja, lieber Herr ". " Na, so lat dir wat to essen jaben !" sagte der Fuhrmann freundlich. Ich habe etwas mitgebracht sagte der Knabe verlegen, aber mich dürstet so, daß ich nicht essen kann, bevor ich getrunken habe."

" Da komm'mal här, Jonge, sollt'trinken!" rief der am Tisch sitzende ältere Mann. Leonhard ging hin und trank bescheiden "auf glückliche Reise !" dem Fremden zu. "Wo kömmt du här, Kleener ?" fragte dieser freundlich. " Von Stierberg, lieber Herr." Heute schon sagte der Wirt. Ja, Herr. Und wo willst du noch hin ? lautete das Examen weiter. " Nach Nürnberg, lieber Herr." Und was willst du dort machen, mein Sohn ? sagte der Fuhrmann. Ich komme zu einem Vetter, Namens Faet, bei dem ich in Dienst treten soll." lautete die Antwort.

Der Wirt horchte auf und sprach: " Wie heißt der Vetter, von dem du redest ?" Faet, antwortete der Knabe. " Das ist doch der Handelsmann, der hier öfters durchkommt," wendet sich der Wirt an seine Frau, die dem Gespräch zuhörte. Jawohl sagte diese und sah Leonhard mitleidig an.

" Zu dem sollst du in Dienste kommen, Kind ?" sagte der Wirt; "da geh nicht hin, mein Sohn; wenn du guten Rat annehmen willst, so kehre wieder um und begib dich zu Hause." Warum nicht, lieber Herr ?" fragte Leonhard bestürzt. Das - Frage einen andern sagte der Wirt. Alle sahen mitleidig auf den Knaben, der bescheiden zur Seite ging, eine Würst und das Brot aus seinem Päckchen nahm und sich auf einen Wink des jüngeren Fuhrmannes wieder an den Tisch zum warmen Ofen setzte, um dort zu speisen.

Als der ältere Fuhrmann die Anstalten sah, die der Knabe traf, schob er ihm einen Teller hin, auf dem er noch ein gutes Stück Braten lag, dann den Kumpen mit dem übrigen Salat, schenkte ein Stutzglas Bier ein, gabs ihm und sprach: "Lat dat bi. Seite, Jonge; dat isß, et ist betahlt." Leonhard dankte und nahm das Geschenk an. Nie hatte er so trefflich gespeiset und überdieß kostete es nichts !" Das ist ein Anfang, der Mut macht," sagte er bei sich selbst; aber was muß es mit Vetter Faet für eine Bewandtniß haben ?"

Das Gespräch der Männer dauerte fast eine Viertelstunde und Leonhard hatte vollkommen gespeiset und auf dem Teller sauber aufgeräumt, als plötzlich der Wirt ihn fragte: "Wie kommts denn Bursche, daß du so jung schon deiner Eltern Haus verlassen und in die Stadt gehen mußt ?"

Leonhard erzählte nun schlicht, was ihn und die Seinigen betroffen hatte, und die drei Männer hörten ihm aufmerksam zu. Er berichtete auch ausführlich, wie Faet ihn gedungen und welche Versprechungen er ihm gemacht hatte, zeigte seinen Schulentlassungsschein und sein Dienstbüchlein, vom Betzensteiner Stadtschreiber ausgefertigt, vor und befriedigte somit die Neugierde seiner Zuhörer vollkommen.

" Das ist alles recht traurig, Kind " sagte der Wirt nach langem Nachsinnen, " und ich sehe schon, daß dir nichts übrig bleiben wird, als zu deinem angeblichen Vetter zu gehen. Demungeachtet sage ich dir, es wäre besser, du könntest wieder heim; doch ich will dich nicht " verhutschen " (abwendig machen). Wenn es dir aber nicht gut gehen sollte, oder wenn Faet nicht hielte, was er dir versprochen hat, so suche entweder in einen andern Dienst zu gehen, oder - begib dich nach Hause, wenn es angeht. "

Die Männer achteten weiter nicht auf Leonhard, der sein Päckchen wieder verschürte und nun reisefertig an den Tisch trat, um nochmals zu danken. Die Fuhrleute reichten ihm treuherzig die Hand und sprachen " so geh mit Gott, Junge, und mach es gut ", und schon war Leonhard auf der Strasse und rückte nach einen vierstündigen Marsche in Nürnberg ein. Schweren Herzens suchte er die Strasse auf, wo Faets Haus liegen sollte. Man wies ihn in die Schildgasse, ein ziemlich abgelegenes Quartier in der alten Reichsstadt. Man zeigte ihm hier das Haus und unter dem spöttischen Halloh der Nürnberger Strassenjugend zog Leonhard in dem Hause seines Veters ein.

Er wurde gerade nicht schön empfangen, den Faet war nicht da, und so wußte der Knabe gar nicht recht was er sagen sollte. Er legte deshalb sein Päckchen auf die Erde, zog den Schulschein und das Dienstbüchlein heraus, ging damit auf die Frau Faet zu und sprach gutmütig : " Grüß Gott, Frau Bas '. Die Mutter läßt euch schon grüßen und ich bin halt ' der Liendl, den der Vetter als Knechtlein dungen hat. Sie griff nach den dargebotenen Papieren, drückte ihm die Hand und sagte in etwas freundlicheren Ton: " Jetzt setz ' dich da her bis mein Mann heimkommt. Da hast du ein Stück Brot und eine Speckscheibe und dort steht der Wasserkrug, wenn dich dürstet. " Sie wendet sich dann wieder ihrer Arbeit zu und kümmerte sich weiter nicht um ihn. Leonhard hatte Appetit, begann sein angenehmes Geschäft mit dem größten Eifer und betrachtete dabei seine Umgebung. Nach einer Weile trat die wohlbekannte sehnige Gestalt des Herrn Veters von der Türe herein.

Er sah unsern Leonhard sogleich, der ihm grüßend zueilte und brumnte beifällig, während ihm der Knabe guten Abend bot und Grüße von der Mutter ausrichtete. Dann legte er Mütze und die lange Jacke ab, schnallte die schwere Geldkatze los, hing sie an die Wand und setzte sich auf die Ofenbank. Das alles geschah wortlos; beide Gatten grüßten einander nicht, als ob sie zürnten, was aber keineswegs der Fall war.

Und so wurde Leonhard durch Faet gleich in die schwere Arbeit eingereicht, daß für den Knaben ein ganz schwerer Anfang war, denn er mußte die gleichen Leistungen vollbringen, wie eines Erwachsenen.

Faet stellte den Knaben gleich zur Wurstanfertigung an den Fleischerhackstock, wo er das gleiche Arbeitstempo, wie Faet einhalten muß. Leonhard, dem das Anfangs ein Spiel war, und der herzlich mitgetan hatte, wurde die Sache allmählich zu lange; er hielt ein und wollte Athem holen, als plötzlich Faet mit der linken Hand auszog und ihm eine so schwere Ohrfeige versetzte, daß er kopfüber in das Zimmer rollte.

Der Knabe fuhr betäubt auf, und sah mit unbeschreiblichem Schreck nach Faet. Dieser arbeitete ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, mit der rechten Hand fort und zeigte mit der Linken drohend nach dem Beil. Leonhard stellte sich nun wieder an seinen Posten und arbeitete aus Leibeskräften. So gings eine gute Stunde lang ohne Anhalten fort. Dann prüfte Faet die Sache, tat noch Gewürz hinzu und nun wurde nach kurzer Rast die Arbeit fortgesetzt. Endlich war das Gehäck fertig, wurde sodann von Faet auf einen Klumpen zusammen getan, dieser kam dann auf ein sauberes Brett, wurde auf den Tisch gestellt und nun kam eine an einem messingenden Galgen hängende Wage auf den Tisch, an welche sich Frau Faet stützte und von dem Gehäck nach einem Gewichte abzuwägen begann.

"Jetzt wird ausgeruht"; sprach Faet zu dem erschöpften Knaben. "Da setz' dich her und paß auf"! Er ergriff nun Därme, die in einer Schüssel lagen und zeigte dem Knaben, wie er mittelst eines kurzen messingenen Röhrchens die von der Frau abgewogenen Portionen in dieselben füllen müsse. Unmittelbar hernach griff das Mädchen an und band mit einer Schnur zu. Doch der Knabe begriff leicht und die Furcht vor Faet trieb ihn zur Schnelligkeit an, obgleich er aufs Äußerste ermüdet war. So wurde ihm das Würstmachen gelernt. Die Arbeit dauerte unter Faets Aufsicht bis gegen zehn Uhr in der Nacht. Als man fertig war, mußte Leonhard noch die Würste in die Räucherammer bringen, eine Anzahl fertige Würste hinab ins Zimmer tragen, wozu ihm Faet leuchtete. Dann erst zeigte ihm dieser seine Schlafstelle, ein Kämmerchen im Hofchen, wo eine Bettstelle drinnen stand und überließ es dem Knaben, hier seine Ruhe zu suchen.

Dieser war ganz vernichtet und stand zitternd vor Müdigkeit eine Weile still, um bei sich selbst Rat zu suchen. Die erduldeten barbarische Behandlung hatte ihm mit einem Male schrecklich klar gemacht, was er hier zu erwarten haben würde. Faet kannte weder Rücksichten noch Erbarmen, sonst würde er denn Ermatteten nicht nach einem seine Kräfte ohnehin übersteigenden Marsche von fast 50 km zu Fuß, noch zu einer solchen anstrengenden Arbeit gezwungen haben. Dieses sah der Knabe wohl ein; aber er wußte keine Hilfe. Was werde ich, sprach er zu sich selbst, erst zu erwarten haben, der der Empfang schon so schlimm ist. "Geh nicht hin zu Faet, geh lieber wieder heim!" Diese Worte des Ochsenwirts schwirren ihm durch den wirren Kopf. "O hätt'ich ihm gefolgt!" sagte er zu sich selbst. Doch zog er sich aus, legte sich in das Bett und schlief augenblicklich vor höchster Ermattung ein.

Am andern Morgen erwachte Leonhard, der von dem weiten Marsche des vorigen Tages und von der anstrengenden Arbeit des Abends sehr ermüdet war, auf den Ruf seines Namens, erkannte Faets Stimme und sprang eilends aus dem Bette, um sich anzukleiden und hinabzugehen.

Er fand seinen Herrn, dessen Gattin und die Magd bereits am Tische, um die warme Brennsuppe zu verzehren. Beide Ehegatten schienen nur allein für die Arbeit da zu sein. Gespräche wurden nicht geführt und was not war, wurde mit wenigen Worten abgemacht.

Und so verging Tag für Tag bis ein großer Vorrat geschaffen war. Dann wurde Safran abgewogen und Leonhard mußte Safranportionen in die Papiere einschlagen.

Eines fiel unseren Leonhard auf, seine vollkommene gänzliche Abgeschlossenheit von allen Menschen, außer von seinen Hausgenossen. Allein auch dieses war eine Sache, welche Faet aus reiflicher Überlegung als unumgänglich notwendig angenommen und mit eiserner Strenge durchgesetzt hatte. Bedürfnisse hatte er nicht, außer wirkliche. Auch nur einen Pfennig unnötig auszugeben, hielt er für Torheit. Er kümmerte sich um keinen Menschen und lebte mitten in der Reichsstadt so abgeschlossen von aller Welt, wie ein Einsiedler. Er war für einen bösen alten Geizhals arg verschrieen.

Seine Frau aber ebenso klug, wie er, hatte dabei ein "Schwertmaul" und ließ sich mit niemand ein. Wer aber mit ihr anband, wurde so gewaschen, daß er neun Tage sich an die Sonne legen dürfte und doch nicht mehr ganz trocken wurde.

Faet und Leonhard bereiten sich auf eine lange Reise vor, denn er betrieb auch noch einen Gewürzhandel. Die Frau, Knecht und Lagd versorgen das Geschäft zu Hause. Mit Safran schwer aufgepackt treten beide einen weiten Weg an, der bis Eremen, Hamburg und Lübeck führen soll und größtenteils zu Fuß.

Sie ziehen frühzeitig bei Morgengrauen ab und Leonhard schritt dem wie eine Eisengestalt stätig, fest und immer gleich rasch dem vorangehenden Meister tapfer nach. Die ersten Stationen waren Erlangen und Forchheim. Das Geschäft ging gut. Dann wurde der Marsch fortgesetzt nach Bamberg, Lichtenfels, Helmstädt, und Magdeburg. Wegen Erkrankung mußte Faet von hier aus die Heimreise antreten. Leonhard mußte nun mit doppelt schwerer Last alleine weiter nach Dessau, Wittenberg, Meissen, Dresden, Chemnitz, Zwickau, Hof, Münchberg, Bayreuth, Pegnitz und zurück nach Nürnberg.

Leonhard unterbrach die Heimreise und besuchte seine Mutter und Geschwister in Stierberg. Er hatte alle Aufträge zur vollsten Zufriedenheit Faets ausgeführt und brachte sogar mehr Geld heim, als ihm vor berechnet wurde.

Leonhard durfte auf Veranlassung Faets noch weiter ein halbes Jahr lang Schulunterricht in Nürnberg nehmen.

Leonhard war in der Tat bei Faets zu Frieden gewesen, hatte sich auch vollkommen an seine Stellung gewöhnt, verrichtete seine schwere Arbeit, ob der Meister dabei zuschaut oder nicht, mit derselben Ordnung und Schnelligkeit und wenn er auch wirklich daran dachte, es in der Welt einmal höher bringen zu wollen, so war er bescheiden und ehrlich genug, die Verwirklichung dieses Wunsches erst in späteren Jahren zu erhoffen.

Leonhard will nun seine Stellung verändern und kommt mit Einwilligung Faets in dem berühmten Gasthof zum Schwan in Nürnberg. Er bekam sogar eine Vertrauensstellung dort, und der Besitzer Musküller war ihm sehr zugetan. So vergingen Jahre und Leonhard erwarb sich hohes Ansehen dort.

Musküller hatte einen Schlaganfall und blieb auf der rechten Seite gelähmt; aber er führte den Wirtschaftsbetrieb dennoch weiter, da er sich auf Leonhard fest verlassen konnte.

Aus einem Diener war unser Freund die Stütze und der zuverlässigste Vertraute seines Herrn geworden. Es lag viel in seiner Hand. Wohl und Wehe der ohne ihn verlassenen Familie: aber er hat treu Haus gehalten und der schönste und glänzendste Ruhm, der einen Menschen hier zu Teil werden kann, mackellose Redlichkeit und Uneigennützigkeit, gewissenhafte Verwaltung des Anvertrauten, wurde ihm nicht nur von Musküller, sondern auch von allen, mit denen er in Geschäftsverbindung stand, aus aufrichtigem Herzen gespendet.

Leonhard sonst sehr verschwiegen, aber nur seinen alten Vertrauten, dem Meister Faet, denn er regelmäßig des Sonntags besuchte und dessen Vermögen er auch verwaltete, fragte er über gewisse Dinge um Rat.

So wurde und so rauschte "der Jahre Flügel" auch an Leonhard vorüber und wir finden ihn nach vier Jahren noch immer als Schaffner im Schwan. Er war der gute Geist des Hauses, Musküllers Sohn, denn die beiden gealterten Gatten liebten ihn, fast als wäre er ihr eigenes Fleisch und Blut.

Musküller war seit anderthalb Jahren leidender als je. Oft fesselte ihn sein Zustand wochenlang an das Bett. Er mußte nun die Führung seines Geschäftes unseren Freunde gänzlich überlassen und er tat wohl daran. Unter Leonhards Händen nahm das Hauswesen einen ganz andern Gang an. Es hieß: wärs meine Sache, so könnt ich über Manches wegschauen, manches ändern oder besser bestellen. Aber es ist Musküllers Sach' da muß ich zusehen, daß es nach seinem Willen geht, denn er ist der Herr im Hause! Hui, wie klappte da alles zusammen im Schwan! Was herrschte da für eine Ordnung von oben bis unten. Leonhard hatte seine Augen überall, in den Zimmern und Stallungen. Der Haferkasten ward von ihm so streng kontrollirt, als die Küche und das Hauptbuch, denn Leonhard hatte eingesehen, daß man will man haushalten, alles wissen und alles übersehen müsse. Bei den großen Biquartierungen floß das Geld in Massen ein.

Durch das sparsame Haushalten, welches durch Leonhards Einfluß sehr unbemerkt und allmählich sich einführte, wurden Musküllers Verhältnisse schnell wieder besser und das was ihm seine Kinder kosteten, brachte er in wenigen Jahren wieder ein.

Der trockene Faet, der sich aus Hartherzigkeit um keinen Menschen kümmerte, hatte alle Neigung, deren er fähig war, auf unsern Leonhard geworfen. Seine Gattin dagegen liebte unsern Freund und wußte mit demselben Hochgefühl mütterlicher Freude davon zu reden, daß Leonhard von ihnen erzogen sei, ihnen sein Glück verdanke, als ob sie unsern Freund unter ihrem Herzen getragen. Als aber Leonhard einst spät Abends weggegangen war, sprach Faet zu seiner Frau: "Alte, ich hab' was im Sinn." "Was denn?" war die Antwort. "Will mein Testament machen," fuhr Faet fort. "Warum?" "Bin ich nicht alt genug? du nicht auch? Ist alles in Ordnung, wenn heut unser Herrgott bei einem von uns einkehrt? Ich hab's schon seit Jahren im Sinn." "Ich auch," sagte die Frau. "Gut," sprach Faet und schwieg fast eine halbe Stunde. Dann sagte er: "Ich hab' mich um mein Sach' sauer geplagt." "Ich auch," sprach die Frau.

" Ja, du auch; du hast das deine auch ehrlich dazu getan. Verwandte haben wir keine. Wer soll d'Sach haben, wenn wir heut oder morgen die Augen zutun ? "

" Halbpant ist's mein und ich weiß, wem ichs gönn' und wer meinen Teil kriegt, wenn Du mit einverstanden bist, " sagte die Frau. " Blitz ! " rief Faet, " so hast Dir schon Wenn ausb'sonnen ? "

" Ja, schon lang ! " sagte die Frau und lachte herzlich. " Na, wen ? " fragte Faet und blinzelte. " Das kriegt der Liendl ! "

" Justement so bin ich auch g'sinnt " , rief Faet, schlug sich unvorsichtig mit den Händen auf das kranke Bein und schrie laut auf vor Schmerz. " Bist aber auch ein alberner Ding, daß'd nie an dein Gicht denkst ! " rief die erschrockene Frau und rieb dem alten Mann die Knie sanft. " Wenn's dein Ernst ist, wann solls sein ? "

" Morgen holst den Dr. Lorsch, der solls abfassen ! " sprach Faet. Am folgenden Tag ward das Testament unterschrieben, besiegelt und auf dem Gericht deponiert. Leonhard hatte freilich von all dem keine Ahnung, als er Montags spät Abends zu Faet kam, um sich bei seinem alten Meister Rat zu erholen.

" Liendl, was gibts ? " sagte der Alte, der schon im Bett lag. " Was Neues ! " sprach Leonhard und bat, sie möchtens ihm nicht übel nehmen, daß er so spät komme. " Neues, was Gescheids ? " sagte Faet neugierig.

" Sollt selbst sagen, was Ihr davon haltet. Der Musküller liegt nun schon seit drei Wochen und der Arzt sagt, er könne am Ende ganz contract werden. Da sprach er vorhin zu mir:

Leonhard, du siehst, wie ich dran bin, ein kranker elender Mann. Wie lang werd'ichs mehr treiben ? Mein Haus kann ich nicht verkaufen, will ichs nicht halben Theils wegschenken. Meine Frau geht auch zusammen und kanns nicht mehr übersehen. Auf Dich können wir uns zwar verlassen, aber wie lang noch ? Ich sags selbst, du wärest ein Narr, Dich für fremde Leute zu plagen und es steht mir auch nicht mehr so an, ich komme zu tief bei Dir in Schulden und möchte sorgenfrei sein, um meine letzten Tage in Ruhe genießen zu können. Mein Schwiegersohn wills auch haben und meine Tochter schreibt der Mutter allwöchentlich, sie möchte kommen. Auf dem Lande, meint der Doktor, könnt's mit mir wieder besser werden. Wir haben alles zusammen überlegt und sind zu dem Entschluß gekommen, unser Haus, wie es ist, mit Schiff und Geschirr sammt allem Hausrat verpachten. Weil wir Dich aber kennen und gern haben, auch wissen, daß wir unser Eigentum keinen bessern Händen anvertrauen können, so laden wir Dich ein, die Sache in Pacht zu nehmen. Es wäre uns lieb wenn Du tatest, und wir wollten viel nicht ansehen, wenn es nach unserem Wunsche ginge, damit Du auskommst und dabei bestehen kannst. "

" Nun was verlangt er ? " sagte Faet. " Ja, das hat er noch nicht gesagt, ich hab'geantwortet, daß ichs überlegen wolle. Ich wollte Euch erst fragen, was Ihr dazu sagt ? "

" Ich ? Geht mich nichts an ! " brummte Faet und sah starr vor sich hin. " Wie ? Ihr wollt mir nicht raten ? " sagte Leonhard erstaunt, denn es war das erste Mal, daß der Alte sich weigerte, sich in solche Dinge zu mengen.

" Ich will, aber ich rat'Dir ab, das Haus zu pachten ! " sprach Faet,

"Was ist denn Eure Meinung?" sagte Leonhard, der die Laune des Alten ganz genau kannte. "Wenn Dir der Schwan ansteht, so mußt'n kaufen!" sagte Faet. "Jetzt?" "Ja, jetzt" sagte Faet, "jetzt läuft er Dir in die Hände, nun laß'n nimmer los!" Leonhard schwieg überrascht. Endlich sprach er: "Aber ich hab's Geld nicht!" "Wie viel hast, Liendl? sag mirs!" "Dreizehntausend fünfhundert Gulden! und Musküller will Vierundzwanzigtausend!"

"Geh gleich heim Liendl, und sag dem Musküller, er soll seinem Tochtermann und seiner Tochter schreiben, daß sie übermorgen her ein kommen, weil Du den Schwan kaufen willst. Hast ein Wägelein? laß einspannen und mich übermorgen Mittag holen, denn wenn Du kaufst, muß ich dabei sein, hörst?" "Versteht sich", sagte Leonhard und ging nach wenigen Minuten heim.

Drei Tage darnach hatte Leonhard den Schwan um Einundzwanzigtausend fünfhundert und vierzig Gulden gekauft. Nachdem er sein Geld erlegt hatte, fehlte noch die Summe von acht Tausend Gulden. Da sprach Faet: Das geb'ich ihm darauf um 4%, so seid Ihr bezahlt. Hier habt Ihr die Bankscheine; quittiert uns!"

"Und damit Hollah" sprach Faet zu Leonhard indem sich sein kleines Gesicht in alle erdenklichen Falten verzerrte, als der Vertrag geschrieben und mit allen Unterschriften versehen war, "viel Glück, Herr Schwanenwirt!"

"Run fehlt nur noch eine rechte Hausfrau," sagte die Försterin mit einem seltsamen Blick und fast wehmütigen Lächeln. "Das Haus hat er und an der Hausfrau wirds, wie mir gemahnt, auch nicht lange fehlen," sagte der kranke Musküller lächelnd.

"Kommt Zeit, kommt Rat," sprach Faet ernst, "eh er eine Frau nimmt, soll er sich neun hundert neunundneunzig Mal besinnen." Da gabs viel Gelächter und manche fröhliche Scherze. Die Frauen meinten, es sei besser, frisch zuzulangen, als gar zu lang zu warten und zu klügeln. Andere sagten das Gegenteil; aber Leonhard, dem eine weiche Rührung die Tränen in die Augen trieb, sprach: "Als ein armer Junge bin ich da zu meinem alten Meister herabgekommen. Der Schwan aber war das erste Haus, welches ich in Nürnberg betrat und Ihr, lieber Herr Musküller, habt mir den ersten Sechser geschenkt für einen Brief, den ich Euch übergab. Noch hör ich Euch sagen: Sei brav und kehr oft ein! Wie hätt'ich damals daran denken dürfen, einst Herr in diesem Hause zu werden! Gott hat mich recht glücklich gemacht; ich dank Ihm und Euch, Ihr guten Menschen, denen ich nächst Gott so viel schuldig bin!"

Mit den Heiraten will ich mich nicht übereilen. Kommt was, so sendet es Gott und dann will ich mich nicht lange besinnen. Aber ich glaube, daß ich erhalte, was mir bestimmt ist und darauf will ich voll Ergebung warten!"

Eines spät Abends spannte er an, um seinen alten Meister heimzufahren. Er saß stumm neben Faet. Als er den Alten vom Wägelein geholfen, mit ihm ins Stübchen trat, sagte Faet: Setz'dich einen Augenblick, Liendl. Weißt schon, daß mir die Miete gekündigt ist? denn er hatte sein Haus und Geschäft verkauft, "nein sagte Leonhard." Hör, in deinem Hinterhause war so ein Quartier, wie ichs gern möchte; gib mirs" Mit Freuden, sprach Leonhard. "Gut, dafür soll nun meine Alte Dein Hauswesen versehen, bis Du uns einmal entbehren kannst.

Auszüge aus einem vergilbten alten Buchlein, von dem weder der Verfasser noch der Verlag mehr zu ersehen ist.

Anton Buchner

Die merkwürdige Lebensgeschichte eines Mannes namens "Faet", der um 1716 rum, das Licht der Welt erblickt haben dürfte.

Wie Faets dem Liendl seine wahre Lebensgeschichte erzählte und wie er in der freien Reichsstadt Nürnberg zu Haus und Hofe kam.

Faet, der auch von "Gebirg oben" aus dem Betzensteiner Land stamte, dürfte so um 1716 rum geboren worden sein. Er hatte eine außergewöhnlich schwere, ja unglaublich strenge und harte Jugendzeit durchzumachen und dennoch brachte er es durch Fleiß, Entbehrungen, Ausdauer und Sparsamkeit zu hohem Ansehen.

Ich will Dir nun erzählen Liendl, sagte Faet, wie ich angefangen und mich hab'durchschlagen müssen.

" Ich bin mein Lebtag genug in der Welt herumgelaufen " sagte Faets. " Ich will den sehen, der mir's gleich tut. Ich habe jedes Jahr vier Reisen gemacht, immer allein, und mit siebzig bis achtzig Pfund auf dem Rücken bin ich oft zwölf bis fünfzehn Stunden weit gegangen. Ich hab'mich geplagt und geschunden, wie keiner, und gespart, bis ich zu Haus und Hof gekommen bin.

Ich bin jetzt Siebenundsechzig Jahre alt, kränklich und kann nicht mehr so wie früher, habe mir aber so viel erspart, daß ich mir jetzt ein ruhigeres Leben gönnen kann.

Ich bin auch von Gebirg droben 'runter, weiß aber nicht, wer mein Vater gewesen ist. Meine Mutter, eine Bauernmagd, hatte mich in die Kost gegeben zu einer alten Frau im Armenhause. Als ich acht Jahre alt war, starb die alte Frau und meine Mutter war fort in eine andere Gegend in Dienst gegangen. Da jagte mich die Gemeinde hinaus, weil sie mich hätte ernähren müssen. Es war im Frühjahr 1724 rum und ich wußte nicht, wo aus und an. Doch lief ich bis nach Pottenstein, denn daselbst wohnte ein Mann, der die alte Frau, welche mich aufzog, hie und da besucht und mir manchmal ein Stück Brot geschenkt hatte. Wußte aber nicht, wer er war oder wie er hieß. Als ich nach Pottenstein kam, hungerte mich sehr. Doch traute ich nicht, einen anzubetteln. Die Kinder liefen zu mir und schlugen mich - ich weiß das noch. Da trieb sie ein Mann weg von mir und fragte mich, wer ich sei und wo ich herkomme. Ich sagt's ihm, da nahm er mich an der Hand und führte mich zum Schulzen. Es war der Wächter, der mich gefangen genommen hatte.

" Der Schulze und der Wächter fragten mich gar scharf aus. Ich wußte nicht mehr, als was ich schon dem Wächter gesagt hatte. Des Schulzen Frau gab mir aus Barmherzigkeit ein Stück Butterbrot - es war das erste Butterbrot, welches ich in meinem Leben gegessen hatte - ich esse heut' noch dran !"

Dann redeten sie vieles halblaut mit einander, was ich nicht verstand - aber die Frau setzte durch und hierauf führte mich der Wächter zum Hirten, bei dem mußte ich bleiben.

" Der Hirt war ein alter böser Kerl, im ganzen Dorf gefürchtet. Er fluchte wie ein Türk, als er mich sah und stieß mich aus der Stube hinaus in den Viehstall. Kaum war ich da, so kam der Herd dochse herein, ging in seinen Stand und es war ein Glück, daß des Hirten Tochter dazu kam, sonst hätte mich die Bestie umgebracht. Schon hatte er mich aufge-gabelt und in eine Ecke geschleudert. Er ging jetzt auf mich los und hätt' mich wohl zertreten. Da sauste ihm eine schwere Peitsche um die Nase, daß er brummend wieder in seinen Stand zurückkehrte."

" Die Hirtentochter war schon von der Frau des Schulzen in Kenntniß gesetzt, daß ich da wäre. Sie redete ein freundliches Wort mit mir. Das Mädchen war gut, erst achtzehn Jahre alt und litt nicht, daß mir Jemand Leides tat. Sie hatte bisher die Gänse gehütet; jetzt sollte ich sie ablösen, denn des Schulzen Frau nahm sie in Dienst. Ich wußte freilich nicht, wie das zusammenhing; doch es kam mir zu gut. "

" Den Sommer über hütete ich die Gänse; im Winter mußte ich das Vieh warten, laufen, spinnen, Holz tragen, dem Hirten den Schubkarren ziehen, wenn er nach Nürnberg oder anderswohin als Bote fuhr, und der Schulmeister ließ mich aus Barmherzigkeit in die Schule laufen. Ich freute mich allemal auf die Schule, denn da konnt' ich mich recht ausruhen und wärmen. Daheim beim Hirten durfte ich nicht in die Stube."

" Als ich zehn Jahre alt war, konnt' ich doch schon lesen, obwohl das viele Bauernbuben noch nicht verstanden. Ich weiß nicht, wie ich es gelernt habe, denn der Schulhalter kümmerte sich nichts um mich und eine Fiebel hatte ich auch nicht. In diesem Jahre wurde ich sehr reich, denn ich bekam vom Hirten auf des Schulzen Antrieb Strümpfe und ein paar genagelte Schuhe. Ich hatte nie welche gehabt und war Sommer und Winter barfuß gelaufen. Auch mußte mir der Hirt einen Lohn geben und dem Schulzen bringen. Ich wußte nicht, was das zu bedeuten hätte."

" Der Schulz kam nun öfter und sah nach mir. Er fragte mich, wie mir's ginge, ob ich noch Schläge kriegte? Ich war von dem Hirten alle Tage, meist umsonst, und oft braun und blau geschlagen worden. Ich meinte damals, das müsse so sein."

" Der Pfarrer nahm mich nun in die Christenlehre und ich hörte was von unserm Herrgott. Beim Hirten hatte ich den nie, sondern nur den Teufel nennen hören. Da wunderte ich mich, als ich den Pfarrer verstand, denn ich begriff erst nach und nach, was er sagte."

" Als ich dreizehn Jahre alt war, ging ich zu Gottes Tisch. Vier Wochen zuvor hatte mich der Schulz kommen lassen und mir auf dem Tisch viel, viel Geld gezeigt. Ich wußte nicht, was das sei oder zu was es diente, denn nie hatte ich Geld gehabt.

Da sagte der Schulz : "Das ist dein Lohn, ich hab ihn dem Hirten abgefordert und dir zusammen gespart. Es sind acht Gulden. Du hast ihn in den letzten zwei Jahren verdient. Davon will ich dich jetzt vom Kopf bis zu Fuß kleiden und meine Frau schenkt dir zwei wirkene Hemden und Nasentüchlein, auch zwei paar alte Strümpfe. Das haben wir für dich getan, weil du arm bist und verlassen. Jetzt bist du groß und mußt selbst für dich sorgen."

" Als ich das hörte, gings mir durchs Herz und iöh fing an zu flennen. Doch gab ich dem Schulz und seiner Frau die Hand und sagte: " Gott vergelts tausendmal !" Die Bäuerin dreht sich um und wischt sich die Augen und der Schulz fuhr fort :

" Du bist ein recht armer Teufel, aber ehrlich, der Hirt sagts auch, so hart er ist. Bleib so treu, wie bisher, unser Herrgott wird dich nicht verlassen. Dien jetzt noch beim Hirten, bis dir ein Platz als Knechtlein aufsteht. Dann verding' dich."

Er ging aus der Stube; aber seine Frau, winkte ihm verdrießlich; da kehrte er um und sagte: " Bald hätt'ichs vergessen: wenn du kommunistiert hast, dann gehst du zu mir, darfst mit uns essen. Sags deinem Herrn."

Ich dankte ihm und seiner Frau nochmals, ging dann zu Schuster und Schneider, die lange an mir herummaßen. Zwei Tage vor der Beicht hatte ich einen Hut, einen Tuckkittel, eine gewirkte Weste, lederne Hosen und neue, nagelneue Schuhe. Die Schulzenfrau schenkt mir Strümpfe, Hemden, eine Halsbinde und sagt, ich sollte vor der Kirche kommen. Sonntags zog ich mich an. Hui, wie reich glaubte ich zu sein ! Als ich zum Schulzen kam, betet ich zum Dank das Lied " Du hast der Armen dich erbarmt, Ich will dirs nicht vergessen." Sie standen alle um mich her, der Schulz, seine Frau und seine Kinder und Knechte und Mägde. Sie weinten, und ich wußte nicht, warum ? obwohl ich auch weinte, aber vor Freuden; dann ließen sie mich in einen Spiegel sehen. Ich kannte mich selbst nicht mehr; ich sah aus, wie ein Bauernsohn."

" Der Gottesdienst und die Communion waren vorüber. Der Cantor gab mir ein Schulattest. Da ich lesen, schreiben und das Einmaleins konnte, so standen schöne Noten drin. Wir lasen einander nach der Kirche unsere Zeugnisse vor und die Bauernknaben schimpften, daß ich auch ein so gutes Attest erhalten, auf den Schulmeister. Ich ging zum Schulzen, durfte am Tisch mitessen und sah hier und genoß zum ersten Male Fleisch. Früher hatte ich nichts bekommen als, Milch und Brot."

" Beim Hirten blieb ich noch ein Halbjahr, dann kam ich zu einem Bauern nach Leopoldstein (Leupoldstein). Der Schulz hatte mich dahin verdungen. Ich erhielt im ersten Jahre acht Gulden Lohn, zwei Hemden und zwei leinene Brustflecke, dann drei Pfund Wolle zu Strümpfen. Es war noch ein Knecht da, aber ein böser roher Bursche, der im Wirtshaus allsonntäglich Prügelei anfang. Er mißhandelte mich anfangs wie der Hirt und schob mir alle Arbeit zu, so daß ich kaum damit zu Stande kommen konnte.

Aber ich war stark und willig zu allem. So gings von Lichtmeß bis Martini im folgenden Jahre. Der Bauer war reich, kümmerte sich sonst wenig um die Feldwirtschaft, außer daß er fleißig dabei nachsah. Einst hieß er mich Sonntags nach dem Essen in der Stube bleiben und sagte dann zu mir, als die andern draußen waren: "Andres, du bist ein rechter Bursch und ich bin mit dir sehr zufrieden. Sag mir, wie macht dir der große Knecht?"

"Ich wollte nicht mit der Farbe heraus; da sagt der Bauer: Fürchte dich nicht, sag mir's herzlich, wie geht der große Knecht mit dir um?"

"Da klagte ich ihm meine liebe Not offen und ehrlich und er sagte: "Ich kann nichts dafür, Andres, ich will sowas nicht haben. Du mußt deinen Teil arbeiten, denn dafür geb ich dir die Kost und Lohn, aber einem Andern sollst du seine Last nicht abnehmen. Verdienst du Strafe, so bin ich dafür da. Dein Nebenknecht darf dich nicht schlagen. Geh jetzt, ich will das abstellen."

"Ich wußte nicht, wie das herausgekommen wäre. Aber es war mir bange, wenn der Bauer dem großen Knecht was sagen würde, denn jener war ein gefährlicher verwegener Bursche und konnte mich nicht wohl leiden. Aber der Bauer schwieg, und ich glaubte, er hätte, auf die ganze Sache vergessen.

Einst standen wir des Morgens um ein Uhr nachts zum Dreschen auf; es war noch ein Tagelöhner und zwei Mägde dabei. Als wir den ersten Gang gemacht hatten, lehnt sich der Knecht hin und sagt: Kleiner, wend du um. Ich sah ihm ins Gesicht und merkte, daß er voll Bosheit war. Wie ich nun die Gabel anfasse und hinter denen, die noch droschen, drein gehe, um zu wenden, komme ich an seinen Fuß. Ich glaube nicht, daß ich ihm weh getan habe, denn die Gabel war nur von Holz. Aber er wendet den Flegel um und schlägt mich zweimal ins Genick, daß ich sinnlos zu Boden stürze. Darüber hörten die Andern auf, die Mägde springen mir bei und fangen an zu schimpfen und der Tagelöhner sagt: "Du grober, wüster Tagdiel, was schlägst du den Buben?"

"Er hat mich gestochen", sagt der Knecht; "er soll besser aufpassen!" "Schäm dich, grober Kerl" entgegnet der Tagelöhner; "warum muß der Bub deine Arbeit tun, bist doch der letzte und sollst wenden". "Da drohte er dem Tagelöhner mit Schlägen, wenn er das Maul nicht halte, fängt an zu wenden und sagt: Angestellt und fortgemacht!"

Mittlerweile war ich wieder halb und halb zur Besinnung gekommen. Das Blut schoß mir wie aus Röhren zu Mund und Nase heraus; er hatte mich fast erschlagen. Während mich die grosse Magd abwischte, war die kleine fortgelaufen und weckte die Herrschaft. Bald darauf kam der Bauer, sah sich in der Scheune um, betrachtete mich, und fragt den Tagelöhner, was es gegeben habe? Der sagt's ihm. Da trat der Bauer vor den großen Knecht und sagt:

"Warum schlägst du den Buben, du fauler Strolch?" Der Knecht stellt sich grob und sagt: "Er hat mich gestochen?" "Mit was?" sagt der Bauer. "Mit der Gabel!" antwortete der Knecht. "Was hast du mit der Gabel zu schaffen?" sagt der Bauer zu mir.

Er hat mich geheißsen wenden !"antwortet ich; "da bin ich an seinen Fuß gekommen.Ich habs nicht mit Fleiß getan !"

" So ists so,wie ich schon lang gedacht;" sagt der Bauer zornig." Du fauler nichtsnutziger Strolch läßt dem Buben tun,was Dir obliegt,und schlägst ihn noch dazu ?

" Er sei kein Strolch" entgegnet der Knecht grob,"hieße er mir was,so mein ers gut,damit ich was lerne. Hätte aber der Bauer Strolche im Haus,so tät er gut,auszuräumen."

" Dich brauche ich wohl zum Ratgeben" sagt der Bauer zornig: "ausräumen aber will ich gleich.Wenns Tag ist,pack auf und hol Dir deinen Lohn.Für dich ists heut schon Ziel."

"Das will ich sehen,ich hab nichts veruntreut!"sagt der Knecht.

" Du weißt den Weg zur und auf die Herrschaft,und wenn du ihn nicht suchst,so werd ich ihn Dir vom Amtsknecht zeigen lassen,denn für die Mißhandlung des Buben werde ich klagen."

" Hiemit ergriff mich der Bauer an der Hand,führt mich über den Hof ins Haus,läßt mich auf die Ofenbank legen,ausruhen und mir dann eine Suppe anrichten. Ich hatte handbreite te mit Blut unterlaufene Striemen über den Nacken."

" Als das Dreschen vorbei war,kam der Knecht,und bat gar schön.Aber der Bauer sagte: "Es ist nicht allein um des Buben wegen,sondern es kann ohnehin so nicht mehr gehen. Deine Raufereien,deine Nachtschwärmerei und dein Betrinken macht mir dich schon lange zuwider. Ich will mein Haus und Hof, meine Rosse und Kühe keinem anvertrauen,der den Kopf voll Bier hat und Branntwein.Einen solchen lass'ich nicht in den Stadel und Stall. Es sind schon gar viele Höfe durch solche Bursche draufgangen. Such dir einen Platz,wo man das leidet. Da hast du deinen Lohn; es ist schon ein Anderer für dich dungen."

" Der Knecht bat nun kläglich,drohte wieder und wollte nicht gehen.Allein der Bauer sagte: Dank Gott,wenn dich der Bub nicht verklagt.Geh jetzt,daß mein Haus sauber wird.Wir tun nicht mehr bei einander gut."

Der elende Bursche wendete sich jetzt sogar an mich,und ging mich an,ich möchte für ihn bitten.Ich aber stand auf,zeigte ihm meinen Nacken und sagte:" Wenn man davon nichts mehr sieht,dann komm wieder zu mir."

"Da drohte er mir,weil ich ihn um den guten Platz gebracht. Ich wendete ihm aber den Rücken und gab ihm keine Antwort mehr. So ging er denn voll Zorn und ich wurde meiner Marter ledig.Ich war wie im Himmel."

" Der Bauer suchte nun einen Knecht,der ihm taugte. Ich aber arbeitete voll Freude für Zwei und da ich bisher aufgepaßt und meine Arbeit im Kopfe hatte,so ging alles besser, als ich dachte. An Weihnachten erhielt ich ein Christgeschenk und der Bauer sagte: Andres,du verdienst den Lohn des großen Knechts,ich weiß es. An Lichtmeß kommt noch einer her,aber ein geringerer als du.Du bist der Große.Ich geb dir vier und zwanzig Gulden Lohn,damit kannst vor der Hand zufrieden sein.

Wirds länger, will ich mich bessern. Behandle den Buben gut, der herkommt. Denk nicht, weils dir hart gangen ist, müsstest's Andern auch so machen. Der Bub ist meiner Schwester Sohn."

" Um diese Zeit war ich sechzehn Jahre alt, ein großer aufgeschossener Bursche, schlank, aber stark. Ich konnte für Zwei arbeiten. Ich hatte mir schon dreizehn Gulden erspart. Die andern Knechte im Dorfe verachteten mich nun nicht mehr und wollten mich zum Wirtshausgehen verleiten, weil sie wußten, daß ich Geld hatte. Aber ich hielt es für Sünde, einen Kreuzer für Bier auszugeben und blieb daheim. Darüber verspotteten sie mich oft; aber ich hatte das Maul schon auf dem rechten Fleck und gab ihnen hinaus, daß sie genug hatten. Einst wollte sich einer an mir reiben, packte mich und versetzte mir ein paar hinter die Ohren. Das verstand ich übel und ich gabs ihm so zurück, daß ihm Hören und Sehen verging. Von der Zeit an ließen sie mich in Ruhe."

" Im Herbst fuhr ich alle Jahre mit meinem Herrn und der Frau nach Nürnberg. Nachdem ich einige Male da gewesen und mich umgesehen, gefiels mir so wohl, daß ich wünschte, ich könnte hineinkommen. Ich befragte mich bei den Leuten im Wirtshause, sah mir das Treiben in der Stadt an und merkte bald, woran es mir fehle. Als ich heimkam, wendete ich die Hälfte meines Ersparten daran, nahm Stunden beim Schulmeister und lernte schreiben und rechnen. Mein Herr wußte das, sagte aber nichts. Doch mochte er sich denken, wo das hinaus wollte."

" Ich diente so bis zu meinem zwanzigsten Jahre bei meinem Bauern und hatte mir einhundertsechzehn Gulden erspart. In ein Wirtshaus war ich aber noch nie gekommen, auch wußte ich nicht, wie das Tabakrauchen schmecke und wie man tanzen müsse. Hast du das verstanden? "Ja, sagte Leonhard und Faet fuhr heftig redend fort:

" Dabei war ich ein Bursche, der für Drei arbeitete. Ich hatte eine Uhr, Hemden, Strümpfe, Kleider genug und konnte tüchtig lesen, schreiben und rechnen. An Lichtmeß 1736 sagte ich zu meinem Herrn, ich danke ihm für sein Lohn und guten Dienst, wolle aber mein Glück in der Stadt probieren."

" Andres" sagte der Bauer, "ich habs schon lang bemerkt, was du vorhast und ich will dich nicht daran hindern, weil du ein ganzer Bursch bist. Es ist mir leid um dich, Andres und obschon ich dirs gönne, wenn du dein Glück machst, so laß ich dich doch gar nicht gern weg. Bleib jetzt noch bei mir, bis du den neuen Knecht eingewiesen hast, dann fahr ich selbst mit dir in die Stadt und will dir dort behilflich sein, so viel ich kann."

Das sagt ich ihm zu und war noch fünf Wochen in meinem alten Dienst. Dann fuhr ich mit dem Bauern in die Stadt. Wir fanden nicht gleich eine Unterkunft. Im Hirschen war ein Platz leer für einen Hausknecht. Das ist ein einträglicher Dienst, denn der Hausknecht hat noch die Güterschafferei für die Fuhrleute dabei. Der Wirt, der meinen Herrn gut kannte, hätte mich sofort genommen, aber es war eine Bedingung zu erfüllen und das vermochte ich nicht. Der Hausknecht mußte nämlich achthundert Gulden Kaution leisten. Weißt du, was das ist? "Nein sagte Leonhard und horchte.

" Einem solchen Burschen ist viel anvertraut. Da muß er nun, damit man doch gesichert ist, wenn er etwas veruntreuen sollte, eine solche Summe Geld erlegen und das nennt man Kautionsleistung. Ich muß ein wehleidiges Gesicht gemacht haben, als mir der Wirt das sagte und dann noch hinzusetzte: " er müßte sich aber auch aufs Rechnen und Schreiben gut verstehen, sonst könnte ich ihn nicht brauchen."

" Daran, sagte mein Herr fehlts nicht, das hat er gelernt."

" Der Wirt sagte: "Setz Er sich einmal da her und schreib er mir etwas auf; dann rechne Er diese Posten zusammen." Während ich das tat, gingen die zwei Alten abseits in ein Nebenzimmer. Was sie miteinander verhandelt haben, weiß ich nicht. Ich war aber lange fertig, bis sie zurück kamen. Der Wirt sah nun meine Sache durch, sie gefiel ihm, und er sprach: Will Er ehrlich, fleißig und gewissenhaft sein, so möcht ich es schon mit ihm probieren, wenn nur die Kautionsleistung erlegt werden könnte !"

" Ich wills ihm vorstrecken" sagte mein Herr. Hiemit war die Sache in Ordnung; ich trat an selben Tage in Dienst und binnen zwei Jahren hatte ich meinem früheren Herrn sieben hundert Gulden zurück gezahlt, denn so viel hatte ich mir in den zwei Jahren erspart."

" Im Hirschen diente ich neun Jahre lang; dann kaufte ich mir mein Haus und fing mein Geschäft an. Ich habe jetzt, was ich brauche und was für die Not gut ist, wenn ich gleich nicht reich bin und habe mir alles ehrlich durch meiner Hand Arbeit erworben. Nachs auch so, lieber Liendl !"

Hiemit endete Faet und Leonhard atmete hoch auf. Er hatte nun Stoff genug zum Nachdenken und wunderte sich nicht wenig über seinen Meister der heute einmal so offen zu ihm sprach.

Da beide Faets immer kränklicher wurden und Leonhard das Geschäft viele Jahre alleine gewissenhaft und ehrlich weiter führte, entschlossen sich beide, nachdem sie auch keine Kinder und keine Verwandten hatten, und weil Leonhard trotz der schlechten Behandlung die im anfangs zu Teil wurde, dennoch so fest zu den Faets stand, dem Leonhard testamentarisch ihren Besitz vermachten, der ihm nach dem Tode der Faets zufallen sollte.

Und Leonhard brachte es mit Hilfe des Faets später noch zu großen Wohlstand und hohen Ansehen.

Heimat - Humor !Der Bauer und sein Säuhammer

Ein gesunder, wenn auch manchmal derber Humor, war die Kraft-
arznei unserer Alten. Sie besaßen von diesem seltenen Kraut
mehr als die Generation von heute. Auch von den Bauern unseres
fränkischen Juragebirges kann man wohl behaupten, daß ihnen in
früheren Zeiten der Schalk locker im Nacken saß.

Der Reß (=Andreas) wollte mit seinem Ehegespons zum Beichten.
Im letzten Augenblick fiel der Bäuerin ein, daß das Fleisch für
Mittags noch nicht hergerichtet sei. Nun wohl oder übel mußte
der Bauer - er war bereits schon im Sonntagsstaate - vom Rauch-
fang den für diesen Zweck auserkorenen "Säuhammer" (=Schinken-
Rauchfleisch) holen. Er legte den saftigen Sonntagsbraten kunst-
gerecht auf den Hackstock, schwang das scharfe Beil und - schlug
den rechten Zipfel seines schwarzen Spensers glatt ab.

Der Reß bekam nun eine Pfundswut. Er nahm den Säuhammer und
schleuderte ihn durchs geschlossene Fenster auf den Hof hinaus.
Die durch den Lärm herbeigelockte Bäuerin kam gerade dazu, wie
sich der Bauer den abgehauenen Zipfel seines neuen Rockes be-
sah. Sie war zuerst sprachlos; dann aber schimpfte sie in all-
len Tonarten. "Wie man na sowas machen kann", jammerte sie in
einem fort. Da ging der Reß wortlos hinaus in den Hof.
"Wennst as grad wissen willst", schrie er im Hof, "siegst, so
hab ichs gmacht" - mit diesen Worten warf er den Säuhammer
durchs Fenster in die Stube zurück.

Daß der Bauer bei dieser Werferei gleich zwei Fensterschei-
ben zerschlugen, das hätte die Bäuerin noch verziehen, daß er
sie aber mit dem Säuhammer ungewollt mit voller Wucht noch an
den Kopf traf, das trug sie ihm lange nach.

Mit dem Beichten wars natürlich aus. Als der Pfarrer den
Reß einige Wochen nachher auf der Strasse traf, fragte er so
nebenbei, warum er nicht zur Beichte gekommen sei. Der Reß sah
den Pfarrherrn lange an, - dann sprach er langsam und feier-
lich: "Und er schnitt den Zipfel von seinem Rock !"
Diese Antwort verblüffte den Pfarrer so, daß er nicht mehr dar-
nach fragen konnte, da er annehmen mußte, dem Reß sei ganz plötz-
lich was in den Kopf gestiegen.

Eine Episode aus dem Betzensteiner Umland
anno 1767, "Die Totenwache " !

Anno 1767 hat der Cannessenbauer von H. die Augen zum letzten Schläfe zugetan. 90 Jahre war er alt geworden und seine Freunde meinten, daß er es gut und gern noch auf 100 hätte bringen können.

Eigentlich dachte der Cannes noch gar nicht ans sterben. Daß bißchen Reiben, das ihn in letzter Zeit geplagt, konnte seine Lebensfreude nicht dämpfen. Er war jener Bauer aus der "guten alten Zeit" gewesen, die das Leben meisterten, wie es der Herrgott bescherte und die auch einmal einen groben Hieb nicht übel nahmen. Es war wirklich schade um den Cannes, aber schließlich brannte auch sein Lebenslichtlein ab, ohne daß er es merkte.

Seine besten Freunde - der Cunz-, der Mathes-, der Görg-, der Ulla und der Veyt - alle schon weit über 70-, trauerten aufrichtig um ihren Heimgegangenen Cannes. Sie beschlossen einstimmig, dem teuren Freunde die Totenwache zu halten. Der Veyt zählte allerdings nicht mit; denn der hatte als Refragerbote keine Zeit. Der junge Cannessenbauer gab seine Zustimmung.

Wie es nun manchmal so ist, so war es auch bei seinen vier Freunden, daß ihr Wille stärker war als die Tat; denn am Morgen der ersten Nacht, lagen sie friedlich schlummernd in einer Ecke des Stübchens. Der junge Cannes tat sehr entrüstet; doch die "Getreuen" beschwichtigten ihn und versicherten, daß sie in der zweiten Nacht schon wach bleiben wollten. Sie hielten auch Wort. Der Cunz hatte seine Mundharmonika mitgebracht, wobei er die schönsten Weisen aus dem schlichten Instrument zauberte. Andächtig und leise sangen die drei mit und es dünkte ihnen diese Totenwache mit Musik und Gesang als die schönste Ehrung, die je einem lieben Freund zuteil geworden sei.

Doch dem Cunz tat schließlich der Mund weh, und die anderen erklärten, daß, das viele Singen durstig mache. Da meinte der Mathes: ein Spielchen wäre der richtige Zeitvertreib; wenn sie aber dazu noch, ein wenig Bier tranken, so wäre das wohl auch keine To&#sünde.

Der Cunz hatte zwar seine Bedenken, aber der Ulla beschwichtigte mit dem Hinweis, daß der Cannes bei Lebzeiten doch auch kein Bierverächter, und noch dazu, ein leidenschaftlicher Schafkopfer gewesen sei. Und eine halbe Stunde später, saßen sie schon beim Kartenspiel und ein jeder hatte einen vollen Maßkrug vor sich stehen.

Als der Veytenbote spät in der Nacht beim Anwesen des Cannessenbauern vorbeifuhr, plagte ihn doch die Neugierde und er sah durchs Fenster. Er erschrak nicht wenig, als die Freunde beim Scheine einer Oelfunzel Karten spielten. Diese Pietätlosigkeit ärgerte den Veyten dermassen, daß er sogleich beschloß, die gottlosen Frevler zu bestrafen. Er ging sofort heim, holte seinen Geißbock aus dem Stall, und schwärzte ihm Hals, Kopf und Hörner. Dann schlich er sich ans Fenster des Austragsstübchens.

Der Görg teilte nun gerade Karten aus. Der Cunz klaubte umständlich die erhaltenen Blätter auseinander, schaute ein paar Mal prüfend darüber hinweg, dann sagte er ein Schellensolo an. Stich um Stich heimste er ein. Die Freunde gaben sich zwar alle Mühe, ihm das Solo "herunterzutun"; der Görg stach mit dem Grasober und der Mathes schmierte aus lauter Freundschaft die Herzzehn, obwohl er am Schluß noch einen Trumpf hatte. Trotzdem gewann aber der Cunz das Spiel. "Zahlt ihr Becken!", rief er voll Freude.

In diesem Augenblick geschah etwas Furchtbares. Das kleine Fenster des Stübchens flog klirrend entzwei, und in der Öffnung erschien das greuliche Haupt des Satans. Zugleich hörte man noch das Rasseln schwerer Ketten und ein tiefer Baß orgelte: "Net amol tout hat ma sei Ruh!" (also, nicht einmal als Toter hat man seine Ruhe).

Den vier Spielern standen die Haare zu Berge. "Alle guten Geister", stammelte der Görg, der dem Teufel am nächsten saß. Dann machte er einen verzweifelten Satz, stolperte aber, und fiel auf den Bauch und weil er sich am Tische festhalten wollte, riß er diesen mit um.

Dem Cunz ging es in der sinnlosen Eile nicht viel anders. Ein Stuhl kam ihm zwischen die Beine und im Fall maß er die Härte seines Schädels an der Kante einer Bierflasche.

Er schrie schmerz erfüllt auf. Unter Ächzen und Stöhnen krochen beide auf alle Vieren, so schnell es ging, und so schnell sie nur konnten, zum rettenden Ausgang.

Der Cunz schweißte wie ein angeschossener Eber. Der Mathes lotste sich zwischen Stuhl- und Tischbeinen, zerbrochenen Maßkrügen und zersplitterten Bierflaschen hindurch. Der Ulla hatte den Rockzipfel seines Freundes erwischt und ließ sich so vom Schauplatz des Schreckens schleifen.

Auf der Haustenne hatten aber beide nochmals Pech. Sie übersahen einen großen Kübel mit Schweinefutter. Der Mathes fiel darüber hinweg, aber der Ulla stürzte kopfüber direkt in den Kübel hinein. Er arbeitete sich zwar rasch wieder heraus, aber den Brocken, den er dabei gefischt hatte, schluckte er mit Todesverachtung hinunter. Unter gräßlichen Prusten, Schnaufen und Stöhnen suchten sie von Schweiß gebadet so schnell sie konnten das Weite.

Im Handumdrehen war der Cannessenbauer allein. Er schlief nach wie vor, den ewigen Schlaf des Gerechten. Hinter den Flüchtenden scholl das höllische Gelächter des Teufels und dazwischen das ärgerliche Meckern eines aus der Nachtruhe gestörten Geißbockes.

Beim Krezbauern aber klangen die halblauten Hilferufe, des Görges durch die stille Nacht. Er war zu allem Unglück noch in eine Jauchegrube gefallen.

Lange Jahre blieb die Geschichte geheim und sie wäre eigentlich nie so recht ans Tageslicht gekommen, wenn der Cunz nicht immer wieder die acht Kreuzer für sein gewonnenes Solo verlangt hätte.

Als ein Hetzendorfer das kostbare Naß
auf die Strasse laufen ließ !

(1)

Die Hochflächen der Fränkischen Schweiz sind bekanntlich fast überall sehr wasserarm. Durch der Verkarstung unseres Gebietes bedingte Wassermangel den Menschen auf dem Jura-¹ Plateau, sofern seine Siedlung nicht an einer Quelle lag, schon frühzeitig zur Anlage künstlicher Wasserbehälter, Hüllen, Zysternen und Dergleichen.

So herrschte in fast all unseren Höhen- und Juradörfern insbesondere in regenarmen Jahren eine ungeheure Wassernot. Erst mit der Einführung und Errichtung von Wasserleitungen wurde diese Not behoben.

So mußte die Bevölkerung in früheren Zeiten mit viel Mühe und unter großen Zeitaufwand, das nötige Wasser mittels Fuhrwerk (mit Behälter) vom Veldensteiner Forst, von den Mühlen bei Trubach und von der Achtelquelle bei Ittling geholt werden.

Das Anstellen der Wasserholer dauerte oft von Morgengrauen bis in den späten Nachmittag. Einmal geschah es, daß ein Hetzendorfer Bauer nach langem Warten endlich ein großes Faß füllen konnte. Befriedigt fuhr er eiligst von dannen, den Daheim auf den Hof warte man schon lange auf das kostbare Naß. Aber es kam anders, - als er beim Ittlinger Schmied vorbeifuhr, überzog sich der Himmel mit schweren dunklen Wolken. Gleich darauf regnete es in Strömen.

Wer war nun froher, als unser Bäuerlein! Glaubte er doch, daß sich daheim unter den Dachtraufen nun die Wasserfässer füllen würden.

Um seinen Kühen die schwere Last für die Berge zu sparen, ließ er kurzerhand das kostbare Naß einfach auf die Straße laufen. Frohgemut kam er nach Hetzendorf. Doch hier blieb ihm die Sprache weg. In Hetzendorf hatte es nämlich keinen Tropfen geregnet.

- . -

Der Hansgörg von Weidensees hat zu schwer aufgeladen !

Vor vielen Jahren pflegte der Hansgörg von Weidensees turnusgemäß beim Hüller Wirt immer seinen Dämmerstoppchen zu halten.

Und so hatte er an einem sehr nebeligen grauen Novembertages wieder einmal schwer aufgeladen. Schwankend verließ er um Mitternacht die Wirtsstube in Hüll, um sich nach Hause zu begeben. Er erreicht die Kurve nicht mehr, verfehlte seinen Weg und geriet in den umzäunten Wirtsgarten, gleich neben der Kirche. Er kam zwar hinein, fand aber nicht mehr heraus.

Da stieß er mit den tastenden Händen an eine Mauer. "Gott sei Dank, da ist die Kirchnag", murmelte er befriedigt.

Also ging er nach links, immer den Zaun entlang. So glaubte er nämlich den Ausgang zu finden. Mit einem Male sah er verwundert auf: "Bin i den verhext ! da is scho wieda a Kirchnng!"

Nun wandte er sich mehr nach rechts. Zaunstecken um Zaunstecken tastete er ab, immer rundum. Plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen. "Du liebs Gottla", stammelte er ganz erschrocken, "nuch a Kirchnng", da übermannte den Hansgörg eine Pfundswut. Mit geballten Fäusten torkelte er vorwärts. Auf einmal stand er still. Fassungslos starrte er in die dunkle Nacht. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirne.

"Kreuzweder" schrie er ganz erbost, "scho wieda a Kirchnng"! Is denn di ganze Welt vull lauter Kirchnng ?

Vielleicht wären vom Hansgörg noch ein halbes Dutzend Kirchen entdeckt worden, wenn sich der Wirt nebenan nicht seiner erbarmt hätte und ihn nicht auf den richtigen Weg gebracht hätte.

Brot und Bier als Arznei !

Ich habe einen Magen wie ein eiserner Keil, pflegte der Endres (Andreas) immer zu sagen, ich kann essen und trinken was ich will und so viel ich will, mir schadet nichts. Aber einmal ging es doch anders. Endres trank in erhitztem Zustande eiskaltes Bier und schon war der schönste Brechdurchfall mit grimmigen Bauchschmerzen da. Endres stöhnte und wimmerte die ganze Nacht hindurch. Seine Frau bekam Angst, er könne sterben und schickte am frühen Morgen zum Arzt. Der erschien auch bald. Nach der Untersuchung wurde angeordnet: Choleratropfen einnehmen; wenn Appetit vorhanden, Schleimsuppe ohne Fett und Ei; trinken gar nichts, kein Wasser, keinen Kaffee, kein Bier, keine Milch, kurzum alles Trinken ist verboten; höchstens nach ein bis zwei Tagen ein Schlückchen Rotwein.

Das waren nun nette Aussichten für den Endres, der sogleich das Bier getrunken hatte. Einige Tage gings ja. Endres hatte weder Hunger noch Durst. Am vierten Tage, als der Arzt wieder kam, klopfte unser Patient ganz leise auf den Busch um einen Trunk Bier.

Ein strenges Nein war die Antwort; Bier wäre das reinste Gift; da würde sofort ein Rückfall eintreten; alles ehe, nur kein Bier; sonst könne der Arzt für nichts einstehen. Die Frau ermahnt, ja darauf zu halten, daß der Kranke keinen Tropfen Bier bekam.

Was wollte nun dieser machen ? Aber der Durst! Dieses Brennen in den Eingeweiden. Die ganze Innerei schrie förmlich nach Bier. Endres bekam keins. Als er doch wieder soweit war, daß er sich außer Bett aufhalten konnte, schwankte er ins Wirtshaus. Aber da kam er schön an. Der Wirt war schon verständigt, nicht einmal ein Seidlein kriegte er .

So ging es etwa 14 Tage. Die eigentliche Krankheit war vorüber, nur eine große Mattigkeit wollte nicht weichen. An Arbeiten war noch nicht zu denken. Und doch sollte jeden Tag mit der Ernte begonnen werden.

Der Arzt wundert sich, daß es immer noch nicht recht besser gehe. Er verordnete drei Gläser Arznei, Pillen und Pulver mit der genauen Anweisung, wenn das eine Mittel nicht hilft, das andere dann zu nehmen und so fort. Bier war immer noch verboten.

Als der Knecht die Medikamente nach Hause brachte, wurde es unserm Endres ganz witzel. Daß alles sollte er zu sich nehmen ? Seiner Frau versprach er auf eindringliches Zureden, vom nächsten Tag an die Arznei nach der Vorschrift des Arztes zu nehmen; heute wollte er seinen Peuntacker betrachten, obs nicht bald Zeit zum Schneiden wird. Aber zum Peuntacker ging er nicht, sondern kerzengrad ins Wirtshaus. Die sengende Sonne trieb Endres den Wunsch nach einem Glas Bier zum äußersten. Aber wie er den Wirt auch bat, der blieb bei seiner Weigerung: wenn Du kränker würdest, müßte ich die Schuld tragen. Nun, so laß mich wenigstens ein bischen setzen, meinte Endres. Bleibe du ruhig sitzen, so lange du willst, sagte der Wirt. Ich gäbe dir ja gerne ein Bier, aber es ist mir verboten, du weißt es ja.

Hast du denn nicht ein Stückchen Brot, fragte Endres, ich denke glatt, ich möchte einen Bissen essen. Gleich Nachbar. Der Wirt sah im Speiseschrank nach. Wart nur einen Augenblick, ich will droben in der Kammer einen Laib holen.

Endres zitterte vor Freude. Er wußte, daß der Wirt erst die Stiege hinaufzugehen hatte und bis er wieder herunter kam, konnte immerhin eine gute Minute vergehen.

Ein leeres Glas ergreifen, zur Schenke eilen, den Hahn aufdrehen und einschenken - war eins. So, ein Glas hätte ich, dachte Endres, und setzte sich hinter den Tisch. Das Glas Bier stellte er neben sich auf die Bank, so daß es der Wirt nicht sehen konnte. Der erschien nun mit dem Leib Brot. Schnitt ihn an und legte ihn samt dem Messer auf den Tisch vor dem Gast.

Endres nahm sich ein Stück und kaute. Ach, war der Mund trocken. Zu allem Glück beobachtete ihn der Wirt nicht, der in seinem Notizbuch Zahlen zusammenzählte, so konnte er ungesehen trinken. War doch das was Gutes, so ein Trunk Bier. Wie schön wärmte es im Leibe. Endres kaut und trinkt weiter, trinkt ganz langsam und leise. Das Glas wird leer.

Beim letzten Trunk schaut der Wirt gerade auf und sieht es. Er war ganz paff. Wer hat dir das Bier eingeschenkt, rief er? Das war ich selber, sagte Endres. So ein Spitzbube, schrie der Wirt. Nur ruhig, meinte der Nachbar, ich werde dir dein Bier schon zahlen, gib dich nur zufrieden; du siehst ja, es ist mir schon besser; schenk mir noch ein Seidler ein.

Nach langem Zureden gab der Wirt wirklich noch ein Glas Bier her. Endres ließ sich auch das schmecken und aß trocken es Brot dazu. Es wurde ihm immer wohler und so trank er noch ein Glas und dann noch eins bis er beim siebenten angelangt war.

Nachdem er auch dieses geleert hatte, ging er mit unsicherem Schritt nach Hause. Dort war sein erstes, die Arzneigläser, die Pillen und das Pulver zum Fenster hinauszuerwerfen.

Seine Frau glaubte, er sei aus dem Häuschen gefahren. Als sie aber eine Viertelstunde später ihren Mann im Bett schnarchen hörte, meinte sie, es wird besser mit ihm werden.

Am andern Tag ging Endres an seine Arbeit. Seitdem sagte er: Beißt dich ein Hund, so lege Hundshaare auf die Wunde, dann heilt es. Und bist du Krank, dann trinke Bier, so wirst du bald wieder gesund.

Ob aber das Bier immer so trefflich als Arznei wirkt, möchte man schon bezweifeln.

Kleine Geschichten aus LeupoldsteinGasthof zum Posthalter - Napoleon in Leupoldstein

Dieser Gasthof zum Posthalter (Wittmann) war schon in frühester Zeit, also schon vor der Posthalterei, eine sehr berühmte, bekannte und wichtige Herberge und Haltestation, zum Umsteigen- Vorspann- und Pferdewechsel, für die durchkursierenden kaiserlichen und fürstlichen Kurierere. Heute ein ganz moderner Gasthof und Fremdenpension mit ausgezeichneter Verpflegung.

Im Jahre 1840 waren zum Betrieb eines Poststalles drei Postillione und 8 Pferde nötig. Der Posthalter Wittmann zu Leupoldstein, verfügte zu jener Zeit ständig über 15 Pferde.

Eine alte Niederschrift auf Pergament vom Jahre 1812, die sich im Stadtarchiv Betzenstein befand, berichtet, daß im Jahre 1812 in dem Napoleonskrieg mit Rußland, dessen durchziehenden Truppen Betzenstein und Umgebung belagerten. Die Zufahrtsstrassen von Ittling, Hetzendorf und Stierberg her, waren von den durchziehenden Truppen genau so verstopft als die Strassen nach Leupoldstein.

In dieser Schrift hieß es u.a. weiter, daß Napoleon in dem benachbarten Dorf Leupoldstein im Gasthof zum Posthalter das Frühstück eingenommen hat, nachdem er vorher noch in Betzenstein am Burgaufgang, mit seinem Stab eine Besprechung hatte.

In dieser Gaststätte des Posthalters Wittmann, befand sich lange Zeit ein uraltes Gästebuch mit sehr interessanten Einträgen, darunter befand sich auch ein Eintrag, eines russischen Fürstenpaares, die sich auf der Durchreise befanden und beim Posthalter Wittmann Nachtquartier bezogen hatten. Leider ist dieses bedeutungsvolle Gästebuch schon seit vielen Jahren nicht mehr auffindbar und abhanden gekommen. Weiteres über Leupoldsteins Geschichte, ist im Heft Nr. 10 der Postgeschichte enthalten.

- . -

Bezirkstierarzt Johann Schmidt in Leupoldstein

In Osternohe befand sich früher ein ausgezeichnete Huf- und Waffenschmied, der aber auch ein sehr berühmter Tierheilkundiger war. Seinen einzigen Sohn, am 4. Dez. 1832 geboren, schickte er in die damals erst gegründete Tierärztliche Hochschule nach München, damit er zum Stolz seines Vaters ein Tierarzt werde und - wenn möglich - in dortiger Gegend seine Praxis ausführe. Als er sein Studium mit grossem Erfolg beendet hatte und nach Hause zurückkehrte, sagte sein Vater zu ihm: "So nun will ich dir erst etwas lernen!"

So kam es, daß er wirklich nach einigen Jahren im Bezirk Pegnitz, Bezirkstierarzt wurde.

Heute von der älteren Generation noch Lebende werden sich des alten Tierarztes Johann Schmidt erinnern und können bezeugen, daß er in der ganzen Fränkischen Schweiz ein sehr geschätzter und tüchtiger Tierarzt war.

Der Vater des Tierarztes von Osternohe bei Schnaittach, der weit und breit als Tierheilkundiger bekannt war, hatte ein nettes Erlebnis, das ich hier mit anfügen möchte.

Das Lieblingspferd des Fürsten von Thurn und Taxis in Regensburg war krank geworden und konnte keine Nahrung mehr aufnehmen. Niemand konnte dem Pferd helfen. Ein Reitknecht des Fürstlichen Marstalles sagte eines Tages dem Fürsten, daß er einen Tierheilkundigen wisse, der das Pferd noch retten könne. Auf die Frage des Fürsten, wo derselbe wohne, gab ihm der Reitknecht zur Antwort, der Ort sei sehr weit entfernt und heiße Osternohe.

"Du reitest sofort das Pferd dorthin", sprach der Fürst. Als er dort ankam, untersuchte der Tierheilkundige Georg Schmidt sofort das Pferd und erkannte sogleich die Ursache der Krankheit.

Das Pferd hatte einen Dorn im Schlunde, den der Tierheilkundige sofort entfernte.

Der Reitknecht ritt am selben Tage noch, das nun wieder völlig gesunde Pferd nach Hause. Dieser Tierheilkundige Georg Schmidt wurde von dem darüber hocheerfreuten Fürsten königlich belohnt.

Wie schon erwähnt, war dieser Johann Schmidt, Tierarzt in Pegnitz, hatte aber seinen Wohnsitz in Leupoldstein. Vom damaligen Bezirksamt Pegnitz wurde ihm nämlich gestattet, seine Praxis in Leupoldstein auszuüben, weil er in diesem Dorfe auch seinen Grundbesitz hatte und vor allem auch deshalb, weil Leupoldstein in der Mitte seines Wirkungskreises lag.

Die Preussen 1866 in Leupoldstein

1866 hieß es plötzlich in Leupoldstein: "Die Preussen kommen!" worüber große Furcht und Aufregung herrschte.

Wertvolle Sachen, wie Geld, Silber und sonstiger Schmuck, wurde von allen Einwohnern Leupoldsteins vergraben. Die Haustüren und Fensterläden wurden fest verschlossen und verriegelt; im Wohnzimmer wurde gebetet, die Preussen möchten Leupoldstein verschonen.

In der Nacht, als die Preussen vor Leupoldstein am Fuße des "Gschtagers"- an der steilen Felsgruppe - rasteten, erkundigte sich ein preußischer Offizier, wo der Tierarzt wohne. Als ihm das Haus gezeigt wurde, klopfte er an der Haustüre und schrie in das Haus, der Veterinär habe sofort herauszukommen. Der Tierarzt öffnete die schwer verschlossene Türe und mußte mit dem Offizier den Berg heruntergehen; unterwegs erfuhr er, das er die dort ruhenden Pferde untersuchen müsse.

Freudigst führte er den Befehl aus und wurde hierfür gut belohnt, denn die Preussen waren durch die Behandlung ihrer Pferde sehr zufriedengestellt und dadurch wurden keinem Einwohner ein Schaden zugefügt. Er erzählte dies nach seiner Rückkehr im ganzen Dorfe.

Alle Einwohner, so auch die Frau des Tierarztes, die nach Entfernen ihres Mannes in größter Sorge war, öffneten nun wieder zaghaft die Fensterläden und Haustüren. Dann brachten sie auch ihre vergrabenen Wertsachen wieder ans Tageslicht. Die Preussen marschierten durch Leupoldstein; alle Einwohner waren froh, daß ihnen kein Haar gekrümmt worden ist. 1897 ist dieser Tierarzt von Leupoldstein weggezogen.

Episode aus dem 30jährigen KriegFehde zwischen markgräflichen u.nürnberg=
gischen Kriegsvolk.-Schlacht b.Hetzendorf

Am 22.Mai 1627 unternahm von Velden aus,der Befehls=haber Kapitän Förstenhauer mit 70 Mann zu Fuß,ein Leutnant,zwei Reisinger und acht Veldener Bürgern,die sich freiwillig angeschlossen hatten,einen Streifzug nach dem markgräflichen Orte Plech,um dort den markgräflichen Korporal Thomas Zanner zu fangen,der im Verdacht stand,während des Sturmes die Mühlen bei Velden angezündet zu haben.

Bei dieser Truppe befand sich auch der Pfleger Waldstromer.Kurz vor Plech ließen die Befehlshaber ihre Mannschaft Stellung nehmen,sie selbst ritten mit einigen Leuten nach Plech hinein und erkundigten sich im Stillen,nach dem Quartier des vermutlichen Brandstifters. Ein Metzgerhaus in Plech wurde umstellt und durchsucht,jedoch ohne Erfolg.Daraufhin strömten die Plecher unter Führung ihres Richters zusammen und nahmen eine drohende Haltung ein.Während dieser Auseinandersetzung gaben die Nürnberger Befehlshaber ihren Leuten kurzerhand,das verabredete Zeichen,worauf diese nach Plech hereinstürmten. Da entsank den Plechern der Mut,sie baten um gut Wetter.

Der Kapitän Förstenhauer hatte inzwischen den Gesuchten,in einer finstern Kemenate aufgestöbert und schleppte ihn die Stiege herab.Waldstromer schlug ihn dermaßen ins Gesicht,daß ihm die Hand blutete,und stürzte sich auf ihn,um ihn zu erwürgen,bis man ihn von dem Mann losriß. Dieser Korporal Thomas Zanner wurde dann gefangen,gebunden und nach Velden gebracht.Was weiter mit ihm geschah,konnte ich nicht ermitteln.

Waldstromers Tatendrang,war nach der gelungenen Gefangennahme des Korporals Zanner gestillt;er entschloß sich,nach Velden zurückzukehren. Aber nicht so der Kapitän Förstenhauer der entschlossen war,den Streifzug nach Betzenstein fortzusetzen.Der Pfleger Waldstromer riet ihm davon ab,aber der unternehmungslustige Kapitän ließ sich nicht belehren.

Er setzte mit einem Teil seiner Mannschaften den Marsch nach Betzenstein fort, wo er in Betzenstein mit unseren Pfleger Ebner zusammentraf. Beide kamen überein, nach Hetzendorf zu reiten, um sich von der Stärke des dort einquartierten markgräflichen Kriegsvolkes zu überzeugen und ihnen Furcht und Schrecken einzujagen.

Als die Markgräflichen in Hetzendorf Kunde bekamen vom Anmarsch der Nürnberger, schlugen sie Alarm, rückten schnell noch vor Hetzendorf und gaben sofort Feuer. Es kam dort zu einem förmlichen Gefecht, das mit dem Rückzug der Markgräflichen nach Hetzendorf endete. Die Nürnberger eilten ihnen ins Dorf nach. In einem Hause erwischten sie einen Adligen von Fronhofen, den sie eine Kugel durch den Leib schossen und vollends niederschlugen. Sein Bruder, ein Hauptmann, wurde mit dem gleichen Schicksal bedroht, doch zu rechter Zeit trat der nürnbergische Leutnant Tiel dazwischen, der ihm auf sein herzliches Bitten Pardon gab.

Unterdessen geriet der Betzensteiner Pfleger Ebner mit dem markgräflichen Fähnrich von Steinach zusammen. Sie schossen mit Pistolen aufeinander und schlugen sich auf freiem Felde. Ebner gelang es seinen Gegner in die Enge zu treiben, er erwischte ihn bei den Haaren und riß ihn vom Pferde herunter. Einige Hetzendorfer Bauern eilten noch hinzu und rissen dem überwundenen die Kleider vollständig vom Leibe, bis auf das Hemd. Sie mißhandelten ihn dann dermaßen, daß er für tot liegen blieb. Ebner gebot ihnen schließlich, den totgeglaubten Manne in Ruhe zu lassen und ritt ins Dorf zurück.

Als die gesamte nürnbergische Mannschaft aus Hetzendorf abzog, sah man den totgeglaubten Fähnrich barfuß im Hemde über das weite Feld laufen. Im schnellsten Tempo suchte er sich den Weg durch den Wald über Klausberg und erreichte noch in der Nacht Neuhaus wo er von dem dortigen bambergischen Pfleger Aschhausen aufgenommen wurde. Während er in Neuhaus krank lag und sich seine Wunden heilen ließ, dichtete er ein langes Lied auf sein Erlebnis.

Das Gedicht zeigt, daß er die Nase voll hatte und daß ihm die Nürnberger gewaltigen Respekt eingeflößt hatten. Ganz besondere Abneigung bekundet er gegen den Hauptmann Kleinsdraitl.

Das Poem endet mit dem Veldner Beschluß :

Lob, Ehr sei Gott im höchsten Thron,
Kleinsdraitl zeugt mit Spott davon,
Ein großer Mann von kleiner Tat,
Daher auch er den Namen hat.

Die Nürnberger hatten in der Schlacht bei Hetzendorf einen Toten zu beklagen, während die markgräflichen 30 verloren haben sollen; weiter wurden außer den Kapitän Ludwig von Fronhofen 12 Gefangene nach Velden gebracht.

Der Kapitän Förstenhauer erntete übrigens für seine Hetzendorfer Heldentat nichts weiter weniger als Lorbeeren.

Der Rat von Nürnberg war von ihr in keiner Weise begeistert, um so weniger, als damals die Unterhandlungen wegen der Abführung des mißliebigen Kriegsvolkes nahe vor dem Abschluß standen.

Der Oberwachmeister Hans Linhard Schultheiß wurde nach Velden geschickt mit dem Befehl, den allzu tatendurstigen Kapitän Förstenhauer festzunehmen und in Band und Eisen zu legen.

Das Kommando über die Nürnberger Mannschaft übernahm Schultheiß selbst. Die Gefangenen mußten, mit Ausnahme des Mühlenanzünders, freigelassen, die fortgeschleppte Beute zurückgegeben werden.

- . -

Burgruine Leienfels-Heute ein vielbesuchter Aussichtspunkt

1375 schon eine Falschmünzerwerkstätte

(1)

Schon im Jahre 1348 treten als Besitzer der Burg Leyenfels die Herren von Egloffstein auf; ein Ritter Coczo von Egloffstein verpflichtet sich 1372, mit seinem Teil der Burg Leyenfels der Kirche zu Bamberg ewig gegen jedermann zu dienen.

Trotzdem lebte dieser Götz mit anderen Geschlechtern ständig in Unfrieden, Streit und Auseinandersetzungen.

Da aber dieser Ritter Götz sich immer in Geldnöten befand, und immer mehr Geld brauchte als er hatte, kam er im Jahre 1375 auf die sonderbare Idee auf seiner Burg Leyenfels eine Münzstätte zu errichten; das war aber nichts weiter als eine richtige Falschmünzerei. Er ließ verschiedene Münzen prägen, unter andern auch Goldmünzen.

Als dies aber rüchbar wurde, kam er mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg zu einem bösen Streit. Denn er behauptete anderen gegenüber, der Burggraf Friedrich habe ihm " das Münzzeug " von seiner Münze in Zenn (heutigen Langenzenn) nach Leyenfels heraufgeschickt.

Am 7. März 1380 mußte er aber in Nürnberg die Unwahrheit dieser Behauptung eingestehen, und dem Burggrafen, dem Bischof Lampert zu Bamberg und der Stadt Nürnberg "wegen aller Stöße, Aufläufe und Krieg, die er bisher mit ihnen gehabt" Urfehde (d. i. ständigen Frieden) schwören und versprechen, dem Burggrafen und dem König Wenzel nach Verlangen zu dienen, jedoch unbeschadet seiner Pflicht gegenüber dem Landgrafen von Leuchtenberg.

Als sich aber dieser Ritter Götz von Egloffstein auf Leyenfels trotz seines Versprechens und seines Schwures, weiterhin an Raubzügen beteiligte, ließ König Wenzel im Jahre 1397 den Leyenfels total zerstören.; wobei die ganze Schloßbesatzung auf Leyenfels kurzerhand enthauptet wurden.

Siegmund II. von Egloffstein baute später wieder einen Teil von Leyenfels auf.

Heute wird diese Ruine, wegen seiner Weitsicht und den herrlichen Rundblick, sehr viel von Fremden besucht.

- . -

I. Hochradfaher in Leienfels .

In dem kleinen Juradorf Leienfels war die Bevölkerung in früheren Zeiten nicht wohlhabend begütert, sie lebten in ärmlichen Verhältnissen, es ging auch ohne Zeitung und ohne Nachrichten über das Weltgeschehen und dennoch lebten sie glücklicher und zufriedener als heute; sie kannten diese Hast des Lebens noch nicht.

Auch einen Touristenverkehr gab es damals noch nicht, obwohl man in Leienfels von der Burgruine einen unvergeßlich schönen Rundblick über die Höhen und Täler der Fränkischen Schweiz genießen kann.

Mächtige Ruinenteile künden heute noch von der einstmals stolzen Burg, die als freieigener Besitz derer von Egloffstein um 1372 erstmals urkundlich erwähnt wurde.

Da verschiedene Teile der Ruine im Laufe der Zeit stark von Verfall bedroht waren, wurden sie im Auftrag des Landbauamtes Bayreuth und der Regierung von Oberfranken von Zeit zu Zeit immer wieder instandgesetzt.

So begab sich eines Sommertages des Jahres 1892 auch wieder ein Beamter vom Landbauamt Bayreuth nach Leienfels um an der Ruine Planskizzen zu fertigen, und zwar fuhr dieser Herr vom Bauamt mit einem Veloziped dem sogenannten Hochrad auf dem Weg zur Ruine - damals noch ein völlig unbekanntes Vehikel gewesen.

Ein alter Leienfelser Einwohner, - der Hannes - der vor seinem Hause Kleinholz hackte, sah diesen Mann auf seinem Hochrad vorbeihuschen. Nachdem aber dieser alte Holzhauer weder von einem Hochrad schon mal was gehört noch gesehen hatte, konnte er sich auch gar nicht vorstellen, was Dieses wohl gewesen hätte sein können.

Er war über das Gesehene so überrascht und perplex, daß er sofort seine Hacke in dem Stock schlug und ins Haus eilte und seiner Kundl in größter Aufregung berichtete, daß soeben ein Mann vorbeihuschte, der nicht gegangen, nicht gelaufen, sondern auf ein ganz sonderbares Gestell saß, das sehr schnell gelaufen ist.

Die Kundl brauchte lange bis sie den Hannes beschwichtigen und ihm dies ausreden konnte. Aber es ging ihm einfach nicht aus dem Kopf, und ebensowenig konnte er begreifen, was dies gewesen sein könnte. Nach geraumer Zeit ging er nun doch wieder hinaus und fing wieder zum Holzhacken an.

Es dauerte aber gar nicht so lange, kam dieser Mann wieder mit diesem Hochrad von der Ruine herunter und dicht an ihm vorbeigefahren, Hannes blieb wie angewurzelt stehen, und sah wie das Ding an ihm so schnell vorbeihuschte. Erst glaubte der Hannes an Geistergeschichten, doch hatte er jetzt aber ganz genau gesehen, daß es wirklich ein Mann war,

aber das Gestell auf dem der Mann gesessen hat und so schnell gelaufen ist, das ging im einfach nicht mehr aus dem Kopf.

Er schrie aus leibeskräften seiner Kundl, aber die kam zu spät und konnte dieses Veloziped nicht mehr sehen.

Dieses Ereignis mit diesem Hochradfahrer setzte den alten Mann so sehr zu, daß er krank wurde und dieses Ereignis ungeklärt ins Grab genommen hat.

Dies geschah um jene Zeit, also ein Jahrzehnt später als 1880 die ersten Hochräder aufkamen.

- . -

Ein treuer Hüter und Wächter als Nachtgespenst.

Ein Bauer aus Höchstädt kaufte vor langer Zeit in Mergners einen Hofhund, der brav und treu sein Haus hüten und bewachen sollte.

Als er das gute Tier nach Hause brachte, legte er ihm ein starkes ledernes Halsband an, an diesem eine lange eiserne Kette hang, die er an einem Holzpfahl neben der Wachhütte befestigte.

Wie das nun so ist, jedes Haustierchen hat sich an seinen Herrn gewöhnt, und dieser treue Wächter der ungewollt von seiner Geburtsstätte fortgeführt wurde, bekam bei seinen neuen Herrn fürchterliches Heimweh nach seiner alten Herrschaft, bei der er sich recht wohl fühlte.

Es gefiel ihm gar nicht auf seinen neuen Hof, und wollte unter allen Umständen wieder zu seiner alten Herrschaft zurück. Um nun loszukommen schauerte er gleich in der ersten Nacht stundenlang mit der Kette an den Pfahl so lange hin und her, bis der Pfahl locker wurde und mit leichtigkeit denselben dann aus dem Erdboden entreißen konnte. Das liebe Tierchen freute sich überaus über seine gelungene Befreiung, mußte aber bei der eiligen Flucht die lange eiserne Kette mit den ausgerissenen Pfahl bis zu seiner Heimstätte nach Mergners mitschleifen und nachziehen, was natürlich einen fürchterlichen Lärm und Spetakel verursachte.

Ein Höchstädter der in Betzenstein ziemlich lange dem guten Gerstensaft zugesprochen hatte, machte sich um Mitternacht in der Geisterstunde auf dem Heimweg.

Als er in stockdunkler Nacht das Plateau an der Gruh erreicht hatte, hörte er auf einmal ein unheimliches Lärmen, Geheul und Kettengerassel auf der Strasse auf ihn zukommen.

Dem Spätheimkehrer der doch etwas zu viel aufgeladen hatte, wurde dann doch recht unheimlich zu Mute. Er sah in der Dunkelheit von dem Gespenst nur zwei kleine feuerige Augen leuchten, die sich sehr schnell fortbewegten, aber das fürchterliche Kettengerassel war das unheimlichste.

Tags darauf hat sich der nächtliche Spuk aufgeklärt, da bekannt wurde, daß der verkaufte Hofhund von seiner neuen Herrschaft entflohen ist und in größter Eile wieder seine alte Herrschaft in Mergners aufsuchte.

Nach dem ersten Schuß wurde Stierberg Nürnbergisch

Die Burg Stierberg kann schon bald auf eine 800 jährige Vergangenheit zurückblicken. Bereits im Jahre 1187 wird sie als ein Besitztum der Herren von Stör erwähnt. Dieses Geschlecht kommt in der Bamberger, Leuchtenberger und Oberpfälzer Geschichte wiederholt vor, und zwar manchmal gleichzeitig mit den Herren von Stierberg. So finden wir einen Ottmandus de Stierberc in einer Urkunde vom Jahre 1195, einen Poppo von Stierberch 1187, einen Boppo von Stierberch als Kreuzfahrer 1216, einen Heinrich von Stierberg als bischöflichen Kämmerer, und 1317 einen Ritter Hermann von Stierberch.

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts scheinen die Herren von Stierberg allerdings nur noch als Burgvögte (Dienstmannen) auf der Burg Stierberg gesessen zu haben, denn im Jahre 1308 wird letztere in dem Testament Gottfried II. von Schlüsselberg als Eigentum der reichen und mächtigen Dynastenfamilie von Schlüsselberg angeführt, der auch eine Reihe von Dörfern der Umgebung gehörte, wie Eckenreuth, Hunger, Waiganz usw.

Als Gottfried von Schlüsselberg im Jahre 1308 starb, kam die ganze Herrschaft Stierberg (die Familie derer von Stierberg war inzwischen ausgestorben) an den mit den Schlüsselbergern verwandten Landgrafen Ulrich von Leuchtenberg, der sie im Jahre 1316 für 1000 Pfund Heller dem Erzbischof Balduin, Kurfürsten von Trier, zu Lehen gab.

1355 bezw. 1356 wurde sie alsdann unter die Oberhoheit des König Karl von Böhmen gestellt.

Um das Jahr 1400 versetzten Landgraf Albrecht und dessen Sohn Johann die Burg Stierberg an den Nürnberger Patrizier Peter Haller von Hallerstein, der der Stadt Nürnberg das Öffnungsrecht an der Burg verschreiben mußte.

1406 wurde die Burg Stierberg, gleich wie auch Betzenstein, an Herzog Ludwig von Bayern verpfändet. Die Leuchtenberger lösten sie zwar bald darauf mit 2,600 fl. (= Gulden) wieder aus, konnten aber nicht verhindern, daß ihnen das Schloß einige Jahre später doch verloren ging, und zwar durch die Raubereien ihrer "Hauptleute, Diener und Helfer", die wiederholt Nürnberger Kaufleute überfielen und ausplünderten.

Dies hatte zur Folge, daß am 12. Mai 1415 der Landgraf Leopold von Leuchtenberg dem Burggrafen Johann von Nürnberg, der den ausgeraubten Kaufleuten den Schaden inzwischen vergütet hatte, als Entschädigung für den Strassenraub der Stierberger Burgleute sein Schloß Stierberg für 2,332 fl. rh. (=rheinische Gulden) und 12 Schilling verpfänden mußte. Der Landgraf brachte aber diese hohe Summe nicht auf, so daß er am 27. Januar 1417 auf Drängen des Burggrafen gezwungen war, die Veste Stierberg mit ihren noch übrigen Zugehörungen an Dörfern, Zehnten, Leuten, Gerichten, Wildbann und der Vogtei an den Pfalzgrafen Johann von Bayern zu verkaufen.

Im Landshuter Erbfolgekrieg 1504 (zwischen Herzog Albrecht V. von Oberbayern und dem Pfalzgrafen Rupprecht) wäre die Burg Stierberg um ein Haar fast von den Nürnbergern, die zu Herzog Albrecht hielten, zerstört worden.

Anfangs Juli des genannten Jahres rückte nämlich ein aus 1500 Fußknechten bestehender Haufen mit sechs Geschützen "aufs Gebirg", besetzte Hiltpoltstein und Betzenstein, und machte sich daran, die Veste Stierberg zu belagern.

Aber schon bei den ersten Schüssen wurden die Bauern dermaßen erschreckt, daß sie den Burgpfleger Kaspar Zerer bestimmten, gegen Zusicherung des Lebens und ihrer Habe das Schloß zu übergeben, was dieser auch getan hat. Dadurch wurde die Burg Stierberg nürnbergisch.

Aber die Freude der Stadt Nürnberg, an dem neuen Besitzzuwachs wahrte nicht allzulange. Im Kriege des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg gegen die Stadt Nürnberg 1553 wurde die Burg Stierberg "zu grund ausgeprennt". Seitdem liegt das Schloß das zum Nürnberger Pfliegamt Betzenstein gehörte, in Trümmern.

- . -

Sagen, Geschichtliches und Ungeschichtliches.

Die Zwillinge des Hannß von Wildenstein

zu Wildenfels !

(Eine mittelalterliche Sage)

Zwischen Hiltpoltstein und Betzenstein abseits von der Bundesstrasse, liegen auf einer bewaldeten, felsigen Erhebung die romantischen Überreste eines alten Rittersitzes. Ihre Besitzer, waren die Herren von Wildenfels oder auch Wildensteiner genannt, die schon im 11. Jahrhundert dort auftraten.

Ein Hannß von Wildenstein wurde 1405 schon Bürger zu Nürnberg. Ein weiterer Hannß von Wildenstein zu Wildenfels, soll ganz sonderbare Grillen in seiner Ehe gehabt haben, so wird von ihm nachfolgende Geschichte erzählt :

Hanns von Wildenstein zu Wildenfels war ein hartgesottener Hagestolz, aber durchaus kein Weiberfeind. Ganz im Gegenteil kosetet er nur zu gern mit den schönen Mädchen und Frauen, nur durfte ihm keine von ehelichen Verbindungen reden, sonst hatte das Kosen ein Ende. Wie es aber solchen Ehefeinden und Buhlfreunden gewöhnlich geht, so erging es endlich auch ihm.

Eine seiner Liebsten namens Sidonia wußte ihm durch allerlei Ränke und Schliche seine eingewurzelten Vorurteile gegen das eheliche Leben auszureden und ihn endlich dahin zu bringen, daß er ihr die Ehe versprach. Dabei machte er aber die sonderbare Bedingung, das, wenn sie ihm ein Mädchen gebäre, dieses gleich aus der Burg geschafft werde und daß sie nie von ihm verlangen dürfe, daß er es als sein Kind anerkenne; den er wollte nur Söhne aufziehen, aber für seine Erhaltung und Pflege und auch spätere Versorgung wolle er aber schon aufkommen.

Die schlaue Sidonia dachte: Kommt Zeit, kommt Rat, ging auf die Bedingungen ein und wurde im Jahre 1406 sein Weib.

Als sie nun das erste Mal gebär waren es Zwillinge, ein Knabe und ein Mädchen. Mit ihrer Zofe und Hebamme schon längst auf jeden Fall vorbereitet, ließ sie den Knaben gleich nach der Geburt heimlich wegbringen und dem Vater nur das Mädchen zeigen.

Gar lieblich war das Kind gebildet, sodaß selbst der Vater es freudig an sein Herz drückte; aber dennoch wollte er nichts weiter von ihm wissen. Er befahl, es wegzubringen, aber Sidonia verstand es doch wieder, ihren Gemahl umzustimmen. Er konnte ihren zärtlichen Liebkosungen und Bitten nicht widerstehen und sein harter, starrer Sinn beugte sich unter das sanfte Zepter seines Weibes und so willigte er in ihr Begehren ein, daß das Mädchen auf der Burg bleiben und da erzogen werden dürfe. Freilich, eine Sonderbare Bedingung stellte er doch wieder: Es solle nämlich in der ganzen Burg bekannt gemacht werden, daß dem Burgherrn ein Knäblein geboren sei; "denn", so sagte er - und das war der tiefere Grund - "ich will mir nicht den Spott meiner Freunde und Bekannten dadurch zuziehen, daß ich jetzt als wirklicher Ehemann nur ein Mädchen erzeugt hätte, da ich doch vorher schon so manchen tüchtigen männlichen Sprößling meiner Landen aufgestellt habe". Zofe und Amme mußten dann eidlich geloben, nicht darüber zu plaudern. Das Mädchen wurde nun als Knabe getauft, mit dem Namen Guido belegt und mit Knabenkleidern angetan, sodaß niemand den Betrug ahnen konnte.

Den wirklichen Knaben hatte die Mutter inzwischen zu einer frommen Frau in der Gegend, die im Rufe der Heiligkeit stand, bringen lassen. Hier wurde er auch Guido getauft und eine Köhlersfrau, der man glauben machte, das Kind sei im Walde gefunden worden, säugte ihn. Durch die dem Mutterherzen leicht verzeihliche List erreichte Sidonia, daß das Mädchen vom Vater nicht verstoßen, sondern vielmehr geliebt wurde. Ja diese Liebe nahm zu, als es sich im Knabenanzug ganz nach Knabenart benahm, als es bei Eintritt der Jünglingsjahre sich als Knabenbeschäftigungen und Knabenspielen hingab, in den Waffen sich übte und nach der damaligen Sitte die schönsten Rittereigenschaften sich erwarb. Der Vater war so erfreut darüber, daß es ihm vorkam, als hätte er einen Sohn; die alte Grille war vergessen und er sah in seinem Guido sein Ebenbild. Überall mußte ihn das männliche Mädchen begleiten, auf Fehden und Kämpfen, und endlich schickte er sogar als jungen Ritter auf kleine Reisen.

Unterdessen wuchs der wirkliche Knabe Guido, der mit seiner Schwester die auffallendsten Zwillingsähnlichkeiten hatte, zum ritterlichen Jüngling heran. Bis ins vierzehnte Lebensjahr mochte er bei seiner Pflegerin gelebt haben, als er sich einmal zu tief in den Wald hineinverirrte und den Rückweg nicht mehr finden konnte. Da traf es sich, daß ein Ritter mit seinem Jagdfolge durch das Dickicht sprengte und auf den Knaben stieß. Es war Kuno von Pottenstein. Er wunderte sich, einen so lieblichen Knaben in der Wildnis anzutreffen und redete ihn freundlich an. Guido antwortete ihm unerschrocken, freute sich über die prächtigen Pferde, die schönen Kleider, lauter Dinge, die er hier zum ersten Male sah, und begehrte mitgenommen zu werden.

Kuno von Pottenstein hatte seine Freude an dem Knaben und nahm ihn als Knappen mit auf seine Burg. Zwar ließ er gleich bei der frommen Mutter Guidos nachfragen, wer seine Eltern wären, konnte aber auch nichts anderes erfahren als das alte Märchen, daß sie den Knaben im Walde gefunden habe. Da sie ihn bei Kuno in guten Händen wußte, ließ sie ihn gerne bei ihm und Guido selbst gefiel es natürlich auf der Burg Pottenstein ganz ausgezeichnet und das Ritterleben dort hatte für ihn die herrlichsten Reize. Er entwickelte auch zur Freude seines Pflegevaters glänzende körperliche und geistige Eigenschaften und nahm ihn allen ritterlichen Übungen sehr schnell zu.

Sidonia aber hatte alles wieder durch Guidos Pflegemutter erfahren und freute sich herzlich über die glückliche Wendung seines Schicksals; sie hätte sich eine solche ja gar nicht günstiger wünschen können! Nun ersehnte sie nur noch eine passende Gelegenheit, bei der sie ihren Gatten mit wirklichen Sohne und der Enthüllung der ganzen Geschichte überraschen könnte. Diese sollte sich noch finden.

Der Ritter Kuno hatte einer seiner Nichten, ein holdes, schmuckes, aber verwaistes Mädchen, zu sich auf seiner Burg genommen. Gleich beim ersten Anblick regte sich in Guidos Herzen ein zärtliches Empfinden für die schöne Agnes und auch diese fand an Guido einen männlich schönen Jüngling. Kuno gewährte diese Neigung gar bald und gerne; denn Guido war sein Liebling geworden.

Er wünschte daher zugleich, daß diese gegenseitige Zuneigung seiner beiden Pflegekinder auch von Dauer sein möge. Um hierüber Gewißheit zu erlangen, beschloß er, sie auf die Probe zu stellen. Er sandte Guido mit verschiedenen Aufträgen nach Fulda und bedeutete ihm, daß er nach einigen Tagen selbst nachfolgen werde.

Einen Tag nach Guidos Abreise begab er sich mit seiner Nichte nach Pottenstein zu seinem alten Vetter Ulrich von Pottenstein, der zur Feier seiner goldenen Hochzeit ein großes Fest veranstaltete. Da gabs nun Vergnügungen aller Art mehrere Tage lang; darunter auch ein Turnier, zu dem sich gar viele Ritter aus der Umgebung eingefunden hatten. Als dieses im besten Gange war, siehe, da erblickten mit einem Male Ritter Kuno und die schöne Agnes ihren Guido mitten unter den Kämpfenden, den sie doch auf dem Wege nach Fulda wähten.

Agnes besonders wollte ihren Augen kaum trauen; aber er war es und mußte es sein, denn mit welchem zärtlichen Blick schaute er nicht oft zur schönen Agnes auf! Weder sie noch Kuno störten indessen das schöne Schauspiel, durch Nachforschungen und verschwiegen sie ihre Entdeckung. Es war schon spät am Abend geworden, als das Stechen zu Ende ging und die Preise verteilt werden sollten. Auch Guido, der sich mehrmals ausgezeichnet hatte, sollte mit einem Preis bedacht werden. Da brachte man den alten Pottensteiner die Nachricht, daß das schöne Fräulein Agnes entführt worden sei, vermutlich von jenem Guido, der ebenfalls verschwunden sei.

Kuno tobte und lärmte gewaltig ob dieser Schande. Alle seine Reislige mußten aufsitzen und in alle Windrichtungen eilen, um die Flüchtigen einzufangen. Auch nach Fulda sandte er einige, um sicher zu gehen, daß dieser Guido auch der rechte gewesen; denn er konnte sich dessen beinahe unmögliches Erscheinen bei dem Turnier gar nicht enträtselfeln.

Allein dort fand man den Knappen Guido ganz ruhig bei der Erledigung seines Auftrages. Inzwischen aber hatten andere Reislige den wirklichen Entführer, den weiblichen Guido, aufgegriffen und ihn auf Kunos Burg gebracht, das Fräulein Agnes aber auf seine andere, auf der sie sich vorerst erholen sollte.

Kuno erstaunte nicht wenig, als ihm der Gefangene Guido zum Verhör vorgeführt wurde und er ihn als einen fremden Menschen erblickte, der freilich mit seinem Guido die grösste Ähnlichkeit hatte. Und da er auf alle seine Fragen kurze, trotzig und kräftige Antwort erhielt, so wurde er so erbittert, daß er den Fremdling in strengen Verwahrsam bringen ließ. Man nahm ihm seine Rittertracht ab und - da löste sich das Rätsel; denn man entdeckte, daß man es mit einem weiblichen Guido zu tun hatte.

Kuno ließ sich das Mägdlein wieder vorführen und erhielt nun von ihr das Geständnis, daß die ganze Entführung nur ein Scherz und eine kleine Rache für den anderen Guido haben sollte, der ihr schon so oft die Ursache zu vielerlei Mißverständnissen gewesen sei.

Nach einigen Tagen kam auch der männliche Guido von Fulda zurück. Die Ähnlichkeit beider war auffallend und allen rätselhaft. Hannß von Wildenstein zu Wildenfels aber löste das Erstaunen; denn seine liebe Ehwirtin hatte ihm inzwischen alles entdeckt und aufgeklärt.

Die Freude, nun mit einem male Vater zweier so prächtiger Kinder zu sein, hatte seine frühere Abneigung gegen eine Tochter gänzlich ausgelöscht. Er drückte seine beiden Kinder an seine väterliche Brust, bestätigte beiden gleiche Rechte und erlaubte seiner Tochter, die er nun Sidi nannte, weibliche Kleidung zu tragen.

Seiner klugen Gattin Sidonia aber war er zeitlebens dankbar für jene Täuschung, die ihn zum glücklichen Vater machte, denn froh und heiter beschloß er seine Tage im Schoße seiner Familie.

Der Raubritter Ditrich von Wiesenthau und
das junge Ritterlein auf Burg Leupoldstein

Sage, Wahrheit und Dichtung

Leupoldstein - vor acht Jahrhunderten wurde es Leopoldstein und auch Luitpoldstein genannt - liegt an der Bundesstrasse Bayreuth - Nürnberg, 30 Minuten von Betzenstein entfernt.

Am westlichen Eingange der beiden herrlichen Felspartien, thronte einst vor vielen Jahrhunderten auf der nördlichen Seite, eine prächtige Ritterburg. Heute sind kaum mehr Spuren von dieser zu erblicken.

Im 11. Jahrhundert im Besitz eines Herrn von Leopold, der im Jahre 1117 bei einer Reise ins gelobte Land den Tod fand. Zweihundert Jahre später, wurde die Burg von Bistum Bamberg als Burghut den Herren von Wiesenthau übergeben, die es dann von derselben Zeit ab, in ein ganz gefährliches Raubnest verwandelten, und ganz besonders von den Nürnberger Kaufleuten sehr gefürchtet.

Besonders hervorgetan hat sich von den Herren, durch seine verwegensten Räubereien, "Dietrich von Wiesenthau", dieser galt als der eigentliche Hauptherrscher zu Leupoldstein. Er führte ein bewaffnetes 200 Mann starkes Söldnerheer.

Die Bauern von und um Leupoldstein waren diesem Willkür völlig Widerstandslos ausgeliefert. Die schönsten Pferde wenn nötig, holte er ihnen aus dem Stall und wehe demjenigen, der glaubte, mit seiner Untertänigkeit es nicht genau zu nehmen. Seine Strafen waren hart und grausam. Mancher Bauer wurde stundenlang an dem, auf seiner Burg erstellten Marterpfahl gebunden und durch rohe söldners Hände mit Peitschenschläge mißhandelt.

In jenen Zeiten ging durch Leupoldstein schon eine Handelsstrasse, und diese mußten die Nürnberger Kauf- und Handelsleute passieren, wenn sie ihre Warentransporte nach Leipzig brachten. Dies war für den Wiesenthauer äußerst günstig, den er hatte es ja hauptsächlich in den meisten Fällen auf größere Warentransporte abgesehen.

Am 3. Mai des Jahres 1396 hatten nun die Nürnberger wieder eine große Warenmenge nach Leipzig zu bringen. Sie rüsteten ihren Warentransport, der einen Geleitzug ähnelte, mit entsprechender Sicherheit und Bedeckung aus. Denn der Leupoldsteiner Ritter, war ihnen wegen seiner Hinterlistigkeit nicht mehr unbekannt. Dieser Transport wurde auch von einer größeren angeworbenen Söldnerschar begleitet. Andere Raubritter ließen die gut ausgerüstete Wagenkolone ohne Belästigung weiter ziehen. Nur Dietrich von Wiesenthau zu Leupoldstein fühlte sich ganz besonders stark und nahm sich vor, den Zug abzufangen und auszurauben.

Er wußte durch seine Kundschafter genau, wann die Kolone Leupoldstein passieren werde, er hielt sich deshalb vorher schon mit seinem Gefolge, im nahen Walde versteckt und wartete die passende Gelegenheit ab, sie dann zu überfallen.

Als nun Dietrich von Wiesenthau glaubte, eine günstige Stellung zu haben, stürzte er plötzlich wie ein wildes Tier mit seinen Mannen aus dem Dickicht hervor und schlug mächtig und teuflisch auf die Nürnberger ein.

Es entspann sich ein heißer und harter Kampf. Die Nürnberger gut bewaffnet und ausgerüstet, leisteten den heftigsten Widerstand. Als nun Dietrich von Wieserthau den aussichtslosen Erfolg einsah und die Waren nicht erringen konnte, ergriff er vor Wut entbrannt, mit seinen Mannen einige Kaufleute heraus - darunter auch den Großkaufmann Ulrich von Bergen, und schleppten sie in den nahen Wald. Dort fesselten sie die drei Kaufleute, banden sie mit Stricken an die Pferde und ritten mit ihnen zur Burg zurück. Die anderen Kaufleute überstürzt zogen mit ihren Waren und ihrer Söldnerschar im schnellsten Tempo weiter, da sie ja mit einem weiteren Überfall rechnen mußten. Schon bei Widingensatze, (dem jetzigen Weidensees) erhielt die Kolone durch eine Reiterschar Nachricht, daß der Hohe Ritter bereit wäre, gegen ein hohes Lösegeld die Gefangenen wieder frei zu geben. Das geforderte Lösegeld war aber so hoch, daß es den Nürnbergern nicht möglich war diese Mittel sogleich aufzubringen.

Die Nürnberger haben es abgelehnt und drohten, man werde sich beim Bischof zu Bamberg beschweren und die Stadt Nürnberg würde ein Söldnerheer schicken, daß Burg Leupoldstein den Erdboden gleich machen würde.

Über diese Nachricht war der Wiesenthauer sehr verärgert und ließ daraufhin strenge Maßregeln ergreifen. Er ließ die Gefangenen in dem Turm werfen und befahl dem Turmwächter daß die Gefangenen nicht mehr als täglich ein Stück Brot und eine Kanne Wasser erhalten dürfen.

Als nun in Nürnberg, die Gefangennahme der Großkaufleute bekannt wurde, entschloß sich das einzige Töchterlein des Ulrich von Bergen, ihren Vater zu retten.

Julianne hieß sie, das tollkühne junge Mädchen; sie legte eine Ritterrüstung an, machte sich völlig unkennd durch einen Bart und ritt mit ihrem Lieblingspferd alleine zur Burg Leupoldstein. In diesem Augenblick als Julianne sich dem Burgtor näherte, wurde gerade die Zugbrücke heruntergelassen, da der Ritter eben im Begriff war, auszureiten. Unerschrocken bat die tapfere Jungfrau um Einlaß. Schon kam der mächtige Wiesenthauer ihr zu Pferd entgegen und fragte nach ihr begehren. Sie erzählte dem hohen Ritter, sie hätte von seinen bedeutenden Taten gehört und möchte ihm gerne dienen. Wiesenthauer mußte sie vom Scheitel bis zur Sohle, ohne ein Wort dabei zu verlieren. Nach einer Weile sprach er, und nannte sie recht spöttisch, Junges Ritterlein, und war bereit, sie unter seinen Mannen aufzunehmen. Er ahnte nicht, welches kühne Mädchenherz unter der harten Eisenrüstung schlug.

Sie ritt täglich mit ihm aus und bald beeinflusste sie den mächtigen Ritter; an seinen Freveltaten suchte sie ihn abzulenken und dagegen immer mehr für die Jagd zu begeistern.

Es dauerte nicht lange, dann hatte sie auch die Unterkunft der Gefangenen ausgekundschaftet. Nachts schlich sie sich heimlich an das einzige Fenster des Turmes, öffnete den eisernen Laden und ließ den Armen Essen und zu Trinken mit einer Schnur in das Turmgefängnis hinab. Ulrich von Bergen wußte nicht, daß sein einziges Töchterlein dieser Rettungsendel war.

Mit dem jungen Ritterlein zog nun tatsächlich ein anderer Geist in die Burg ein. Auch die anderen Mannen legten ihr gemeines und verrohtes Benehmen ab. Abends spielte das junge Ritterlein zur Laute und die Mannen sangen fröhliche Lieder.

Eines Tages sagte Dietrich von Wiesenthau zum jungen Ritterlein, " Du kannst nach Nürnberg reiten und den Ratsvätern erzählen, ich hätte drei Großkaufleute gefangen und ließe fragen, ob sie bereit wären, das Lösegeld für die Gefangenen zu zahlen".

Das junge Ritterlein überlegte nicht lange, da sie ja schon längst auf diese Überraschung wartete, und war sofort mit einverstanden. Sie setzte noch klug hinzu, daß es doch besser wäre, mit den Familienangehörigen der Gefangenen zu verhandeln; denn diese hätten doch den größten Anteil an den Gefangenen als die Stadt Nürnberg selbst, die ja voraussichtlich doch ablehnen werde. Dieser Gedanke leuchtete auch den mächtigen Wiesenthauer ein. Julianne fuhr nun listig fort; "aber ich muß Auskunft haben, wo die Gefangenen herkommen, und möchte sie selbst ausfragen". Da übergab ihr Dietrich von Wiesenthau die Schlüssel zum Gefängnis.

Nun stieg sie hinab in den Turm und gab sich den Gefangenen zu erkennen. Sie fiel ihren Vater, Ulrich von Bergen um den Hals, dieser konnte es gar nicht fassen wieso es möglich war, daß sein Töchterlein, als Ritter verkleidet zu ihnen kommen konnte. Sie versprach ihnen alle dreien alsbaldige Rettung. Denn Schlüssel des Gefängnisses zeichnete sie genau ab, nahm ein Stück Lehmerde zur Hand, formte diese genau nach dem Schloß und verwahrte diesen Abdruck in einer Dose unter ihren Panzer.

Am andern Morgen schwang sich Julianne auf ihr Pferd und ritt freudestrahlend nach Nürnberg, warb dort 12 beherzte Söldner und ließ sich von einem Nürnberger Kunstschlosser genau nach der Form und Zeichnung, einen Schlüssel anfertigen.

Einige Tage später, ritt sie gegen Abend mit ihren 12 Söldnern bewaffnet nach Leupoldstein zurück. Sie führten außerdem für sie und für die Gefangenen noch vier weitere Pferde mit.

Die Söldner mit den Pferden quartierte Julianne inzwischen in dem nahen Dorfe und der obengelegenen Burg Stierberg ein. Als sie glücklich alle untergebracht hatte, vereinbarte sie noch kurz ihren Fluchtplan, da sie sich bis zur verabredeten Zeit in unmittelbarer Nähe der Burg im Walde versteckt halten sollten. Und wenn sie keinen Feuerschein von den Pechfakeln, aus dem Burghofe mehr zu sehen vermögen, naht die Zeit ihrer höchsten Bereitschaft.

Sie haben nun alles, ja bis ins kleinste besprochen und die Söldner standen ihr treu und zuverlässig zur Seite.

Hernach kehrte sie ganz erhaben, stolz und befriedigt zur Burg zurück und erklärte ihrem hohen Herrn, daß ihr alles bestens gelungen wäre. Mit falschen Papieren spiegelte sie ihm vor, die Nürnberger würden nach 3 Tagen das geforderte Lösegeld überbringen. Darüber war nun Dietrich von Wiesenthau hoch erfreut und versprach sogleich dem jungen Ritterlein für den Abend eine gesellige Feierlichkeit bei Wein, Laute und Gesang. Auch den Gefangenen erlaubte er, einige Stunden des Tages im Burghof spazieren zu gehen. Diese Zeit benützte nun Julianne, mit den Gefangenen die Flucht zu verabreden.

An diesem Abend wurden hunderte von Pechfackeln im Burghof entzündet und der mächtige Wiesenthauer gelobte unter seinen Mannen besonders das junge Ritterlein, über ihre vollbrachte und gelungene Tat, den Dietrich sah im Geiste schon die eingelösten vielen Taler glitzend durch seine Hände gleiten. Und so spielte an diesem Abend Julianne mit besonderer Freude herrlich mit der Laute und der Ritter und seine Mannen sangen in heiterster Stimmung immer lauter und fröhlicher. Dabei wurden nun die Kehlen immer durstiger. Der Wein floß in Strömen und die Geselligkeit steigerte sich weit über das Höchstmaß hinaus. Julianne ruhte aber nicht eher, bis sie alle betrunken waren.

Als sie nun der allzuviele Wein in tiefen Schlaf versetzt hatte, sah das junge Ritterlein den gegebenen Moment gekommen, doch will sie sich erst noch vergewissern, wie es mit dem Wächter des Turmes steht. Aber der lag ruhig von nicht weniger als sechs leere Kannen umgeben, total betrunken vor der Eingangstüre des Gefängnisses.

In schnellster Eile löschte sie die nach schwach brennenden Fackeln, nahm ihren eigenen Schlüssel sperrte leise auf und holte die Gefangenen heraus. Die Zugbrücke konnten sie aber unmöglich passieren, denn diese wurde Nachts immer von Wiesenthauer eigenhändig verschlossen, der den Schlüssel bei sich behielt. Doch Julianne wußte den geheimen unterirdischen Gang, von dem sie ins Freie gelangen konnte. Manche Kraftanstrengung war zwar noch erforderlich, doch stellten sie kein

Hindernis dar für die Gefangenen auf schnellstem Wege ins Freie zu gelangen. Um Auffallen zu vermeiden führte Julianne nur eine Fackel als Beleuchtung mit sich, trotzdem sie drei Gefangene durch diese, teilweise sehr beschwerlich zugänglich-en, Fallschächte durchzubringen hatte. Unter mühevolem Kräfteaufwand hatten sie glücklich die letzten Falltüren geöffnet und ließen sich mit den mitgebrachten Strickseilen in einem schluchtartigen tiefen Schacht hinab.

Unten angelangt, standen sie ratlos vor den unterirdischen Ausgang, der durch eine geheime Felsentür versperrt war. Dieselbe zu öffnen erwies sich bei ihrer Entkräftung als aussichtslos. Da zeigte sich nach oben eine rettende Fluchtöffnung, durch die ein schwacher Körper hindurch zuschlüpfen vermag und von dort dann in den unterirdischen Gang ins Freie zu gelangen. Sie setzten nun ihre äußersten Kräfte daran, bezwangen vom Schweiß völlig durchnäßt, dieses noch schwierige Hindernis, erreichten dann fast erschöpft und blutend den kleinen Schacht, von dem sie dann unbehindert durch den langen unterirdischen Gang unten in der Talsenke ins Freie kamen.

Glücklich im Freien angelangt, eilten sie zu den bereits über drei Stunden ängstlich wartenden Söldnern, bestiegen die Pferde und ritten im schnellsten Gallop davon. Julianne hatte vorsichtshalber die Gefängnistüre wieder verschlossen, um vor einer alsbaldigen Verfolgung sicher zu sein.

Bei Tagesgrauen suchte man nun die ganze Burg ab nach dem jungen Ritterlein, doch vergeblich nirgends war eine Spur zu entdecken. Denn Mannen wurde ganz eigentümlich zu Mute, denn man erzählte sich ähnliche Geschichten vom Teufel. Nach langen Suchen fanden sie endlich an einem engen Schacht vor dem Ausgangstor den falschen Bart, den Julianne beim Hinablassen verloren hatte. Der Wiesenthauer machte sich alle möglichen Gedanken, was das falsche junge Ritterlein eigentlich beabsichtigt haben könnte.

Als er aber die Gewissheit erlangt hatte, daß auch die Gefangenen verschwunden waren, ahnte er bereits, daß er von einem Mädchen überlistet worden war.

Der Verlust der Gefangenen berührte ihn nicht so sehr, schmerzlicher vermißte er die Freundschaft des jungen Ritterleins.

Wutentbrannt warf er sich sofort auf sein Roß und jagte mit einer Eskadron Reiter nach Nürnberg zu, nicht um die Gefangenen, sondern um das junge Ritterlein zurückzuholen. Aber vergeblich, es war zu spät, er holte die Entwischten nicht mehr ein.

Julianes Tat wurde nicht nur in Nürnberg sondern sehr bald auch in der ganzen Umgebung bekannt und sie wurde ob ihrer Unerschrockenheit sehr geachtet und verehrt. Julianne hatte am Wiesenthauer trotz seines räuberischen Wesens manvh gute Seite anteckt. Sie hatte wohl wieder Heimat und Vater, dachte aber dennoch des öfteren mit Wehmut an ihre Ritte durch die ausgedehnten Leupoldsteiner Wälder mit dem mächtigen Ritter.

Weil sich aber der Wiesenthauer mit dem Verlust des jungen Ritterlein nicht abfinden wollte, fiel ~~an~~ in kurzer Zeit wieder seiner alten Leidenschaft zum Opfer.

Er besann sich nicht mehr auf seine Pflichten, sondern führte seine Raubzüge noch schlimmer und verwegener durch denn je. Ja, er übertraf sogar in seiner Verwegenheit noch die gefürchteten Raubritter, Heinrich und Eberhard von Berg. Er ließ sich nicht im mindesten durch Drohungen einschüchtern, im Gegenteil er steigerte sein Unwesen sogar zu einem solchen Ausmaß, daß Kaiser Wenzel eingreifen mußte, der dann am 22. Juli 1397 den gestrengen Befehl erließ, das Wiesenthauer Raubnest zu Leupoldstein von Grund aus zu zerstören.

Dieser strenge Befehl wurde auch unnachsichtlich vollzogen und die Burg in Schutt und Asche gelegt. Das war nun das Ende und der Untergang des mächtigen Raubritters zu Leupoldstein.

- . -

Kunz der Spieser auf Burg Spies

bei Betzenstein

(1)

Weihnacht 1399.

In den Wandelgängen des Rathauses zu Nürnberg schreiten ehrwürdige Ratsherren erregt schwatzend und schimpfend hin und wieder. Ein Glockenzeichen schallt, die Flügeltüren des grossen Saales öffnen sich und die Geladenen nehmen ihre Plätze ein.

Dem Stimmengewirr folgt eine erwartungsvolle Stille. Plötzlich erhebt sich der Bürgermeister der freien Reichsstadt und spricht also:

" Liebe Bürger und edle Herren! So Ihr wisset, daß einem braven Bürger unserer Stadt an Leib und Seele Übels geschehen und er durch den Spieser viel Gutes verloren; so Euch aber auch bekannt, daß der Bürger und Ratsherr Adam Heinlein sein kostbar Leben durch den Spieser eingebüßt, klage ich den Kunz von Spies des Raubes und Mordes an. Wenn der edle Ratsherr Veit Stößer geredet, wollen wir Ratschlag halten und Beschluß fassen. Der Kaufherr und Mitglied des Rates Veit Stößer möge seine Klage vorbringen !"

Gemessen und ernst erhebt sich vom Eichenstuhle Veit Stößer. Wuchtig und kraftvoll tönen seine Worte. Zornesblitze sprühen seine Augen, als er Spricht:

" Freie Bürger und edle Herren der freien Reichsstadt! Es ist noch nicht lange her, als ich und der Kaufherr Adam Heinlein mit Gut und Geld gar wohl versehen und von acht Knechten begleitet, mit Roß und Wagen gegen Eger zogen. Als der Tag graute, erreichten wir das Gebirge. Der Ratsherr Heinlein befand sich mit vier Knechten beim ersten Wagen. Plötzlich vernahm ich Pferdewiehern und wüstes Geschrei. Ich und die Knechte eilten schnell nach vorne. Da sahen wir denn, wie gewappnete die Wagenpferde anhielten, während geharnischte Reiter auf die Knechte einstachen. Wir wehrten uns verzweifelt. Da schrie der Kaufherr Adam Heinlein laut auf. Ein Ritter mit roter Helmzier stach ihm die Lanze mitten durch den Leib. Den Ritter kannt ich wohl, obgleich er das Visier geschlossen hatte. Es war der Strauchdieb Kunz von Spies. Mir und zweien Knechten gelang die Flucht. Die andern sind gefangen, Geld und Gut sind verloren und mein edler Freund aufs schändlichste gemordet !"

Als Veit Stößer geendet, geht große Bewegung durch den Saal. Rufe der Entrüstung und des Abscheus werden laut. Da erhebt sich ein ander' Ratsherr und spricht:

" Der Strauchdieb verdient den Tod durch das Rad. Das eine aber möget Ihr wohl bedenken: Er hat eine feste Burg und geschulte Knecht, die wohl zu kämpfen verstehen. Ohne viel Reisige und Gewaffen mag es wahl nicht abgehen!"

" Die Rede verdient Beifall", ruft Veit Stößer, "gebt mit 50 gewappnete Reiter und 200 Knechte und ich will ihn Euch lebendig bringen ! Seit jenem schändlichen Überfalle bin ich nicht untätig gewesen. Als Bauer verkleidet hab ich spioniert und einen Knecht des Schnapphahns gegen ein gut Stück Geld gewonnen." Also bewilligt der Rat ein Fähnlein unter der Führung des streitbaren Kaufherrn Veit Stößer.

Zur selbigen Stunde aber geht es auf der Burg Riegelstein bei Betzenstein hoch her. Konrad, der Bruder des Geächteten, hält Hochzeit mit Edeltraude, des Türrigels Töchterlein. Der Alte hat gewünscht, daß die Feier in seiner Burg sei und Wahrhaftig! Der Spieser braucht sich des Türrigels nicht schämen. Es ist, als habe Konrad ein verzaubert Burgfräulein mit all seinen Schätzen erlöst. Im Brautschatz ist des Goldes und Silbers genug vorhanden, das Mahl ist reichlich und der Wein fließt in Strömen. Auch Ehrengäste sind da: der stolze Hohensteiner, die rauflustigen Wildenfelser und Strahlenfelser, der Betzensteiner und viele andere, nur Kunz der Spieser fehlt. Als man ihn erwähnt, klagt Konrad den Bruder wegen seiner Freveltaten bitter an und spricht die Befürchtung aus: " Die Nürnberger wüßten sich für die erlittene Unbill schwer zu rächen. Um den Bruder sei ihm nicht leid, aber um das Erbe seiner Väter, das eine sei gewiß, wenn sich Kunz freiwillig stellt, daß die ergrimten Nürnberger den Herrensitz von Grund aus zerstörten." Die anwesenden Ritter aber beruhigten Konrad. Auch sie hätten Reislige und gute Schwerter, ihm und seiner Burg solle kein Leid geschehen; Kunz aber müßte auf Gnade oder Ungnade dem Rat von Nürnberg ausgeliefert werden.

Schon graut der Tag, als der letzte Zecher mit müdem Leib seine Lagerstätte aufsucht, um wenigstens einige Stunden zu ruhen.

Hornstöße und der Ruf des Wächters: " Feindio!" weckt die Verschlafenen. Die aber aus den Burgmauern lugen, sehen ein seltsam Schauspiel: Im glitzernden Winterschnee rings um die Burg des Spiesers Zelte, außen Groß und Wagenburg, inmitten aber ein Zelt mit dem Wappenfähnlein der freien Reichsstadt Nürnberg. Rauch steigt von hellbrennenden Lagerfeuern und Gewappnete eilen geschäftig hin und her. Ihre Harnische glänzen im Lichte der aufgehenden Sonne. Weiter draußen aber gewahrt man einen Trupp Reiter mit blitzenden Lanzen und Schwertern.

Der alte Türriegel samt einigen Gästen sind längst zu Pferde. Dem stolzen Hohensteiner legt der Knappe nicht schnell genug den schweren Panzer an. Als die wuchtigen Tore sich knarrend öffnen und die Zugbrücke sich langsam neigt, bewegt sich aus der stolzen Feste ein Wald von Lanzen. Über hundert Ritter und Knechte streben dem Lager der Nürnberger zu. Allen voran aber Konrad und der alte Türriegel. Hoch zu Roß, das Wappen Nürnbergs auf dem Schilde, kommt ihnen Veit Stößer, der Ratsherr, entgegen. Alle drei senken die Lanzen dreimal als Zeichen des Grußes und des Friedens.

Im Halbkreis sammeln sich die Ritter. Veit Stößer aber hebt an: "Da Kunz, der Spieser, allenthalben sein Unwesen getrieben, Gut und Leben ehrbarer Männer freventlich verletzt, fordert der Rat der freien Reichsstadt sein Leben. So Ihr einwilligt und ihn ausliefert, soll niemanden ein Leid geschehen. So Ihr Euch aber weigert, sagt Euch der Rat ewig Fehde an, bis die geschehen Unbill gerächt."

"Geduldet Euch ein Stündlein", erwiderte der Hohensteiner, "und Euch soll Gerechtigkeit widerfahren!" Bald darauf sehen die Harrenden drei Ritter über die Zugbrücke in das Tor der Spieser Burg einreiten.

Auf dem Marktplatz zu Nürnberg drängt sich das Volk in allen Ecken. Eine wunderliche Mär geht von Mund zu Mund. Der Spieser Schnapphahn sei gefangen und heute soll er gerichtet werden. Schon werden hier und dort Zweifel laut über die Wahrheit des Gerüchtes. Da hebt ein Hälserecken an, Geschrei und Lärm verstummt, erwartungsvoll lugt die gaffende Menge. Fanfarenklänge verkünden den nahenden Zug. Ratsdiener in schwarzer Tracht drängen das Volk zurück und schaffen Platz. Im Halbkreis ordnen sich die edlen Ritter hoch zu Rosse, hinter ihnen die Knechte, des Winkes gewärtig. Die weisen Ratsherren der Reichsstadt Nürnberg nehmen würdevoll ihre Plätze ein. Inmitten aber, von zwei Stadtknechten bewacht, steht der Raubritter Kunz von Spies. Stolz schweift sein Blick umher. Er weiß, von den Nürnbergern hat er keine Gnade zu erwarten; denn manch grimmiger Blitz lodert aus den Augen der Gekränkten.

Die Verhandlung beginnt. Es kostet einen schweren Kampf. Der Rat fordert die schimpflichste Sühne: Schleifen zur Richtstätte und den Tod durch das Rad. Die edlen Ritter brausen gewaltig auf.

Der stolze Hohensteiner schlägt mit dem Schwerte an seinen Eisenschild, daß es weithin dröhnt. Dann ruft er mit lauter Stimme :

" Edle Herren ! Da Ihr diesen Sünder wollet richten, so bedenket wohl, daß er ein Sprosse edlen Geschlechts, obgleich er ein Schelm und Stegreifritter war. Wir lassen nit und nimmer zu, daß er sollt' eines schimpflichen Todes sterben, sondern Ihr sollt ihn ehrbar vcm Leben zum Tode bringen ! "

Die Ritter spenden Beifall. Das Volk murrte. Es fürchtete, um ein selten Schauspiel zu kommen. Der Rat verharrt im finstern Schweigen. Da gibt Konrad seinem Pferde die Sparen, daß es sich hoch aufbäumt. Erschreckt weicht das Volk. Vor dem Rate aber zügelt er sein Roß. Dann ruft er mit heller Stimme über die Versammlung :

" Gestrenge Herren! Meinen Bruder hab ich Euch ausgeliefert, um die Schande zu sühnen. Ist's nicht genug, daß er sein Leben verliert? Wollt Ihr durch Schimpf mein und meiner Väter Haupt verhöhnen und die edle Ritterschaft beschämen ? Ist er nicht gleichen Blutes wie ich ? So Ihr aber beharret, werf ich Euch den Fehdehandschuh vor die Füße! "

Alles schweigt. Die Rede macht einen gewaltigen Eindruck selbst auf die ergrimmtten Nürnberger. Nach einer halbstündigen Beratung des weisen Rates der Stadt Nürnberg ergelt folgendes Urteil :

" Da der Ritter Kunz von Spies Geld und Gut der Kaufherren Stößer und Heinlein gewaltsam geraubet und dabei den ehrbaren Ratsherrn Adam Heinlein aufs schändlichste gemordet, ferner die Knechte zu Unrecht gefangen gehalten, ist er des Todes durch das Rad schuldig. Da aber die edlen Ritter für ihn gebeten, daß man ihm und ihnen solchen Schimpf erspare, soll ihm der Henker das Haupt abschlagen! "

Und so geschiehts.

In der Kleidung des Edelmannes, stolz und frei geht er zur Richtstätte. Kniend und entblößten Hauptes empfängt er den Todesstreich. Lautlos harret das Volk.

Die Sage von der " Weißen Frau ", Gräfin
Kunigund von Orlamünde,geborene Landgräfin
von Leuchtenberg zu Betzenstein.

Wie ich in meiner Arbeit " Beiträge zur Heimatkunde von Betzenstein ",Heft 5/6 1952,Seite 7,erwähnt habe,war im Jahre 1327 die Burg Betzenstein Besitz des Landgrafen von Leuchtenberg,Ulrich des I.

Dieser Ulrich war auch der Vater der Gräfin Kunigund von Orlamünde,der sagenhaften " Weißen Frau ". Sie starb im Jahre 1382 angeblich als Äbtissin in Groß Gründlach und wurde in der dortigen Kirche beigesetzt,wo ihr Grabstein heute noch zu sehen ist.

Von den Älteren mag noch mancher des zerschlagenen deutschen Kaiserreiches gedenken und das mit einer gewissen Wehmut,denn man wird kaum bestreiten können,daß die Jahrzehnte von der Reichsgründung 1871 bis zum ersten Weltkriege zu den glücklichsten deutschen Epochen zählten,mit wachsendem Wohlstand und größter Rechtssicherheit des Einzelnen. Der Franke insbesondere darf stolz darauf sein,daß die Hohenzollern,das Geschlecht der Reichsgründer,von den Nürnberger Burggrafen abstammen und daß sich die größte Grabstätte der Hohenzollernfamilie vor den Toren Nürnbergs befindet,in der ehemaligen Klosterkirche von Heilsbronn.

Dort liegen neun Burggrafen,acht Markgrafen,drei Kurfürsten und acht Kurfürstinnen dieses Geschlechtes begraben neben einem Erzbischof und fünfzehn Äbten.

Unter den Burggrafen ist auch Albrecht der Schöne,Burggraf von Nürnberg (1359),dem 1347,nach dem Tode Kaiser Ludwigs des Bayern,vergeblich die Kaiserwürde angetragen wurde.

Dieser Albrecht ist uns aus der Kinderzeit bekannt durch die Sage von der " Weißen Frau ",die in verschiedenen Lesarten verbreitet ist.

Die Älteste stammt von dem Dichter Bruschius, der sie in seiner " Beschreibung der vornehmsten Klöster Deutschlands " erzählt. Die darin enthaltenen Zweifel und Widersprüche restlos zu klären, gelang auch späteren kritischen Untersuchungen, besonders des 19. Jahrhunderts, nicht.

Die Sage berichtet :

Graf Otto von Orlamünde hinterließ bei seinem Tode außer seiner Witwe Kunigunde, zwei Kinder, ein Söhnlein und drei und ein Töchterlein von zwei Jahren. Die Witwe wohnte mit den Kindern auf ihrem Witwensitze, der Plassenburg. Sie war noch jung und schön und gedachte sich daher wieder zu verhehelichen.

Ihr Herz wandte sich dem jungen Burggrafen, Albrecht dem Schönen, zu, der bei seinem Vater, dem Burggrafen Friedrich, wohnte. Auch Albrecht war nicht gleichgültig gegen die Reize der jungen Witwe und äußerte sich einmal zu Vertrauten : " Er wolle ihr gerne seinen Leib zuwenden und sie heiraten, wenn nicht vier Augen im Wege wären ".

Diese Worte, der Gräfin hinterbracht, wurden von ihr dahin ausgedeutet, Albrecht habe mit den vier Augen ihre beiden Kinder gemeint. So faßte sie den gräßlichen Entschluß, dieselben als das einzige Hindernis ihrer Vermählung, aus dem Wege zu räumen. Um keinen Verdacht zu erwecken, tötete sie die Kleinen dadurch, daß sie ihnen eine goldene Nadel im Wirbel am Kopfe durch die Hirnschale stieß.

Nach einer anderen Lesart gewann sie durch reichen Lohn ihren Dienstmann Hayder von Hagen für das Mordwerk. Als die Kinder den Dolch des Meuchlers gegen sich gestückt sahen, habe der Knabe, wie es in einem alten Volksliede heißt, ihn flehend angerufen :

Lieber Hagen, laß mich leben,
ich will dir Orlamünde geben,
auch Plassenburg, das neue,
es soll dich nicht gereuen.

Das Mädchen dagegen bat :

Lieber Hagen, laß mich leben,
ich will dir alle meine Nocken geben.

Der Mörder ließ sich jedoch durch den Jammer der unschuldigen Kinder nicht rühren sondern vollbrachte das schaurige Werk. Die beiden kleinen Leichen wurden in der Kirche des einige Stunden von Kulmbach im Tale des weißen Main gelegenen Klosters Himmelkron beigesetzt, das Graf Otto IV. von Orlamünde 1280 für adelige Frauen gestiftet hatte. (Dieses Kloster ist nicht zu verwechseln mit dem Kloster Himmelthron in Gründlach.)

Die Mörderin erreichte ihren Zweck aber nicht. Das Verbrechen wurde bald rüchbar. Burggraf Albrecht wendete sich mit Abscheu von der Gräfin ab und erklärte, er habe mit den vier Augen nicht die der Kinder sondern seiner Eltern gemeint, die sich einer solchen Heirat widersetzt hätten.

Die Gräfin wurde nun von schrecklichen Gewissensbissen gefoltert und wandte sich an den Papst mit der Frage, wie sie ihre Schuld sühnen könne. Es wurde ihr eine Wallfahrt nach Rom auferlegt, was ihr jedoch zu beschwerlich war. So wurde die Buße dahin geändert, daß sie auf den Knien von der Plassenburg bis in das Kloster Himmelkron rutschen mußte. Nachdem sie so Vergebung erhalten, habe sie das Kloster Himmelthron in Gründlach gestiftet und sei daselbst eingetreten,

Wie die Sage noch erzählt, habe die reumütige Mörderin gesagt, sie wolle das zweideutige Wort des geliebten Mannes, das sie zu der schrecklichen Tat verführt habe, dem burggräflich Nürnbergischen Hause in allen seinen Verzweigungen durch eine segensreiche Warnung vergelten : sie wolle für und für einem jeden aus der Hohenzollernfamilie, da es noch Zeit sei, durch göttliche Kraft einen Wink zugehen lassen, bevor sein letztes Stündlein schlage, damit er dem Irdischen entsage, sein Haus bestelle und sich nicht unvorbereitet vor dem ewigen Richter erscheinen müsse.

Seitdem haben die Hohenzollernschlösser ihren Schloßgeist, die " Weiße Frau ", deren Erscheinen wichtige aber nicht angenehme Familiensreignisse, meistens Todesfälle, anzeigt.

So will man sie häufig in den Zollernschlössern : Plassenburg, Bayreuth, Ansbach und Berlin gesehen haben. Die meisten Erscheinungen werden von den Schlössern Bayreuth und Berlin erzählt.

Ganz schlimm soll es das Gespenst im Jahre 1564 getrieben haben, als die zehn Jahre vorher zerstörte Plassenburg wieder hergestellt war. Die Erscheinung tobte auf den Treppen und an den Türen mit Poltern und Kettengerassel, mißhandelte mehrere Hoffräulein und fürstliche Diener und erwürgte sogar den Koch und den Fourier des Markgrafen, sodaß dieser das Schloß alsbald wieder verließ.

Von der Zeit ab zog das Gespenst nach Bayreuth um, wohin die markgräfliche Hofhaltung verlegt war und trieb seitdem auch sein Unwesen in den Berliner Schössern.

Dort will man die weiße Frau 1598, acht Tage vor dem Tode des brandenburgischen Kurfürsten Johann Georg, dann 1619 dreiundzwanzig Tage vor dem Ableben des Kurfürsten Johann Sigismund gesehen haben. Auch die aufklärerischen, gottlosen aber dabei so abergläubischen Franzosen der napoleonischen Zeit machten seine Bekanntschaft.

Im Jahre 1806 im Bayreuther Schloss einquartierte französische Offiziere wurden in der Nacht von der " Weissen Frau " beunruhigt.

Als 1809 ein französischer General dort übernachtete, wurden seine Diener um Mitternacht durch ein fürchterliches Geschrei aufgeweckt und fanden ihren Herrn, den tapferen Kriegsmann, mitten im Zimmer unter der umgestürzten Bettlade. Graf Münster, der damalige Intendant der fürstlichen Schlösser, behauptete steif und fest, auch ihm sei die Geistererscheinung mehrmals begegnet. Ja, selbst Napoleon blieb nicht verschont, als er 1812 im Bayreuther Schlosse für eine Nacht Quartier bezog. Er vermied es, noch einmal in diesem " verfluchten Schlosse " wie er es nannte, zu übernachten.

Der Krausold zählt allerdings eine Reihe Begebenheiten auf, in denen falsche " Schloßgespenster " in Hohensollernresidenzen auftraten, die ihren Spaß oft mit dem Leben bezahlen mußten.

Wie es in der Sage heißt, stiftete die Gräfin als Sühne das zwischen Fürth und Erlangen gelegene Zisterziensinnen Kloster "Himmelthron" in Groß Gründlach, trat in das Kloster ein und wurde dessen Äbtissin.

Wirklich liegt in der dortigen Kirche eine Gräfin von Orlamünde als Äbtissin dieses Klosters begraben. Ihr Grabstein, auf dem das Gesicht stark abgetreten ist, weil er bis zum vorigen Jahrhundert in der Mitte der Kirche lag, ist jetzt in der Chorwand eingemauert.

War nun die Äbtissin von Groß Gründlach und die Gräfin von der Plassenburg ein und dieselbe Person ?

Bruschius, dem wir die Aufzeichnung der Sage verdanken, fügt seiner Erzählung zum Schluß den Satz bei : " Den Ausgang und die Katastrophe dieser traurigen Geschichte wird man dereinst in dem Ursprung und den Monumenten des Klosters Gründlach lesen ". Ob er damit ein Werk meinte, das er noch zu schreiben gedenkt oder die Annalen des Klosters Gründlach, steht nicht fest. Es dürfte von beiden kaum etwas vorhanden sein. Auf Grund des angeführten Schlußsatzes vermuthen auch ernst zu nehmende Geschichtswissenschaftler, daß die in Gründlach begrabene Gräfin von Orlamünde identisch sei mit der Plassenburgerin, welche noch zwei Kinder bekommen habe in den letzten zwei Jahren ihrer Ehe, von denen die Urkunden nichts berichten.

Gegen die Identität der beiden Frauen wird geltend gemacht: Es ist eine Urkunde aus dem Jahre 1338 erhalten, laut welcher der Graf Otto von Orlamünde vom Nürnberger Burggrafen Johann, dem Bruder Albrechts des Schönen, ein größeres Darlehen aufnahm und dafür die Stadt Kulmbach mit einigen anderen Orten verpfändete. In derselben Urkunde vermachten Graf Otto und seine Frau Kunigunde ihren Besitz mit den festen Burgen Plassenburg und Berneck dem Nürnberger Burggrafen für den Fall, daß sie ohne einen ehelichen Sohn verstürben. Der Graf Otto von Orlamünde ist aber nachweislich im Jahre 1340 verschieden, ohne daß man davon wußte, daß dem Ehepaar nach 17 jähriger Ehe noch zwei Kinder, wie es in der Sage heißt, ein Bube und ein Mädchen geschenkt worden wären.

So ist immer wieder darauf hingewiesen worden, daß eine kinderlose Frau nicht einmal aus Liebe zu einem Manne Kinder ermor= den könne und daß somit auch die spätere Äbtissin von Groß Gründlach mit dieser Sage nichts zu tun hätte. Ob Dichtung, ob Wahrheit, die Zeit ist über beides hinweggegan= gen.

Jedoch hat sich der "Orlamünder Kindermord" und die damit verbundene Sage der "Weißen Frau" in der Literatur weithin verbreitet bis auf den heutigen Tag.

Das Silberloch von Eibental

(1)

Ein Dieb mit Humor !

Neben den Sagen, die über das Silberloch im Volke verbreitet sind, wird noch eine Geschichte erzählt, die den Vorzug hat, wahr zu sein.

In den unruhigen Zeiten der Freiheitskriege versteckte ein Bürger, der weit und breit als Geizhals bekannt war (Name und Wohnort sei verschwiegen), seine Silbersachen in einem vermeintlich nur ihm bekannten Felsenloche des Eibentales.

Es war das berühmte Silberloch. Das Versteck war wirklich gut gewählt, wenigstens nach Meinung des vorsorglichen Mannes. Aber wer kennt die Schliche geriebener Spitzbuben ? Als der gute Mann nach Kriegsende den vergrabenen Schatz holen wollte, mußte er zu seinem nicht geringen Schrecken feststellen, daß ein großer Teil des wertvollen Silbers gestohlen war. Die Truhe war gewaltsam zerbrochen und auf einem Zettel stand in ungelenkigen Buchstaben geschrieben :

" Was soll dir all der viele Tand
im fernen Leben nützen ?
Dein Silber war in meiner Hand,
ich wollt' es selbst besitzen;
doch nahm ich nicht die ganze Last,
weil' nicht, wenn du - die Hälfte hast !"

Der Burgvogt zu Hiltpoltstein !

Die Entstehung der Burg Hiltpoltstein wird auf einen Ministerialen des bayerischen Nordgaues, einen Ritter Hiltpolt von Stein, zurückgeführt.

Die Sage zeichnet ihn als einen gastfreundlichen, wohl-tätigen Mann und milden Gebieter. Fahrende Kaufleute und sonstige Wanderer fanden bei ihm stets Schutz und herzliche Aufnahme.

Das gerade Gegenteil seines Herrn war der Burgvogt, ein finsterner, mürrischer Geselle, der wohl seinem Gebieter treu, aber mit sonst niemanden, ja mit sich selbst nicht immer gut war.

Als Kaiser Friedrich II. im Jahre 1228 die deutschen Fürsten und Ritter zu einem Kreuzzuge ins heilige Land aufbot, folgte auch Hiltpolt dem kaiserlichen Rufe. Während seiner Abwesenheit sollte der Vogt Burg und Güter verwalten, und, so lautete der ausdrückliche Befehl, den Hörigen (also Untertanen) ein guter Freund und wohlmeinender Berater sein.

Auf der sonst so geräuschvollen Burg wurde es nun einsam und still. Der jedes menschlichen Verkehrs abholde Vogt zog sich mehr den je von seiner Umgebung zurück. Als eingefleischter Jäger, trieb es ihn Tag für Tag hinaus in den grünen Forst, mit Armbrust und Jagdspieß des Wildes Fährte zu folgen. Zur Bewachung der Burg schloß er kalten Blutes mit dem Teufel einen Pakt. Dieser hatte in Gestalt eines Lindwurmes Tor und Zugbrücke zu hüten, jeden, der sich zu nahen wagte, mit einem Feuerstrom aus weit geöffnetem Rachen in die Flucht zu schlagen.

So verging nun Jahr für Jahr. Kaiser Friedrich war längst mit den Resten seines Heeres aus fernen Landen zurückgekehrt. Hiltpolt aber, der geliebte Burgherr, blieb verschollen.

Eines Abends sahen die Hörigen des Dörfleins über der Burg einen grellen Feuerschein und bald darauf eine mächtige Lohe, die hoch zum Himmel emporschlug. Als sie näher eilten, wurden sie Zeugen eines entsetzlichen Vorganges. Der Burgvogt lag im Kampfe mit dem Höllengewürm. Dieses erwürgte sein Opfer, riß es in Stücke und verschwand unter Zischen und Fauchen mit der Seele des Unglücklichen durch die Luft, dem Hohenstein zu, in einer gerade heraufziehenden schwarzen Wolkenwand.

In demselben Augenblick sprengte ein geharnischter Ritter auf weißem Streitrosse von Kappel her ins Dorf. Erschrocken wich das Volk zurück, erkannte aber gleich darauf in dem Abkömmling trotz des verwilderten Haupt- und Barthaars Hiltpolt, den geliebten, längst tot geglaubten Hiltpoltsteiner Schloßherrn.

Er war am März 1229 mit dem Kaiser in Jerusalem eingezogen, wohnte als Zeuge dessen Selbstkrönung in der heiligen Grabeskirche bei, geriet aber dann in sarazenische Gefangenschaft, aus der er erst vor Jahresfrist durch die Deutschordensritter wieder befreit wurde.

Nun war er gerade noch zu rechter Zeit gekommen, von seiner Burg zu retten, was noch zu retten war. Freudig gingen ihm die Dorfbewohner beim Löschen des Brandes wie bei der späteren Erneuerung des Schlosses an die Hand, wußten doch alle, daß nach einer Reihe grauenvoller Jahre wieder bessere Stunden für sie schlagen würden. Und sie hatten sich nicht getäuscht. Der edle Burgherr war ihnen auch fortan ein treuer Beschützer und grosser Wohltäter. Seine Untertanen liebten ihn als wahren braven und fürsorglichen Vater.

Sagen von Silberloch im Eibental

(1)

Die verschollenen Kinder

Zwei Geschwister, ein Knabe und ein Mädchen, gingen einmal in den Spieser Forst, um Beeren zu suchen. Dabei gerieten sie immer tiefer in den Wald. Plötzlich wurden sie gewahr, daß sie sich verirrt hatten. In ihrer Angst liefen sie kreuz und quer, aber den Rückweg fanden sie nicht. Alles rufen und Schreien war vergeblich. Niemand hörte sie. Als die Dunkelheit hereinbrach, krochen sie unter einen buschigen Wachholderstrauch. Hier wollten sie die Nacht verbringen. Auf einmal kam ein Mann daher. Der hatte einen langen, grauen Bart; im Gesicht war er schwarz wie ein Köhler. Die Kinder zitterten vor Angst. Da sagte der fremde Mann "Fürchtet euch nicht! Steht auf und kommt mit! Ich will euch eine Herberge zeigen; denn hier könnt ihr nicht bleiben."

Er nahm die Kinder bei der Hand und führte sie zu einer Hütte. Diese war zuerst ganz finster, auf einmal aber taghell. Doch-

Decken und Wände glitzerten von lauter Gold und Silber. Der Mann gab den müden Kindern Speise und Trank und da sie gegessen und getrunken hatten, verfielen sie in einen tiefen Schlaf.

Als am Abend die Kinder nicht zurückkehrten, bemächtigte sich der Eltern Angst und Verzweiflung. Sie liefen von Haus zu Haus und baten händeringend um Hilfe. Bald war das ganze Dorf auf den Beinen. Bei Fackelschein durchstreiften die Leute den weiten Wald; aber so sehr sie sich auch bemühten, die Kinder fanden sie nicht. Tag für Tag wurde die Suche fortgesetzt; doch die Kinder waren nicht zu finden und blieben verschollen.

Der Bub erwachte zuerst aus dem tiefen Schlafe. Er weckte rasch sein Schwesterlein und sagte zu dem schwarzen Mann :

" Willst du uns nicht den Weg zeigen? Allein finden wir ihn nicht !" Da lächelte der finstere Mann gar freundlich und entgegnete: "Ja! Es ist wirklich Zeit, daß ihr nach Hause kommt."

Beim Abschied stopfte er den Buben die Taschen voll lauter Eicheln und dem Mädchen warf er eine Hand voll Silber Groschen in die Schürze. Als die Kinder aus der Höhle gingen, war es heller Tag und der Mann führte sie auf den rechten Weg. Der Bub bedankte sich mit einem herzlichen "Vergelt's Gott !" und das Mädchen gab dem fremden Manne die Hand und machte dazu einen artigen Knicks.

Als die Kinder ins Dorf kamen, liefen die Leute zusammen und erhoben ein großes Geschrei. Die Kinder wußten nicht, was das alles zu bedeuten habe. Unterdessen kamen Vater und Mutter eiligen Laufes die Dorfstrasse herab, herzten und küßten die Kinder und weinten vor Freude. Dann begann ein stürmisches Fragen: "Wo seid ihr gewesen ? wo kommt ihr her ?" Da erzählte der Bub: " Wir haben uns im Walde verlaufen. Als es dunkel wurde, kam ein kohlschwarzer Mann. Der führte uns in eine silbrig-glänzende Höhle. Hier blieben wir über Nacht."

Daheim in der Stube leuchteten die Kinder ihre Körblein aus und siehe: die gesammelten Beeren waren zu lauter Silberperlen geworden und die Silbergröschlein zu lauter funkelneuen Silbertalern. Der Bub klaubte aus seinen Taschen lauter silberne Eicheln. Aber Vater und Mutter achteten der Schätze nicht. Immer wieder liebkosten sie ihre Kinder und mit bewegter Stimme sagte der Vater leise zur Mutter: "Ein ganzes Jahr lang sind sie im Silberloch gewesen und der Berggeist hat sie

reich beschenkt. Wir wollen dem lieben Gott danken, daß unsere Kinder wieder da sind!"

- . -

Der Fremdling in Riegelstein

(4)

Vor einigen hundert Jahren tauchte in Riegelstein ein fremder Mann auf, der ganz altmodisch gekleidet war und eine ganz altertümliche Sprache redete. Er ging schnurstracks auf ein Haus zu, klinkte die Türe und behauptete, hier zu wohnen. Als die sehr erstaunten Hausbewohner ihn fragten, wer er sei und woher er komme, fing er an zu erzählen :

" Zu der Zeit, als die Bauern mit dem Bundschuh durch die Lande zogen, war ich ein junger Bursche. Da trieb mich die Gier nach Geld und Gut, den Berggeist des Silberlochs zu versuchen. Am Sankt Jörgentage ging ich ins Eibental, suchte und fand die Felsenhöhle und kroch hinein. Im Lichterglanz sah ich einen Zwerg. Der stampfte mit den Füßen, tobte und schrie, ich sei gerade recht gekommen. Ich wandte mich zur Flucht; aber der Zwerg holte mich ein. Er war riesenstark und ich konnte mich nicht wehren, als er mich in ein finsternes Gelaß sperrte. Hier war ich lange gefangen, - wie lange, weiß ich nicht. Als er mich heute entließ, schenkte er mir einen Silbergroschen. Ich ging den Weg zurück ins Dorf, aber alles ist mir so fremd, die Häuser und die Menschen !"

Die Zuhörer standen alle da mit ungläubigen Gesichtern. Doch irgendeiner besann sich und holte die Dörfchronik herbei. Er mußte lange suchen, bis er die Wahrheit fand. Von einem vergilbten Blatt las er laut und vernehmlich :

‡ Hans Ehrbar, des Kunzen Ehrbar ältester Sohn von Riegelstein, im Silberloch verschollen - Gott sei seiner Seele gnädig ! Anno Dmini 1525 !"

Der Alte lebte noch viele Jahre, bestaunt von allen Leuten weit und breit. Im Silbergröschlein wohnte ein Zauber. So oft der Alte es auch ausgab, immer fand er in seinem Lederbeutel ein neues. Der Segen riß nicht ab bis an sein Lebensende. Beim Tod des Fremdlings war auch das Lederbeutelchen leer.

- . -

Warum die Riegelsteiner einmal einen Esel hängten.

Unfried herrschte im Lande. Panduren und Kroaten schnüffelten nach Geld und Gut und die Schweden bereiteten manch armen Bäuerlein eine grausame Himmelfahrt. Auch die Riegelsteiner bekamen den bitteren Geschmack des Krieges zu kosten; denn mehr als einmal drang zügelloses Gesindel johlend in das stille Walddörflein. Dann gab jeder, der ein Paar gesunder Beine hatte, schleunigst Fersengeld und versteckte sich in irgend einem Winkel des tiefen Forstes.

Der Schulz von Riegelstein hatte einen Esel. Der kannte weit und breit jeden Weg und auch den geheimen Pfad zum "Wolfswinkel". Einmal kamen Kroaten. Ganz plötzlich waren sie da im Dorfe. Nur eilige Flucht konnte retten. Der Esel weidete gerade im Garten. Ohne Umstände griff der Schulze den Grauschimmel beim Ohr, und fort ging's über Stock und Stein zum sicheren Versteck. Mag sein, daß Meister Langohr der unwürdigen Behandlung sich schämte oder daß ihm ein Hase, der vor ihm aus dem Lager sprang, einen gehörigen Schreck einjagte - kurzum, er schrie aus vollem Halse, schlug hinten aus, machte schleunigst kehrt und rannte, was er nur laufen konnte, ins Dorf zurück.

Weil ihn aber ein Haufe schnauzbärtiger Kroaten mit großem Halloh empfing, fühlte er sich geschmeichelt und schrie ohne Aufhören sein "J-a", bis einer der Kerle mit Teuflischem Grinsen rief: "Hü, Grauschimmel, Hü !" Das ließ der Esel sich nicht zweimal sagen. Gemächlich drehte er sich um und trollte den Weg zurück, den er gekommen war, nämlich - geradeaus zum Versteck seines Herrn.

Die Flüchtlinge waren nicht wenig erstaunt, als der Esel angetrabt kam und mit ihm eine Bande Kroaten. Was half alles Jammern und Schreien !

Das Feindvolk trieb sich allesamt erbarmungslos ins Dorf zurück und unter Mißhandlungen erpreßte es die Preisgabe der Verstecke für Geld und Gut. Beim Abzug mit dem unverhofften Beutegut nahmen sie den ~~Es~~ mit - zum großen Leidwesen der Dörfler, die für die erlittene Unbill an dem unvernünftigen Tiere gern Rache genommen hätten.

Dem Grauschimmel behagte es bei den fremden Herren nicht - vielleicht mißfielen ihm Kost und Logis -; denn schon nach

zisches Landsassengut und gehöre in das Landgericht Auerbach, müsse daher auch Kriegs- und andere Steuer nach Auerbach entrichten. Dagegen behauptete der Markgraf von Brandenburg mit Recht, das Gut Riegelstein sei längst dem Burggrafentum einverleibt, läge im fränkischen Gebiet und die Besitzer seien der vogtländischen Adelskorporation zugeteilt. Die Streitigkeiten hörten auch dann nicht auf, als aus dem Landbuch über das Amt Böheimstein vom Jahre 1539 nachgewiesen wurde :

" Jtem in das vorbemeldete Halsgericht und die Grenz zu Plech gehört das Schloß zum Riegelstein mitsamt der Kirch und dem Dorf daselbst. Deß zu Handhabung werden jährlich durch den Pfleger zu Böheimstein zwo Kirchweih im Jahr geschützt, eine uf St. Jörgentag und die ander am Sonntag vor St. Jakobstag, als auch solches vor alters also herkommen und Gebrauch ist. Welches auch fürter also unnachlässlich gehandhabt werden soll."

Desgleichen wurde nachgewiesen, daß durch das Marktgericht zu Plech dem Hans Ziegler, Wirt zum Riegelstein, im Jahre 1578 die Kandeln geeicht wurden.

Trotzdem fuhr das Landgericht zu Auerbach fort, den Ort Riegelstein als zur Pfalz gehörig zu betrachten und suchte heimlicherweise alle kurbayerischen (die Pfalz war kurbayerisch) Verordnungen an die Türen des dortigen Kirchleins anschlagen zu lassen. Das Richteramt in Plech dagegen wachte mit der größten Sorgfalt, um die Boten, welche sich von Auerbach durch die Waldungen nach Riegelstein schlichen, abzufangen. Manchmal wurden sie von den Riegelsteinern selber aufgegriffen und mißhandelt.

Am 26. Mai 1670 überraschte der Besitzer von Riegelstein, Friedrich Christian von Varell, einen Auerbacher Amtsboten, namens Kuchenreuter, in dem Augenblick, als er ein Patent an die Türe des Kirchleins anheftete. Kuchenreuter sollte das Schreiben sofort wieder entfernen. " Da er sich dessen aber weigern wollte, habe ihn der Edelmann in den Koth geworfen und ihn etwas tractirt und solchen Unfug verwiesen." Derlei Händel dauerten an. Beide Regierungen suchten mit Gewalt oder List ihre Rechte zu wahren."

Da erschien am 4. April 1703 ganz unvermutet eine feindliche Abteilung von 260 Reitern unter Anführung des Obristleutnants von Seveld in Riegelstein.

Am selbigen Tage weilte der Pfarrer Johann Heinrich Sengenwald und der Amtsrichter Meier von Plech in der oberen Stube des Wirtes. v. Seveld verkündete nach langer Unterredung den Pfarrerseheleuten die Freiheit. Der Amtsrichter Meier wurde mit dem Bürgermeister von Plech, Georg Seitz, den man schon als Geißel mitgebracht hatte, nach dem Rothenberg abgeführt. Bis Ostern dauerte ihre Gefangenschaft und sie verdankten ihre Freiheit lediglich der Zahlung eines Lösegeldes von 400 Gulden. Die am 5. Juni 1703 abermals durchziehenden bayerischen Truppen brannten Riegelstein bis auf 4 Häuser nieder. In den folgenden Jahren aber scheint das wiederaufgebaute Dörflein abermals die Steuer verweigert zu haben; denn am 24. März 1710 wurden von Amberg aus zwei Dragoner nach Riegelstein auf Exekution gesandt. In Ruhe und Gemächlichkeit zechten sie im Wirtshause. Da erschien der Amtsrichter von Plech mit der Bürgerwehr, machte beide Dragoner zu Gefangenen und lieferte sie nach Pegnitz.

Der Streit spitzte sich dann derart zu, daß Gewalt mit Gewalt vergolten werden sollte. Beide Regierungen rüsteten sich zum kriegerischen Austrag der Fehde. Da wurde 1710 auf dem Reichstag zu Regensburg zugunsten des Markgrafen entschieden. Der unselige Zwist hatte ein Ende; Riegelstein wurde den brandenburgischen Landen zugeteilt.

Der Bettelbrunnen zu Weidensees

Woher hat der Bettelbrunnen zu Weidensees seinen Namen erhalten.

Es dürfte Anfangs des vorigen Jahrhunderts gewesen sein, als Weidensees noch ein kleines Bauerndorf war.

Die Landtzasse Bayreuth - Nürnberg führt mitten durch Weidensees. Da zu jener Zeit auch viele Bettler und Handwerksburschen durchzogen, war Weidensees eine willkommene Raststation für solche Wanderer. Es war Sommerzeit, das Getreide auf den Feldern war schon reif zur Ernte, die Augustsonne schien sehr heiß. Ein Bettelmann, wohl von Richtung Leupoldstein kommend, kam gerade zur Mittagszeit in's Dorf.

Strassen und Hofräume sind schon gesäubert. In der Dorfmitte war schon der Maienbaum (Kirchweihbaum) geschmückt, den die Dorfburschen und Mädels nach altem Brauch umtanzten. Es war Kirchweih.

Diese Sitte des Maibaumaufziehens greift schon weit zurück bis in die Zeit des Mittelalters. Dabei wurden auch mit frohem Mut Kirchweihlieder angestimmt, wie :

" Am Sunnta is Kirwa dou frei i mi scho draf,
Dou setz i mein Voter sei schwarzseidna Zipfelhaubn af".

Das Festessen zur damaligen Zeit war: Peterle (Petersilie) mit rohen Kartoffelknödeln und Schweinefleisch. Der Handwerksbursche erhoffte sich einen guten Tag, er wußte aus Erfahrung, daß an solchen Tagen die Mahlzeiten reichlich und gut ausfielen. Mit hungrigen Magen klopfte er an die erste Türe des Dorfeingangs und bat um eine kleine Mahlzeit, die Bäuerin nicht abgeneigt, verabschiedete ihm einen gehäuften Zinnteller voll von dem Festessen. Mit einem herzlichen "Vergelts Gott" verabschiedete er sich. So ging er von Haus zu Haus, bat um eine kleine Unterstützung und weil es gerade Mittagszeit war, bekam er noch obendrein von so mancher gutmütigen Bäuerin sein Leibgericht: Peterle mit Klößen und Rauchfleisch. Ab und zu bekam er auch noch ein Kirchweihkuchle, welche er nebenbei noch verschluckte.

Als er im oberen Dorf das letzte Haus hinter sich hatte, macht er sich auf den Weg nach Bronn. Statt der Landstrasse wählte er diesmal den kürzeren Weg, nämlich über die "Schwemm". Die große Hitze, das Salz- oder geräucherte Fleisch, der gute Peterle mit Knödeln erzeugten einen großen Durst in ihm. Ein Glück dachte er, daß an dem Wege ein Brunnen mit gutem Quellwasser lag. Nun wollte er ein wenig ruhen und seinen großen Durst löschen. Er trank und trank - noch selten in seinem Leben hatte ihm ein Wasser so geschmeckt und erquickt wie dieses. Sein Magen war übertoll. Doch, o weh! Es stellten sich bald darauf große Blähungen mit furchtbaren Schmerzen ein. Der Magen platzte, alle Hilferufe verhallten im Winde.

Nach geraumer Zeit fand man den armen Bettelmann neben dem Brunnen tot auf. Von dieser Zeit an hieß dieser Brunnen :

" Bettelbrunnen ". Auch der umliegende Flurbezirk trägt heute noch den Namen "Bettelbrunnen".

Und da sich in früheren Zeiten die Bewohner ländlicher Orte oftmals gegenseitig zu hänseln pflegten, kamen auch die Weidenseeser durch ihre vielen Peterlegerichte zu den Namen "Peterlesbubn". Die aber in keiner Weise in boshafter- sondern in gutmütiger Neckerei Ausdruck gefunden haben.

Neckerei - Orts - und Spitznamen :

Der Zeiserlfang zu Betzenstein !

Es ist wohl im ganzen Bayernlande so, daß sich in früheren Zeiten die Bewohner ländlicher Orte gegenseitig zu hänseln pflegten.

In der Regel war es gutmütiger Spott, der in boshaften Wortspielen, Neckereien, Neckreimen und im Andichten von Schildbürgerstückchen seinen Ausdruck gefunden hat.

So führten auch einstmals die Betzensteiner im Volksmund den Namen " Zeiserlfänger " !

Zu jenen Zeiten war es besser für den Fremden, in Betzenstein nicht viel vom Zeiserlfang zu sprechen, er hätte sonst wohl die Tracht Prügel bekommen, die der Zeisig für seinen Undank verdient hatte, aber nicht bekam, weil er ein Vogel war und dann, weil er sich durch die Flucht der gerechten Strafe entzogen hatte.



Der Betzensteiner Zeiserlfang

Reproduktion einer Zeichnung
von Dr. Werner

Kunigunda, die Haushälterin des gestrengen Herrn Bürgermeister zu Betzenstein, hatte einen prachtvollen Zeisig. Böse Buben hatten diesen kleinen Vogel, der noch nicht fliegen konnte, eingefangen.

Jungfer Kunigund nahm ihn zu sich und unter ihrer liebevollen Pflege erholte sich der Vogel bald von seinem Schrecken, wurde sehr zutraulich und flog ihr auch auf die Hand oder schaute aufmerksam zu, wenn sie am Spinnrocken saß und ein Liedchen summend ihren Flachs spann.

Er wurde sogar so zutraulich, daß sie den Käfig nicht mehr versperrte. Der Vogel kam heraus, wenn sie ihn lockte und flog wieder hinein und setzte sich schön brav auf das im Käfig befestigte Stänglein.

Aber als nun das Frühjahr kam, draußen alles grünte und die Kirschbäume blühten, da wollte auch Jungfer Kunigund ihre Wohnung erneuern. Sie wusch ihre Stube einmal gründlich auf und kehrte die Spinnweben aus den Zimmerecken heraus. Die zwei Fenster des Stübchens standen weit offen, damit der Winterstaub hinaus - und die warme Frühlingsluft hinein konnte. Dann ging sie in die Küche, um für ihren Liebling etwas Futter und Wasser zu holen. Als sie aber wieder in die Stube trat, war der Vogel nicht mehr da. Sie schaute unter die Kommode und rückte den Schemel vor dem Bette zur Seite, aber der Vogel war verschwunden. Alles locken und Schmatzen mit der Zunge half nichts, der lockere Zeisig mußte davongeflogen sein. Erst war sie sprachlos und starr vor Entsetzen über eine solche Undankbarkeit, kam jedoch bald wieder ins Gleichgewicht und lief stracks zum Bürgermeister, dem sie bittere Vorwürfe machte und den Dienst kündigen wollte, so er ihr den Zeisig nicht bald wieder zurückbrächte.

Der Herr Bürgermeister hatte großes Mitleid mit der jammernden Kunigund. Er suchte sie zu beruhigen und versprach ihr einen anderen Vogel. Allein sie war untröstlich und bestand hartnäckig auf ihrem Zeisig.

Der Herr Bürgermeister war nun in großer Not, denn um keinen Preis wollte er die sorgende Kunigund verlieren. Weil er aber doch den Vogel nicht selber fangen konnte und auch gar nicht wußte, wo er hingeflogen war, rief er den Ratsdiener. Der sollte mit der Amtsschelle öffentlich bekanntgeben :

" Wer den entflohenen Zeisig der Jungfer Kunigund einfängt und wohlbehalten zurückbringt, erhält eine sehr große Belohnung."

" Dieses Mittel wird wohl helfen, den Betzenstein ist nicht übermäßig groß und mit festen Mauern umgeben, da kann der Zeisig nicht weit kommen. So dachte der wackere Bürgermeister.

Damit aber der Ausreißer nicht entschlüpfe, ließ er die Stadttore schließen. Daran dachte er freilich nicht, daß der Zeisig über die Stadtmauer fliegen könnte.

Dieserhalb wurde von dem damaligen prakt. Arzt, Herrn Dr. Michael Werner in Betzenstein, die Geschichte vom Zeiserlfang mit Bildern in gewandten Versen verfaßt, wie nachstehend folgt.

Der Betzensteiner Zeiserlfang

(1)

Gedicht

von Dr. Michael Werner

Es hielt des Pflegers kunigund
nach alter Jungfern Weis'sich
weil keinen Mann sie kriegen kunnt,
dafür den schönsten Zeisig.

Mit Hänschen kost'sie früh und spat,
tractierte ihn mit Küssen,
gab Zucker ihm und Kopfsalat
und sonst'ge Leckerbissen.

Doch schnöder Undank war ihr Lohn;
trotz aller Lieb und Pflege
flog eines schönen Tag's davon
der Zeisig dem Gehege.

Zu Tod betrübt schlich Kunigung,
in ihre stille Kammer,
sie weinte sich die Äuglein wund
in unsagbarem Jammer.

Dem Amtmann war die G'schicht fatal,
Er war kein Freund von Thränen,
er wittert einen Gichtanfall,
wie stets nach solchen Szenen.

Er sprach: Ich biete auf die Stadt
zu fangen deinen Zeisig
und ruhe nicht, bis man ihn hat,
so war der Pfleger heiß ich.

Als nun im Städtchen ward bekannt
die traurige Geschichte,
kam alles, groß und klein, gerannt,
zu fangen nach dem Wichte.

Mit Gabeln, mit dem Netze der,
mit Stecken, Stangen, Stricken,
mit Maus- und Dachsfallen, mit Gewehr,
mit Besen und mit Krücken.

Es rückte an die Polizei
mit hochgeschwung'nem Sabel
mit ihrem Huckelkorb herbei
eilt selbst die alte Wabel.

Es kam die Feuerwehr im Lauf
mit Leiter und mit Spritze,
ja selbst die Bürgergard' zog auf,
der Schneider an der Spitze.

Der Wächter stößt mit Macht ins Horn,
daß schier die Häuser wackeln;
kurz überall, so hint wie vorn,
hört man ein Laut Spectakeln.

Der Zeisig hüpf't von Mist zu Mist,
Sucht Würmer sich und Fliegen
und freute sich voll arger List,
daß man ihn kunnt nicht kriegen.

In's Rathaus rief der Schultheiß nun
der Stadt hochweise Väter,
daß man berate was zu tun
gen diesen Missethäter.

"Ihr wißt, des Amtmanns Töchterlein
ist ob der Flucht des Zeiserl
gar tiefbetrübt und obendrein
der Amtmann aus dem Häuserl".

"Bringt man das schlaue Vieh durch List
nicht zum Capitulieren
fürwahr, ihr Herrn, als dann ist
uns nicht zu gratulieren".

Drum strenget eure Köpfe an
besinnet euch recht fleißig
wie und auf welche Weise man
erwischen könnt den Zeisig.

Sie sannen hin und sannen her
beinahe dritthalb Stunden,
Der Kopf ward ihnen müd und schwer
- ein Rat war nicht gefunden.

Der Zeisig hüpfte von Mist zu Mist
sucht Würmchen sich und Fliegen
und freute sich voll arger List,
daß man ihn künnt nicht kriegen.

- Da endlich hub der Schultheiß an
- rückt hoch zuvor die Brille,
nahm eine mächtige Pris' sich dann -
im Kreise ward es stille.

"Hört meine Red' und meinen Rat !
damit uns nicht, ihr Herren,
das Vieh entwische aus der Stadt -
Laßt uns die Thore sperren !

"Dann rücken wir ihm auf den Leib
und zwar ganz systematisch,
damit ihm ja kein Ausreiß bleibt
Das, mein ich, wäre practisch."

Erstaunen faßt den stummen Kreis
ob dieser Weisheit Fülle,
dann folgte Beifall, anfangs leis,
dann lautes Hochgebrülle.

Mann schloß die Sitzung auf der Stell
und eilte aus dem Rathaus,
der Stadttorwächter kriegt Befehl,
zu führen in die That aus.

des Schultheiß klugen Schlachtenplan;
die Thore zu verrammeln,
zu sperren und die Leute dann,
in Haufen zu versammeln.

Nun an ein Kesseltreiben ging's !
in Worte nicht zu kleiden !
Von hint' und vorn, von rechts und links,
kurzum von allen Seiten !

Das war dem Zeisig doch zu bunt !
Fürwahr vor lauter Schrecken
blieb ihm ein Würmchen, fett und rund
beinah' im Halse stecken.

Er schwang sich auf von seinem Mist,
flog über Thor und Hallen.
Erfreut ob der gelung'nen List,
ließ er noch etwas fallen.

Da sperrte alles Aug und Mund
und reckte Hals und Köpfe
Man sagt noch heut, von jener Stund
datirn die vielen Kröpfe.

Das ganze Ratskollegium
fiel platthin auf den Nabel,
ihm däucht' dies ein Mysterium
und äußerst admirabel.

Zuerst erhob sich aus dem Dreck
des Bürgermeisters Gnaden.
"Fürwahr, ihr Herrr, mir fuhr der Schreck,
gehörig in die Waden".

"Jetzt ist die Sach' mit klar, wie was,
daß uns das Vieh konnt uzen,
weil in der Eile man vergaß
die Flügel ihm zu stutzen".

Und Kunigund ?der armen Maid
erschien die Welt nun trostleer,
Sie kaufte sich ein schwarzes Kleid
und ging in's Nonnenkloster.

Der Zeisig ist wohl längst krepirt,
doch sind noch da die Misten,
die überall, der Stadt zur Zierd
ihr duftend Dasein fristen.

Wie allbekannt im ganzen Land
sind nun die Betzensteiner
die Zeiselfänger zubenannt
- doch hören darf es keiner.

Anekdoten - Sagen - und Geschichten

aus Plech

" Hott,Heinzl,auf Plech eini ! "

(Das Plecher Pferdeei)

In Plech,einem Markte im Bezirksamt Pegnitz,soll sich vor vielen Jahren folgende Geschichte zugetragen haben.



**Einstmaliger Bürgermeister von
Plech,der den Kürbis ausbrüten
wollte und den weithörbaren
Ruf ausstieß,Hott,Heinzl,nach
Plech eini ?**

Ein fremder Herr kehrte einmal in einem Wirtshause zu Plech ein und trug bei sich ein großes gelbfarbenes Ei,das er auf den Tisch legte.Zufällig waren nun einige Bürger anwesend,die dieses sonderbare Gebilde anstauten; denn noch nie hatten sie so etwas gesehen. Da sie neugierig waren,fragten die biedereren Plecher den Fremden,was das wohl für ein sonderbares Ding sei. Der Fremde,ein Spaßvogel, war willens,den Plechern eins anzuhängen und sagte :

" Was,das kennt ihr nicht ? Nun,das ist doch ein Pferde-Ei, das muß man ausbrüten,man bekommt dann einen jungen Heinzl."

" Hm !,meinten die anwesenden Bürger,sonderbare Neuheit !" Im Laufe des weiteren Gespräches fragten sie den Fremden,ob er dieses Ei vielleicht verkaufe. "Nein,entgegnete der Fremde, das Ei verkaufe ich nicht,doch wenn ihr es ausprobieren wollt, überlasse ich es euch gerne."

Nun wollte jeder der Bürger das Ei für sich haben,der Fremde wehrte aber ab und erklärte: "Selbstverständlich kann es nur einer ausbrüten,der recht dick ist,denn bei einem solchen geht das Brüten am besten. Holt einmal eueren dicksten Mitbürger herbei !" Das geschah,der Dickste kam,es war der Bürgermeister. Er wurde über das Vorgefallene aufgeklärt und zeigte sich unter schier endlosen Staunen bereit,das Brutgeschäft auszuführen. Schon berechnete er den zu erzielenden Gewinn und erklärte pfiffig: "Ja,dieses Ei will ich heute noch ausbrüten!" Halt,noch etwas,Bürgermeister,fügte der Fremde hinzu,wenn du das Ei ausbrüten willst,wird es am besten sein,du gehst damit auf den Berg,denn dort scheint die Sonne wärmer als sonstwo, und das Brüten geht deshalb viel leichter und schneller vor sich !"

Gesagt,getan! Der Bürgermeister nahm das Ei und ging hinaus auf den Gottvater-Bergder gleich beim Ort sich erhebt. Oben angekommen,legte er das Ei auf den Boden nahe am Berganhang und setzte sich nach Art der Bruthennen auf das Ei in der Meinung,die Sache recht zu machen.Es dauerte nicht lange und der Bürgermeister schlief ein. Dabei rutschte er vom Ei herunter,kollerte mit demselben den Berg hinab,stieß an einen Wachholderbaum und blieb liegen.

Sofort sprang ein Hase aus der Staude hervor und lief den Berg hinauf. Der Bürgermeister,aus seinem Schlummer aufgewacht,sah den Davoneilenden - in seinem duseligen Zustand hielt er ihn für das Produkt seiner Tätigkeit - und rief ihm liebevoll nach : "Hott,Heinzl,auf Plech eini !" Aber der Hase hörte nicht und lief nach Plech. So lag nun das Ei unverseht unten am Berg - es war ja nur eine gewöhnliche Kürbisfrucht - ,der Bürgermeister krabbelte am Berg herum und,der vermeintliche Heinzl ergriff das Hasenpanier, - ebenso auch der Fremde,der sich über den gelungenen Streich recht ergötzt haben mag.

Der Bürgermeister ging nun ohne den erhofften Heinzl nach Hause und merkte bald zu seiner großen Beschämung,daß er der Gefoppte war und mit ihm der ganze Ort.

Diese Heinzlgeschichte wurde jedoch allgemein bekannt, man sprach viel von "Plecher-Heinzl". So werden die Plecher scherzweise auch heute noch genannt.

In früheren Zeiten, galt dieser Spitzname "Plecher Heinzl" als eine nicht geringe Beleidigung. Und so arteten solche Ortsneckereien, besonders in Wirtshäusern und bei Tanzbelustigungen oftmals zu großen Streitigkeiten und Schlägereien aus,

Heute jedoch, wird auf solche Hänseleien nichts mehr gegeben, im Gegenteil, sie haben heute mit ihren "Heinzl" ihren Stolz, der sogar in einem Festspiel mit großen Erfolg aufgeführt wurde.

. . .

Die Teppichleger von Plech !

(1)

Vor Zeiten einmal, als die Bewohner des Marktes Plech ihr Rathaus hatten heruntertünchen lassen - ein Ereignis, das sich nicht allzuoft wiederholte -, luden sie ihren Landesherrn, den Markgrafen von Bayreuth, ein, ihren Ort zu besuchen. Was sie sich kaum zu erhoffen getrauten, geschah : der Markgraf gab seine Zusage und kam an einem bestimmten Sommertage mit etlichen Hofherren angefahren.

Als gesittete Leute wußten die Plecher, daß es in wohlhabenden Orten üblich ist, Teppiche zu legen, damit auf diesen der hohe Herr von seiner Chaise aus in das Rathaus gehen sollte. Im ganzen Plech war aber nur ein einziger, langer Teppich vorhanden. Doch in dieser Verlegenheit wußte der alte Schultheiß durch listigen Rat Abhilfe. Er gab den Auftrag, zwei erfahrene Bürger sollten in tiefgebückter, erfurchterstrebender Haltung neben dem Landesherrn einerschreiten. So oft der hohe Gast am ende des Teppichs angelangt wäre, sollten sie diesen schnell nach vorwärts umdrehen. Derweil wollte sich der Bürgermeister mit dem Fürsten in ein angeregtes, tiefsinniges Gespräch einlassen und ihm soviel in der Luft zeigen, daß der hohe Herr die Täuschung zu seinen Füßen gar nicht wahrnehme. Aber sie sollten ja Obacht geben, schärfte er den bedienenden Männern ein, daß sie beim Umdrehen des Teppichs keinen Fehler machten, damit sie sich nicht blamieren - oder wie der Bürgermeister sich ortsüblicher

Weise ausdrückte, "keine Sau aufhoben ".

Bei der Ankunft des hohen Herrn, muß einer der Bedienungsmannschaften gleichwohl in der Aufregung seinen Kopf nicht ganz beisammen gehabt haben: den kurz vor dem Rathaus entstand plötzlich bei der verwickelten Teppichumdreherei eine Verwirrung und ehe sich der Fürst versah, schwupps - saß er auch schon auf dem Tuche am Boden !

Schnell gefaßt trugen ihn nun so die Bürger mit dem Teppich ins Rathaus.

" O Gott, o Gott, doch' ein Sauaufhub, trotz aller Mahnung zur Vorsicht !" jammerte bestürzt der Bürgermeister in einem fort.

Der hohe Gast aber, der sich in rosiger Laune befand, machte gute Mine zum bösen Spiel und trug den biedereren Plechern wegen des Umfallens nicht das Geringste nach.

Es soll ein Gedicht existieren, welches diese Schnurren in Reimen behandelt. Leider konnte ich dieses Poem nicht mehr auftreiben.

. . .

Der Plecher Brunnenbau .

(1)

Als Plech unter der Herrschaft der Nürnberger stand, sorgte der Rat der Reichsstadt nach seiner Art für seine Plecher Untertanen.

Um 1533 ließ er einen 25 Klafter(50)m tiefen Ziehbrunnen graben, was den Plechern manchen Schweißtropfen und manches Kopfzerbrechen kostete.

Nach Gemeinderatsbeschuß mußte der Brunnen in Frondienst gegraben werden. Auf Anordnung des Gemeindeoberhauptes mußte neben dem Loch, das ausgegraben wurde, ein zweites Loch gegraben werden, um den Dreck aus dem ersten loch in das zweite Loch zu schütten. Als die Plecher merkten, daß sie auf diese Weise nicht weiterkamen, wurde ein drittes und ein viertes Loch gegraben. Eindlich kamen sie auf den Gedanken, daß es so nicht weitergehen kann. Das hohe Gemeindegremium mit dem Bürgermeister an der Spitze trat zu einer Sitzung zusammen und alle guckten sich ratlos mit glühroten Köpfen an.

Nur der Schneider lachte sie alle in der Runde aus und rief ihnen zu: "Ihr Großbauern,spannt doch euere Ochsen an und fahrt den Dreck auf euere Äcker!" Und so geschah es auch.

Endlich nach jahrelanger Arbeit,war der Brunnen fertig. "So",sagte der Bürgermeister," das hätten wir geschafft. Wir müssen aber auch wissen,wie tief der Brunnen ist." Da sie beim Brunnengraben das Messen vergessen hatten,wurde der Beschluß gefaßt: über den Brunnenrand wird ein Balken gelegt und eine Strickleiter in den Brunnen hinabgelassen,die zum Hinabsteigen dienen soll.Als erster hängt sich der Bürgermeister an den Balken,an die Füße des Bürgermeisters hängt sich als zweiter der Gemeindediener Hannes,dann folgen der Reihe nach der Gemeinderat und die Großbauern,bis der letzte den Wasserspiegel berührte. Eine Klafter galt gleich eine Mannslänge als Maßeinheit. Mit Heroismus hängte sich der Bürgermeister an den Balken.Ihm folgte der Gemeindediener.

Im Augenblick,als der Gemeindediener schon an den Füßen des Bürgermeisters hing,schrie der Bürgermeister: " Du,Hannes,brauchst dich noch nicht an meine Füße hängen,ich muß mal erst in meine Hände spotzen."

Plumps - auf Nimmerwiedersehen hat beide der Brunnen geschluckt.

. . .

Die Plecher Bullenhänker !

Vor längst vergessener Zeit wurde Plech von einer großen Dürre heimgesucht.Überall war große Not.Es fehlte an Wasser und an den nötigen Weideplätzen für das liebe Vieh.Am meisten mußte der Gemeindebulle darunter leiden.Für ihn gab es fast kein Futter mehr.Einige beherzte Bauern machten sich auf,einen Weideplatz für den Bullen ausfindig zu machen.Nach langem Suchen fanden sie auf einem Felsen am Großen Berg eine grüne Fläche,die noch mit Gras bewachsen war.

Freudig überbrachten sie die Kunde dem Bürgermeister.Hocherfreut berief der Bürgermeister sein Gemeindegremium zu einer Sitzung ein,um einen Beschluß zu fassen,wie man den Bullen auf den Felsen bringen könnte.Man einigte sich dahin,daß oben auf dem Felsen ein Aufzug mit Seil angebracht werden

müsse, damit der Bulle - das eine Ende des Seils um seinen Hals befestigt - mit vereinten Kräften nach oben gezogen werden könne.

Freudig ging man an die Arbeit. Ruckartig wurde der Bulle hochgezogen. Als der Bulle fast oben war, streckte er seine Zunge raus." Leut', schaut mal nach oben", schrie der Bürgermeister, "der Bulle streckt schon seine Zunge raus und will zu fressen anfangen. Leute, noch einmal kräftig gezogen!" Der Bulle war oben, aber auch verendet; sie haben ihn zu Tode stranguliert, - erhängt.

. . .

Die glückbringende Kuh eines Flecher Bäuerlein !

Im Dreißigjährigen Krieg lebte in Flech ein Bäuerlein mit seiner Frau in sehr ärmlichen Verhältnissen. Gerne ging er jeden Sonntag zur Kirche und war niemals bei der Predigt eingeschlafen. Mit gläubigem Gemüte vernahm er aus des Pfarrers Mund, daß Gott der Herr die Wohltat, die man frommen Herzens für die Kirche tut, mehrfach vergüte.

Diese Worte wälzt der Bauer in seinem Sinn lange hin und her. Da er im Stalle nur eine Kuh hatte, wird ihm plötzlich die Weisheit klar: Gib deine Kuh dem Pfarrer! In jedem Falle wird Gott dir deine Gabe reichlich wieder vergüten. Denn was ein Pfarrer spricht, ist doch immer wahr. Gedacht, getan. Der Bauer bringt seine Kuh ins Pfarrhaus und übergibt sie dem Pfarrer als Spende für die Kirche. Jeden Dank des Pfarrers wehrt er ab und denkt im stillen, ich weiß schon, warum ich das tue.

Am nächsten Abend darauf ertönt in seinem Stall ein wohlvertrautes Muh. Er eilt in den Stall - allmächtiger Gott, hab Dank - denn neben seiner Kuh steht auch des Pfarrers Kuh. Doch die Freude währt nicht lange. Der Pfarrer kommt und spricht: "Mein lieber Freund, die beiden Kühe gibst du gleich zurück! Denn deine Kuh ist auf gewohnten Wegen vom Weideplatz in ihren Stall zurückgekehrt und hat, wie es die Tiere pflegen, auch meine Kuh mitgenommen."

Der Bauer spricht: "Nein, das ist Gottes Segen! Ihr habt selbst in der Predigt zu mir gesagt, daß Gott mehrfach zu vergelten pflegt, was man aus gutem Herzen tut. Ich laß daher meinen Glauben mir nicht schelten. Ich gab der Kirche Gestern eine Kuh, heut gab mir Gott die zweite schon dafür."

Die pfiffige Bäuerin zu Plech !

Vor langen,langen Jahren,lag ein reicher Plecher Bauer am Sterben.In seinen Todesängsten sprach er zu seiner Frau: " All meine habe sollst du erben,nur eins beachte mir genau! Wir hatten immer gut zu leben,und haben doch,Gott sei's geklagt,den Armen selten was gegeben. Weil mich nun die Reue plagt,versprich mir,daß - sobald ich eingesargt und beerdigt bin - du mit unserem besten Pferde zum Markte ziehst,um es vorteilhaft zu verkaufen.Mit christlichen Erbarmen spendest du dann den Erlös für die Armen unseres Dorfes."

Der Bauer starb.Die Bäuerin,nicht faul,nimmt aus dem Stall den allerschönsten Gaul.Sie legt ihm den besten Sattel auf, trabt in die Stadt und bietet das Pferd zum Kauf mit wohlgesetzten Worten an.Ein Käufer tritt vor sie hin und hat das Tier genau betrachtet und besehen.Er fragt:" Was kostet euer Pferd?" "Zehn Kreuzer",spricht die pfiffige Bäuerin," jedoch ihr müßt den Sattel auch erstehen,und der ist loo Gulden wert!"

Der Käufer lacht und spricht: "Ihr seid ein närrisches Weib,daß ihr so hoch den Sattel angesetzt habt und euren Gaul nur lo Kreuzer schätzt. Doch mir ist es gleich,wie ihr die Rechnung macht.Nehmt Hundert Gulden für das Sattelzeug und für den Gaul lo Kreuzer. - Gott mit Euch !"

Der Käufer zög mit dem Pferd von dannen. Als die Bäuerin heimgekehrt war,gab sie getreu nach des Verstorbenen Sinn lo Kreuzer für die Armen hin. So hatte sie wirklich gehalten ihr Versprechen,den ganzen Erlös für das schöne Pferd den Armen zu geben,jedoch nicht die loo Gulden für den Sattel, denn der Bauer sprach nur von Pferd und nicht vom Sattel.So sprach die pfiffige und schlaue Bäuerin.

. . .

Die Plecher Bärenjagd im Jahre 1598

Daß in früheren Zeiten in unseren ausgedehnten großen Waldungen auch mal Wölfe und Bären hausten,bezeugen noch alte Niederschriften und vor allem auch die vielen Flurnamen,wie: Bärenfalle,Bärenloch,Bärenwinkel und Bärengrund.

Wolfslöcher, Wolfsschlucht und Wolfsgruben. All diese Flurnamen in unserer Gegend die heute noch bestehen, erinnern noch an den unsicheren Zeiten. Hauptsächlich der Wolf hat sich bei uns sogar noch bis nach dem 30jährigen Krieg in den weithin verödeten und verwilderten Landstrichen gehalten. Sie traten oftmals in Rudeln auf, die in unserer Heimat zu einer gefährlichen Landplage wurden. Auch im Betzensteiner Land, mußte man sich im 16. Jahrhundert dieser Wolfsplage erwehren.

Da nun diese Tiere oftmals großen Schaden anrichteten, ging man ihnen mit allen Jagdwaffen und Geräten zu Leibe. Und den noch weiterhin einzeln umherstreifenden Wölfen fing man durch Fallgruben ein, den sogenannten Wolfsgruben, welche die Landbevölkerung an geeigneten Orten anlegte.

Aber auch große Waldbären gab es um jene Zeit noch vereinzelt in unserer Gegend, die z.B. im Jahre 1598 den Flecher Bauern schwer zu schaffen machten, indem so manches Stück Vieh, vor allem Schafe von ihnen zerrissen wurden.

Die Flecher Bauern verfolgten schon einmal so ein Ungeheuer eines Bären mit Dreschflügeln, Sensen und Streuhacken; gelang ihnen aber nicht, diesen Streuner zu erlegen. Um nun diesen Einzelgänger der wiederholt gesehen wurde, endlich mal das Handwerk zu legen, hatten die Bauern Fallgruben errichtet.

So haben sie an einigen Stellen wo sich dieser Räuber am meisten aufgehalten hat, trogartige Vertiefungen im Boden ausgehoben und als Tarnung mit Waldstreu abgedeckt. Im Innern dieser ausgehobenen Fallgrube diente zur Aufnahme als Lockspeise zu der man Fleisch und auch Honig verwendete, den letzteres ist ja bekanntlich die Lieblingspeise der Bären. Trat nun dieser Bär vom Geruch des Köders angelockt an die gut getarnte Grube heran, um sich diese Mahlzeit zu holen, so brach die Abdeckung durch und der schwere Koloß fiel in die Grube und war gefangen.

Und so wurde am 14. September im Jahre 1598 von den Flechern eine solche Bärenfalle erstellt und als dann Tags darauf bei Morgengrauen ein 12 Mann starker Trupp Bauern Nachschau halten wollte, hörten sie schon von weiten ein fürchterliches Geheul, den kurz vorher er noch in diese Falle ging.

Er hatte sich aber aus diesem Gefängnis selbst noch befreien können, weil die Grube nicht tief genug ausgehoben worden war. Sie konnten ihn nur noch mit allen Waffen und Geräten nacheilen jagen und verfolgen, bis er in den nahen großen Veldensteiner Forst entkam. Wahrscheinlich dürfte er dort von einem Förster erlegt worden sein, den ein weiterer Eintrag von dieser Jagd war nicht mehr zu ermitteln.

. . .

In der "Herberge zur Goldenen Laus" in Plech

(1)

begann vor 150 Jahren eine tragische Geschichte

Wette brachte den Kirchenbauer den Tod

Bei einem fröhlichen Umtrunk wurde ein Wettstreit zwischen dem Brunnenbohrer und dem Kirchenbaumeister ausgemacht: wer seinen Auftrag zuerst erfüllte, sollte des anderen Geld erhalten - Das waren damals dramatische Tage. -

Im November 1957, also vor 20 Jahren, wurde eine legendenhafte Episode in einer Nürnberger Zeitung veröffentlicht, die aber in keiner Weise einer Begebenheit entsprang. (x, siehe Schlußanmerkung.)

Der Bericht im Wortlaut:

Wer auf der Autobahn Nürnberg-Bayreuth fährt, bewundert wohl im Vorüberfahren das Kirchlein, das die Plecher vor Jahren unter starker Diskussion der Öffentlichkeit wegen des damals noch auffallenden Mutes zu einer modernen Architektur errichtet haben. Aber schon lange vorher hat ein Kirchenbau in Plech weitem einmal Aufsehen erregt und Gesprächsstoff geliefert. Das war in der Zeit um 1806.

Seinerzeit sollte gleichzeitig mit dem Bau einer Kirche auch ein neuer Brunnen gebohrt werden, damit die leidige Trinkwasserfrage besser gelöst werde. Für den Kirchenbau hatten sich die Plecher dem Bayreuther Kirchenbaumeister verschrieben, denn Brunnen aber sollte der ehr- und tugendsame Zimmermeister Hanns Erhardt von Schnaittach erbohren.

Heute kann man sagen, es war ein unglücklicher Zufall, daß beide sich in der Herberge "zur goldenen Laus" zu Plech trafen. Der Bürgermeister des Ortes war ebenfalls anwesend, und bei manchen Schoppen Braunbier flog die Unterhaltung lästig hin und her. Die Stimmung stieg, und der Bayreuther verstieg sich zu der verfänglichen Frage, ob die Plecher nicht bald wieder ein "Roßei" ausbrüten würden. Bei dieser Frage waren nämlich die Plecher sehr empfindlich, denn dieser Schabernack hatte vor vielen Jahren ihnen den Spott der ganzen Umgebung eingetragen, und gerade weil man das wußte, versank dieser Ulk ganz in der Vergessenheit. Aber der Bürgermeister ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, er drohte nur mit dem Finger und meinte, ein kluger Mann rede nicht von solchem Narrenspiel.

So ging die Unterhaltung weiter, und schließlich begannen die beiden Gäste mit ihren Können zu renommonieren. Der Kirchenbaumeister stellte die Behauptung auf, er sei mit seiner Kirche längst fertig ehe der Zimmermeister auch nur einen Eimer Wasser ergraben habe. Das ärgerte den Schnaittacher doch, und er schlug eine Wette vor, daß derjenige sein Vermögen verlieren solle, der zuletzt fertig werde. Der Bayreuther war fest davon überzeugt, daß an der Mutungsstelle gar kein Wasser gefunden werden könne, und der Schnaittacher glaubte sicher zu sein, viel eher Wasser gefunden zu haben, ehe der andere mit seiner Kirche fertig sei. Es wurde vereinbart, daß entweder der Baumeister ein gefülltes Mörtelschaff, oder der Brunnenmeister einen Eimer frischen Quellwassers vom fertigen Brunnen "vor aller Leute Geschau" auf den Marktplatz tragen müsse, je nachdem, wer zuerst fertig sei. So wurde die Wette abgeschlossen. Der Bürgermeister fungierte als Zeuge.

Schon am nächsten Tage gingen der Baumeister und der Brunnenbohrer eifrig an die Arbeit. Der Bayreuther, dem die Sache doch nicht mehr ganz geheuer war, vorkam, versuchte, den Knecht des Schnaittachers zu bestechen, daß er die Arbeit möglichst lange hinauszögere. Dieser aber berichtete das seinem Herrn, der nun seinerseits dem Knecht eine hohe Belohnung versprach, wenn sie die Wette gewinnen würden.

Aber auch den Schnaittacher gereute bald seine Wette, denn in 20 Klafter Tiefe stieß er auf hartes Felsgestein, das die Arbeit unendlich erschwerte. Wie sehr er und seine Gesellen sich anstrengten, sie kamen am Tag nur wenige Zoll vorwärts.

Drei Gesellen liefen davon, weil sie die schwere Arbeit scheuten. Da der Zimmermeister aber wußte, um was es ging, ließ er auch nachts seinen Leuten keine Ruhe. Mit stillem Ingrimme sah er, wie die Kirche von Tag zu Tag wuchs.

Und dann kam der Tag, wo der Bayreuther Kirchenbaumeister den Plecher Bürgern verkünden ließ, in drei Tagen sei die Kirche vollendet. Ein gefülltes Mörtelschaff hatte er schon bereitstellen lassen.

23 Klafter tief war der Brunnenmeister gekommen als die Plecher in hellen Haufen den Marktplatz besetzt hielten, um die große Entscheidung zu erwarten. Der Kirchenbaumeister war gerade im Begriff, die letzten Firstziegel aufzusetzen und zu verstreichen, als sich am Brunnenhaus ein jubelndes Geschrei erhob. Kurz darauf konnte auch der Bayreuther aus seiner Höhe sehen, was los war. Er erblickte seinen Konkurrenten, der schweißbedeckt mit einem Eimer Wasser zum Marktplatz stürzte, um den Staunenden den Nachweis der neuerbohrten Quelle zu bringen. Dabei konnte er dem Publikum mitteilen, daß bei 25 Klafter Tiefe große Wassermengen vorhanden seien.

Die Masse der Menschen brach in ein Jubelgeschrei aus, und der Bayreuther in seiner Höhe konnte keinen Augenblick im Zweifel sein, was sich da unten abgespielt hatte: er hatte die Wette verloren und war ein ruiniertes Mann. Das wollte er nicht überleben.

Er steckte seinen Kopf in das gefüllte Schaff, das er noch wenige Minuten vorher triumphierend auf den Marktplatz hatte tragen wollen und stürzte sich samt dem Schaff vom Gerüst in die Tiefe. Mit gebrochenem Genick lasen ihn die Plecher auf.

Ob der Bürgermeister nicht am Ende doch bedauert hat, daß er sich zum Zeugen einer solchen Wette hergegeben hatte? Soweit der Z. Bericht.

x) Anmerkung:

Diese Geschichte entsprang in keiner Weise einer Begebenheit, wobei es sich um den Kirchen- und Brunnenbau handelt, da weder das eine noch das andere richtig ist.

1.) Ist der Brunnen zu Plech nicht 1806 gebaut worden, sondern 1539/40 von Bau- und Zimmermeister Hanns Erhardt aus Betzenstein, der auch beim Betzensteiner Brunnenbau

ab 1543 beteiligt war.

Dieser Flecher Brunnen ist nicht gebohrt worden, sondern von oben nach unten gegraben und von unten nach oben mit Sandsteinquadern gemauert. Der runde Brunnenschacht hat eine Tiefe von 52 m.

- 2.) Die Kirche zu Plech wurde ebenso wenig erst 1806 erbaut, den zu jener Zeit bestand schon längst eine kirche zu Plech.

Um 1490 entstand die erste gemauerte Kirche, da ihre Vorgängerin die noch aus Holz bestand, 1480 von den Hussiten zerstört wurde.

Letztere wiederum 1634 von den Schweden zerstört, konnte aber 1648 wieder aufgebaut und 1661 mit einem Turm errichtet werden.

Als Zimmermeister wird Hannß Munck von Schnaittach erwähnt.

1753 führte der Maurermeister Friedrich Prey von Plech größere Reparaturen an Kirche und Turm aus.

Plech war früher Filiale von Velden mit gewissen pfarrlichen Rechten.

1531 Stiftung einer Frühmesse.

Und 1543 zur selbständigen Pfarrei erhoben und mit einem evang.-luth. Pfarrer besetzt.

Die erste urkundliche Erwähnung von Plech fällt in das Jahr 1119 (der Stiftungsurkunde vom Kloster Michelfeld) Im Laufe der Zeit kam Plech in hohenstaufischen, wittelsbachischen, böhmischen und markgräflichen Besitz. So hat Plech auch eine sehr wechselvolle und schicksalsreiche Vergangenheit zu verzeichnen.

. . .

Die Sage über die Entdeckung der Teufelhöhle !

Unter den zahlreichen Höhlen der Fränkischen Schweiz ist die Teufelhöhle im Weiherbachtal bei Pottenstein unweit der Schüttersmühle diejenige, welche nicht nur den größten Eingang aufweist sondern auch in ihrer ganzen Ausdehnung alle anderen Höhlen dieses Gebietes an Größe übertrifft.

Bekannt ist diese Höhle, die früher Teufelsloch genannt wurde, schon seit Jahrhunderten und der im Januar 1911 verstorbene berühmte Höhlenforscher Major Neischel, Nürnberg hat sie nach der wissenschaftlichen Seite vor ca. 50 Jahren erforscht und als Zerklüftungshöhle bezeichnet.

Erschlossen und ausgebaut wurde sie später von Herrn Prof. Dr. Brand.

Am Sonntag, den 5. August 1923 erfolgte die Eröffnung und Einweihung der Teufelhöhle und ihre Freigabe für die Allgemeinheit. Heute ist sie eine der großartigsten und interessantesten Höhlen Deutschlands.

Wie fast an jede Höhle sagenhafte Erzählungen anknüpfen, so hat auch die Teufelhöhle eine solche aufzuweisen.

Infolge der großartigen elektrischen Beleuchtung dieser Höhle, wirken diese Räume auf den Besucher, durch die entzückende Farbenpracht märchenhaft und zauberhaft.

Diesem eigenartigen Zustande sind viele Erzählungen, teils ware, teils erdichtete über die Teufelhöhle zu verdanken. Es wird behauptet, der Teufel würde die Höhle als Eingang zur Hölle benützen und auch seine Opfer mit hindurchführen. In der Neujahrsnacht wären hier seltsame Bilder zu sehen. Die einen sagten, es wären Höllengeister, welcher in der Mitternachtsstunde von 12 bis 1 Uhr ausschwärmen, um eine kurze Freiheit zu genießen und wehe dem Menschen, der in ihre Hände gelangt. Andere wieder wollen wissen, daß es Erdgeister sind, welche das kommende Jahr vorbereiten und bestimmen.

Eine andere Geschichte bezeugt, die noch aus den Zeiten des Raubrittertums stammt, von einer Entführung. Allen ist doch das so schön gelegene Tüchersfeld und Rabenstein bekannt.

Zu jeher Zeit herrschte auf der Burg Tüchersfeld Udo von Wichsenstein, ein ganz verwegener Ritter, der keinen Kauffahrer unbehelligt die Strasse ziehen ließ. Die Burg stand hoch an den Felsen gelehnt und war uneinnehmbar. Leider sind heute nur noch wenig Ruinenreste auf den Tüchersfelder Felsen zu sehen; aber einstmals war sie eine starke Feste und Udo von Wichsenstein tollkühn und übermütig, dementsprechend war auch seine Lebensführung.

Sah er Bauern und Handelsleute kommen, jagte er mit seinem Pferde über die steilen Felsen herab und beraubte sie. Oftmals sollen die Pottensteiner ausgerückt sein um diesen gefürchteten Raubritter zu fangen. Vergebens! Er war so dreist daß er verkleidet nach Pottenstein ging und dort die dem Rate gestolenen Pferde demselben wieder verkaufte. Hatte er die Mauern der Stadt wieder verlassen, erkannten sie ihn weil er ihnen von außen zurief, er habe sie geöffnet. Sie setzten sich zu Roß und sprengten ihm nach. Wichsenstein ließ sie Nahe kommen machte dann rasch kehrt, sprengte über sie hinweg und jagte direkt zur Teufelshöhle. Hier verschwand er spurlos von der Bildfläche.

Daß sie ihn trotz eifrigen Absuchens der Höhle nicht fanden, obgleich er bestimmt darin versteckt war, schrieben sie dem bösen Geiste zu. So ward die Höhle zum ersten mal Teufelshöhle genannt.

Die Pottensteiner kehrten unverrichteter Sache wieder heim. Udo selbst wunderte sich daß sie ihn nicht gesehen hatten. Da hörte er auf einmal eine eigentümliche Stimme neben sich: glaubst du wirklich, die Pottensteiner hätten dich nicht gesehen, wenn ich dich nicht unsichtbar gemacht hätte? Diesmal bist du ihnen noch entwischt, ein zweites mal wirst du nicht wieder entkommen, wenn du nicht mit mir Freundschaft schließt. Deine Taten sind längst in der Hölle bekannt, so sollst du ganz mein werden.

Zum ersten mal erschrack Udo von Wichsenstein, denn der zu ihm sprach, war der Teufel. Wichsenstein gruselte es für kurze Zeit, aber gleich schüttelte er das Grauen von sich ab und sein Übermut kehrte wieder. Lächelnd sagte er nun: Du bist als Freund mir recht, nur reitest du entschieden schlecht, denn dein linker Fuß kann das Pferd nicht mehr parieren. Der Teufel dachte überlegen: " Du wirst doch mein " und entgegnete dem Wichsenstein: " bist du mein Freund, so fehlt's dir nimmer mehr an Geld, an Wein und Frauen und deine Feinde wirst spielend niederhauen ". Der Wichsensteiner sagte: " schon gut, schlagen wir ein ". Der Teufel zog hierauf aus seinen Mantelsack eine Pergamentrolle " Hier dieses Pergament ist der Pakt, denn unterschreibst du mir. Auf der Erde dien ich dir, in der Hölle aber dienst du mir. Der Wichsensteiner überlegt nicht lange; auf einem Felsenstein legt er das Pergament, ritzt sich am Finger und unterschreibt mit seinem Blut. Der Teufel steckte den Pakt zu sich, klopfte dem Wichsensteiner auf die Schulter und sagte gönnerhaft: wenn du mich brauchst, so rufe mich. Dann verschwand er und Wichsenstein ritt zu seiner Burg zurück. Seine Taten wurden fortan verwegener den je.

Gerade in diesen Zeiten dachte das Burgfräulein von Rabenstein sehr oft an Udo. Tüchersfeld und Rabenstein liegen nur ungefähr eine Stunde voneinander entfernt. Udo und das Töchterlein des Rabensteiners hatten schon als Kinder immer zusammengespielt und er hatte sehr oft auf Rabenstein gewieilt.

Als er aber zum Jüngling heranwuchs und sich im Waffenh Handwerk übte, sahen in die Rabensteiner nur noch selten.

Mit Wehmut vernahmen sie die Kunde über sein räuberisches Leben und der alte Rabensteiner schüttelte oftmals das Haupt über Udo. Die Rabensteiner Knechte brachten laufend Nachrichten über die immer tolleren Streiche des Wichsensteiners mit nach Hause. Um so mehr mußte das Burgfräulein an ihm denken, denn sie hätte ihn gern aus seinem wilden Leben gerettet gesehen.

Eines Tages entsann sich auch Udo des Burgfräuleins von Rabenstein und es kam ihm der Gedanke, sie zu entführen. Er wollte in der Dämmerstunde als verkleideter Knecht in der Burg um Einlaß bitten, in der Nacht das Tor von innen öffnen und das Burgfräulein davon tragen. Unten sollen seine Knechte mit einem Wagen auf ihn warten.

Die Rabensteinerin, welche des Tages immer an Udo dachte, träumte eines Nachts ein Engel käme zu ihr und sagte ihr, sie solle allein auf dem Wege gegen Pottenstein gehen und die Höhle am Teufelsloch aufsuchen. Hier liege unter einem bemoosten Steine etwas, womit sie die Seele Udos retten könnte.

Als sie Morgens aufwachte, bekümmerte sie der Traum tief und beschäftigte ihr ganzes Sinnen.

Sie entschloß sich, nach der Mittagszeit zur Höhle am Teufelsloch zu gehen. Kaum konnte sie die Mittagsstunde erwarten. Sie machte sich auf den Weg und verließ durch eine geheime Tür die Burg. Der heiße Sommertag machte sie bald müde. Hinter Pottenstein ruhte sie aus. Da kam eine ihr bekannte Nonne des Weges daher. Die Rabensteinerin erzählte ihr den Traum und die Nonne war gleich bereit mit ihr zu gehen. Als sie die Höhle erreichten, saß der Teufel davor auf einem Felsbrocken und las gerade den Pakt mit den Wichsensteiner nochmals durch. Vor Schrecken über das Auftauchen der Nonne entfiel ihm das Pergament und er eilte in das innere des Berges, denn die Nonne hatte das Kreuz gegen ihn erhoben. Als sie zu dem eben verlassenen Steine kamen, fanden sie den Pakt.

Mit Schrecken ersah daraus das Burgfräulein, daß sich Udo dem Teufel verschrieben hatte. Die Nonne sagte ihr aber tröstend, durch die Vernichtung des Paktes würde Udos Seele wieder frei.

Daraufhin entschloß sich das Burgfräulein, dem Ritter den Pakt zurückzugeben und ihn zurecht zu weisen. Sie machten sich auf den Weg nach Tüchersfeld und kamen in der Dämmerung vor das Burgtor des Wichsensteiners, der bereits zu Pferde saß um den Raub der Rabensteinerin auszuführen.

Als die Zugbrücke herabgelassen und das Tor geöffnet war, stand zu seiner maßlosen Überraschung die Begehrte selbst in Begleitung einer Nonne vor ihm, hielt ihm den Vertrag hin und sagte tief errötend : " Hier hast du den Teufelspakt, denn du mit deinem eigenen Blut unterschrieben hat ". Vor deinen Augen zereise ich ihn, damit deine Seele noch gerettet werden kann ". Damit zeriß sie das Pergament in kleine Stücke, warf diese Udo vor die Füße und verließ mit der Nonne die Burg um nach Rabenstein zurück zukehren.

Das machte nun auf Udo einen solchen Eindruck, das er ihr nacheilte, sich vor ihr niederwarf, seine Schuld bekannte und ihr dankbar die Hände küßte. Er bat sie um Verzeihung und gelobte fortan nur dem Guten zu dienen.

Als sie sich umsahen, war die Nonne verschwunden und so erkannte die Rabensteinerin, daß es ein Engel war der ihr das Geleite gegeben hatte.

Udo begleitete das Burgfräulein nach Rabenstein und bat dort den alten Rabensteiner um die Hand seiner Tochter. Gleichzeitig versprach er von nun an dem Ritterstande Ehre zu machen.

Ein Jahr darauf wurde das Burgfräulein von Rabenstein das Weib des Wichsensteiners und Herrin auf Tüchersfeld. Seitdem mache der Teufel wie das Volk erzählte, wenn er in die Gegend komme einen großen Umweg um die Tüchersfelder Burg, denn er fürchtete die Rabensteinerin.

So entstand der Name der Teufelshöhle.

Aus der Betzensteiner Rockenstubenzeit(Ein Scherz mit unsagbaren Folgen)

Unserer Landbevölkerung ist zwar heute noch immer der Begriff "Rockenstube" geläufig, aber von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sind die Zusammenkünfte verschwunden. Doch ist allen noch bekannt, daß diese bäuerlichen Abendzusammenkünfte ihren Namen von Spinnrocken haben, der dabei früher immer im Mittelpunkt stand.

Ein Wesensstück der alten Rockenstube war außer dem Gesang der Burschen und Mädchen auch das Erzählen von Heimschnurren, von Gespenstern und Gruselgeschichten.

Und so haben sich vor vielen, vielen Jahren bei einer solch nächtlichen Rockenstubenzusammenkunft viele Burschen und Mädchen eingefunden in der eine sehr lebhaftere Unterhaltung stattfand. Sie kamen dabei auf einen ganz sonderbaren nicht ungefährlichen und gruseligen Einfall, der mit einer Wette verbunden werden sollte.

Es sollte nämlich in jener Nacht um 12 Uhr in der Geisterstunde ein furchtloser und kuraschierter junger Mann nach dem Galgenberg gehen, weil in der dortigen Richtstätte ein des Tags vorher Gerichteter noch am Galgen hing. Der waghalsige junge Mann sollte dann unter dem Toten einen Holzpflöcken in den Erdboden einschlagen.

Die Burschen sind zwar auf den gruseligen Einfall gekommen, hatten aber nicht den Mut dies selber auszuführen. Keiner von den Burschen wagte dann mehr den Schritt als es ernst wurde, bis eine furchtlose Dirne (=Magd) auf das schauerliche Spiel einging.

Sie mußte alleine um Mitternacht mit einer Kerzenlaterne, einem 50 cm langen zugespitzten Holzpflöcken und ein Beil zum Galgenberg zur Richtstätte gehen, was sie auch befolgte. An der Richtstätte angekommen, stellte sie als erstes ihre Laterne auf dem Erdboden, kniete sich dann hin und schlug so unter dem Galgen noch hängenden Toten mit dem Beil den Pflöcken in den Boden.

Soweit ging noch alles gut, aber dann, als sie fertig war und sich schnell wieder vom Boden erheben wollte, konnte sie nicht mehr aufstehen.

In dieser Situation ist ihr erst klar geworden, was für einen Unmut sie begangen hat, denn sie wurde plötzlich von einer fürchterlichen Angst und panischen Schauer und Schrecken ergriffen, da sie glaubte, der Tote neben ihr, ließ sie nicht mehr los und hielt sie hier fest.

Nachdem die Leidtragende zur vereinbarten Zeit nicht zurückkehrte, wurden die Anstifter doch recht beunruhigt und beschlossen, alle gemeinsam mit Laternen zum Galgenberg zu gehen. Als sie dort ankamen, fanden sie die Magd in einem schrecklich verzweifelten Zustand vor. Sie kniete unter dem Toten und war völlig Geistesgestört.

Sie sahen zu ihren Entsetzen, daß die Magd beim einschlagen des Holzpflöckens auch ihren Schürzen und auch ihren Rock miteingeschlagen hatte, und dadurch beim aufstehen nicht mehr hoch kommen konnte, nur dieses wurde ihr zum Verhängnis.

Durch diesen unsagbar, schrecklich aufregenden Schock, den sie dadurch erlitten hatte, mußte sie in diesem bedauerlichen Zustand in eine Nervenheilanstalt verbracht werden. Sie hatte sich dort von den Wahnvorstellungen nicht mehr erholt und verstarb noch im gleichen Jahre.

Aus diesem leichtsinnigen Scherz wurde ein trauriges Schicksal, das einen sehr tragischen Ausgang und ein schlimmes Ende gefunden hat, den die Bedauernswerte mußte diese mutwillige Handlung mit ihrem Leben bezahlen.

Die Burschen dürften in ihrem Leben, wohl auf keinen solchen Gedanken und Einfall mehr gekommen sein. Ein gerichtliches Nachspiel blieb ihnen aber nicht erspart.

Das "Irrlicht" von Wildenfels !

Wildenfels, eine hochragende und umfangreiche Burgruine, liegt auf einer dichtbewaldeten Bergkuppe oberhalb des Dorfes mit dem gleichen Namen, fünf km südwestlich von Betzenstein.

In unmittelbarer Nähe der Ruine Wildenfels befindet sich das sogenannte "Wirrlesloch" eine nicht übergroße Höhle, an welche sich folgende Sage knüpft :

In Wildenfels lebte vorzeiten eine aus Kleedorf bei Hersbruck zugewanderte Bäuerin, ein ehemals reiches, aber sehr geiziges und böses Weib. Sie führte den Spitznamen "die alte Funkin". Nach dem Tode ihres Mannes hatte sie den kleinen Besitz bis auf das ziemlich gut erhaltene Häuslein verkauft und lebte fortan ganz allein. Sie pflegte mit den Ortsgenossen keinerlei Umgang, ließ sich nur selten sehen, und niemand konnte sagen, ob sie und wann sie eigentlich arbeitete. Schon mehrmals hatte man die böse Funkin bei groben Diebstählen erwischt. Waren die Bauern tagsüber auf den Feldern, so schlich die Funkin in die leeren Wohnungen und nahm mit, was ihr gerade in die Hände kam. Auch sonst schädigte sie die Ortseinwohner, wie und wo sie nur konnte. Manche hielten die Alte, ob mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt, sogar für eine Drude (Hexe).

Als ihr Treiben den Dörflern zu Wildenfels zu bunt wurde, ließen sie einen als Zauberer (Zigeuner) verschrienen Mann kommen. Der sollte der bösen Funkin etwas "antun". Und siehe, "Beelzebub trieb den Teufel aus". Am andern Tag hieß es nämlich, die Funkin sei verschwunden. Und sie blieb verschwunden. Aber sonderbar ! Von der Zeit an trieb ein "Irrlicht" droben in der Ruine und deren Umgebung seinen Spuk.

Ein Betzensteiner Bauer war spät abends noch in Wildenfels und schickte sich an, nach Hause zu gehen. Außerhalb des Dorfes sah er vor sich ein Flämmlein schweben, das sich in der Richtung fortbewegte, die auch er einschlagen mußte. Ohne weiteres folgte er demselben - sechs volle Stunden lang, zuletzt ziemlich steil bergauf, dann verschwand das Licht.

Der irregeleitete Mann mußte wohl oder übel den grauenden Morgen erwarten, denn er wußte nicht, wo er sich befand. Als es dämmerte, saß er - vor dem Wirrlesloch in der Ruine Wildenfels.

Die böse Funkin hatte ihn irregeleitet; eiligst floh er ins Dorf hinab und erzählte dort die schaurige Begebenheit.

Ebenso erging es Leuten, die von Wildenfels nach Spies, von Reipertsgesees nach Stierberg und von Hiltpoltstein nach Großengesees wollten. Auch sie - und noch manche andere - führte das "Irrlicht" auf die Ruine Wildenfels. Als die gruselige Geschichte allenthalben bekannt wurde, ging man dem Lichte aus dem Wege.

Gesehen wurde es aber in dunklen Nächten bald von diesem, bald von jenem noch eine geraume Zeit. Daß es der irrende Geist der alten Funkin sei, stand natürlich bei allen fest. Niemand dachte daran, den Spuk der lebendigen Funkin zuzuschreiben.

In einer nebligen Herbstnacht wurde das wandernde Licht ganz in der Nähe der Ruine zum letztenmal gesehen. Von da an blieb es verschwunden. Der Geist der Drude war eben, so meinte man, auf irgendeine Weise erlöst worden. Man atmete deshalb förmlich auf und traute sich wieder zur ängstlich gemiedenen Ruine.

Beherzte Burschen aus dem Ort drangen sogar in das Wirrlesloch ein, kehrten aber, so rasch sie konnten, mit bleichen Gesichtern zurück.

In der mit Hausrat nancherlei Art ziemlich wohnlich eingerichteten Höhle lag nämlich der Leichnam der tot geglaubten Funkin, die allen Anscheine nach erst vor wenigen Stunden verschieden sein mußte, denn neben der Entseelten stand eine verrostete, eiserne Laterne mit brennender Talgkerze: das "Irrlicht" von Wildenfels.

Diese "Wirrleslochhöhle" bei Wildenfels, in der die Funkin gehaust hatte, ist eine Felsengrotte mit einer Länge von 7,5 Meter, sie ist 12 Meter breit und 1-2 Meter hoch. Sie hat einen großen, breiten flachgewölbten Eingang.

Verfolgung durch einen Reiter ohne Kopf !

Am Maiersholz, ein stämmiger Hochwald, außerhalb Betzenstein an der Strasse nach Ottenhof-Plech, spukte es vor Zeiten in der Geisterstunde; ein Reiter ohne Kopf.

Die Augen des schwarzen Rappens strahlten in der Dunkelheit ganz grell die Bäume an der Strasse an, und seine Tritte klangen ganz laut, schwer und furchterregend.

Eines Nachts ging eine Dienstmagd aus Betzenstein vor Mitternacht von einem Tanz von Plech aus heim. Sie hatte stets immer darüber gelacht, wenn man sie vor dem Reiter ohne Kopf gewarnt hatte, doch sie ließ sich nicht beirren und einschüchtern, da sie sich eigentlich nie fürchtete. In dieser Nacht aber, hörte sie plötzlich als sie schon bald daheim war, die schweren Schritte und Tritte eines Pferdes hintersich auf der Strasse. Als sie sich umwandte, sah sie die glühenden Augen eines ganz schwarzen Rosses leuchten, darauf sitzend ein Reiter ohne Kopf, der ihr ständig nachfolgte. Sie begann nun im Laufschrift so schnell sie nur konnte, dem Hofe ihres Bauern zu. Da sie aber infolge der raschen Verfolgung nicht mehr die Zeit hatte, schnell genug das Tor zur Stadtmauer zu erreichen, so schlüpfte sie einfach hurstig in die offene Schupfen, in dem Scheunenviertel nordöstlich Betzensteins, also außerhalb der Stadtmauer.

Da hörte sie noch das laute Rufen: "komm mit, komm mit, und Erlöse mich! dann sollen alle Deine Wünsche in Erfüllung gehen!"

Als sie sich nicht rührte vor Angst, schlug das Pferd mit den Füßen an das Scheunentor. Noch einigemal wiederholte eine tiefe Stimme bittend diese Worte. Darnach schlug allemal das Pferd mit dem Huf an die Schupfenwand.

Als es vom Kirchturm ein Uhr schlug, vernahm sie ein furchtbares Seufzen und Klagen, dann wurde alles still.

Sie blieb angstvoll in der Scheune, weil sie sich nicht mehr in der Dunkelheit heraus getraute, obwohl sie nicht weit vom Hof entfernt war. Sie hatte die ganze Nacht ohne Schlaf in der Scheune verbracht, erst als in der Frühe bei Morgengrauen, die Haustüre geöffnet wurde, und der Bauer sie gerufen hatte, kam sie aus ihren Versteck hervor und erzählte von ihrem furchtbaren Erlebnis.

Sogleich sah der Bauer nach, ob das Pferd an seiner Schupfen kein Brett eingeschlagen hatte. Da fand er ein gewaltiges Hufeisen in einem Eckpfeiler seiner Scheune stecken. Mit viel Mühe brachte er es zwar heraus, aber sofort glitt es ihm aus der Hand und steckte gleich wieder im Balken fest. So oft er es auch entfernen wollte, fuhr es ihm immer wieder aus der Hand und an seinem Platz zurück. Eine fortwährende Wiederholung war nutzlos, daher ließ er es auch dort stecken.

Das Hufeisen steckt zwar heute nicht mehr am Holzbalken an der Scheune, doch ist der ganze Abdruck des gesamten Hufeisen heute noch an der Scheunenecke deutlich sichtbar.

Auf dem gleichen Balken neben dem Abdruck des Hufeisen befindet sich noch die Jahreszahl 1725.

Die Schupfe steht heute noch im nordöstlichen Scheunenviertel, in unmittelbarer Nähe vom Ausgang zum Schmidberg.

Sitten und Bräuche in früheren Zeiten
insbesonders im ausgehenden Mittelalter.

Hochzeits-Sitten u.Bräuche im ausgehenden Mittelalter

Strenge Sitten bei einer Muß-Hochzeit Bauernhochzeit v.Weidensees um 1600

Die Strafrechtspflege aus dem alten Nürnberg galt auch für das Betzensteiner Land; gehörte doch Betzenstein jahrhundertlang bis 1806 zum Herrschaftsbereich der Freien Reichsstadt Nürnberg.

Hochzeitspaare mit ehrbaren und unbescholtenen Wandel, wurden mit allen Ehren unter dem Geläute aller Glocken zur Kirche geleitet. Braut und Bräutigam trugen einen Myrtenschmuck. Die Trauung erfolgte meist nach der Gottesdienstordnung vor dem großen Altar. Der Herr Pfarrer trug in der Regel einen besonderen Copulierungsmantel von blauen Damast mit goldenen Tressen. An den kirchlichen Akt schloß sich dann im Hause je nach Vermögen und Stand eine mehr oder weniger ausgiebige Hochzeit an.

Ganz anders ging es aber bei den gefallenen Brautleuten in jener Zeit zu; d.h.wenn schon ein Kind erwartet wurde. Sie wurden dann unter besonderen Formalitäten zusammengegeben.

Um eine solche Hochzeit mit Hindernissen handelt es sich hier bei einem Weidenseeser, die im Jahre 1657 in Betzenstein stattfand.

Wie nun die Weidenseeser Dorfburschen in jener Zeit in das Alter kamen, da sie an Liebe und Freien dachten, schauten sie sich immer zunächst erst nach den Mädchen in der Nachbarschaft um, mit denen sie in der Kinderzeit schon gespielt hatten.

Fritz S.zu Weidensees - um den es sich hier handelt -, hatte aus irgend einem Grunde nicht früh geheiratet, sondern stand vor dem dreißigsten Lebensjahr, als er mit seiner Braut Margaretha R.besprach, daß sie heiraten wollten, weil sie - mußten.

Gerade damals, als nach den langen Kriegsjahren die Sitten nicht mehr so ernst genommen wurden, achteten die Geistlichen sehr streng darauf, daß nicht schon vorher vom Honigtopf der Liebe genascht wurde, bevor die Ehe geschlossen war.

Der Herr Pfarrer von Betzenstein machte große Augen, als an einem Sonntag des Sommers 1657 Fritz S. mit seiner Braut Margaretha R. ins Pfarrhaus kam, um ihre Hochzeit anzumelden.

Der alte Herr wackelte bedenklich mit dem Kopf, schaute der Braut ins Gesicht, daß sie eröttete und ließ dann eine gepfefferte Strafpredigt über die Sündhaftigkeit des Fleisches im allgemeinen und der des vorhandenen Brautpaares in besonderen los.

Die Braut weinte, der Fritz aber begehrte auf und wurde trotzig und böse, aber all das nützte ihm nichts.

Nun gab es aber früher in Weidensees einige Häuser, die bambergische, nürnbergische und Michelfeldische Untertanen waren. Und über die Michelfeldischen hatten die Nürnberger kein strafliches Verfügungsrecht, da hierüber seit 1527 ein Vertrag mit Nürnberg bestand.

Schon einige Tage später erschienen in Weidensees die Stadtknechte von Betzenstein im Hause des Georg R. und wollten die Braut des Fritz S. abholen, um sie ins Gefängnis nach Betzenstein zu bringen. Das war nach dem Strafrecht der Reichsstadt Nürnberg so üblich. Der Gefängnisturm befand sich hinter der Brauerei Wagner, wo er heute noch steht.

Nun hatten aber die Nürnberger gerade über dieses Haus kein Verfügungsrecht, weil es dem Kloster Michelfeld Untertan war. Deshalb kam es in Weidensees hinsichtlich dieser Gefangennahme zu einem schrecklichen tumultartigen Auftritt, bei dem sich nicht nur die betroffenen, sondern auch die ganze Nachbarschaft beteiligte und heftigen Widerstand gegen die Amtsknechte leisteten.

Mit viel Mühe und unter tobenden Geschrei der Weidenseeser, die darüber sehr aufgebracht waren, hatte man die Margaretha R. nach Betzenstein gebracht.

Als man Fritz S. ebenfalls verhaften wollte, war er verschwunden und nach Kloster Michelfeld geflohen, und berichtete dort dem Klosterabt von diesem rigorosem Vorgehen.

Nun begann die Sache staatsrechtlichen Staub aufzuwirbeln. Der Klosterabt von Michelfeld spitzte seine Federkiele und schrieb an die herzoglich bayerische Regierung nach Amberg, die Betzensteiner hätten widerrechtlich Weidensees überfallen und Klosteruntertanen verhaftet.

Der Federkrieg begann. Die Regierung von Amberg richtete an den Rat der freien Reichsstadt Nürnberg eine Beschwerde über den Pfleger von Betzenstein, die nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig ließ. Die hohen Herren in Nürnberg waren über diesen Zwischenfall nicht erfreut, weil im Vertrag von 1527 mit dem Kloster Michelfeld vereinbart war, daß in solchen Fällen gegen michelfeldischen Untertanen nicht so verfahren werden könne, wie gegen Nürnbergsche Leute.

Der Pfleger zu Betzenstein bekam einen Verweis wegen seines undiplomatischen Vorgehens und mußte sogar zugestehen, daß die Braut den gefürchteten Strohkrantz als Schandmal bei der Hochzeit nicht tragen müsse. Margaretha R. wurde sofort aus dem Turm entlassen und kehrte nach Weidensees zurück. Auch der Bräutigam tauchte inzwischen wieder auf.

Die Hochzeit wurde auf den 26. August 1657 festgesetzt. Noch aber war nicht alles klar. Dem Herrn Pfarrer wird es nicht ganz wohl gewesen sein, wenn er an die bevorstehende Hochzeit dachte.

Am Sonntag, den 26. August 1657 zog beim Glockenläuten ein stattlicher Hochzeitszug von Weidensees nach Betzenstein durch das Untere Stadttor zur Kirche.

Im Innern der Kirche war neben dem Kirchentor ein Tischlein aufgestellt, womit die Platte mit einem Weißen Tuch bedeckt war. Auf dem Tischlein standen zwei Leuchter und in der Mitte ein Kruzifix. Auch eine Bibel lag aufgeschlagen **da vor**. Das war der sogenannte Hurenaltar, der damaligen Zeit.

Die Betzensteiner lagen an den Fenstern,den die Weidenseeser waren sehr ausgelassen und guter Dinge. Dem Zug voran ging das Brautpaar in schmucker Tracht, die Braut trug einen bunten Blumenkranz im Haar.

Als man in die Kirche kam und den kleinen Altar sah,an dem der Geistliche im Talar stand, stutzte man und ging zögernd weiter. Dann hielt man im Längsgang an.Fritz S. aber tat,als sehe er den Hurenaltar und den Pfarrherrn davor gar nicht,sondern ging weiter die drei Treppen hinauf vor dem Hauptaltar. Dort blieb er stehen und wartete. Es war also, daß der Bräutigam allein vor dem Hauptaltar stand,der Herr Pfarrer unter ihm und im Gang die Hochzeitsgesellschaft.

Der Kirchendiener ging zu Fritz S.und forderte ihn auf, vor dem kleinen Altar zu treten. Da veränderte sich das Gesicht des Bräutigams,Zorn sprühte aus seinen Augen und er schrie : nie und nimmer lasse er sich vor dem Hurenaltar copulieren.

Wie auf Vereinbarung begann die ganze Hochzeitsgesellschaft wild zu schreien und zu toben,daß dem Pfarrer Angst um sein Leben wurde,zumal sie alle auf ihn eindrangten und ihn bedrohten. Auf befragen antwortete der Pfarrherr mit schlichten Worten: Ich handle im Namen Gottes und gebiete Frieden in seinem Hause.

Der Bruder der Braut war sehr erregt und empört und schrie in der Kirche : man solle die Brautleute wie ehrliche Christenmenschen vor dem großen Altar einsegnen.

Der Ortsvogt von Weidensees,ein hochangesehener und vernünftiger Mann,namens Caspar Gries,behielt den maßlosen Getümmel Ruhe und Besonnenheit. Er ging zu Fritz S.der immer noch vor dem großen Altar stand und meinte : Fritz,es ist aussichtslos,es bleibt dir doch nichts anderes übrig, als dich zu fügen,wenn nicht noch größeres Unheil entstehen soll. Du bist gezwungen,tu ihnen den Willen.

Fritz ließ sich von dem Vogt belehren und alles schien nun gut zu gehen. Aber als Fritz vor dem kleinen Altar stand,überkam ihn erneut ein heiliger Zorn und er lief davon.

Als er aber zur Kirchentüre hinaus wollte, legten sich zwei Spieße über den Ausgang. Die Kirchweihschützer und der Richter von Betzenstein hatten die Kirchentüren besetzt und verwehrten jedem den Ausgang.

Und nun mußte Fritz doch den Nacken beugen und wurde vor dem kleinen Altar in der Kirche zu Betzenstein mit seiner jungen Frau Margaretha angetraut.

Nach Abschluß dieses Aktes zog die Hochzeitsgesellschaft nach Weidensees zurück und dort wurde nun ein großes Fest gefeiert, das nicht nur dem jungen Paare galt, sondern auch den vermeintlichen Heldentaten bei der Trauung.

Aber die Sache hatte noch ein unangenehmes Nachspiel: Noch am gleichen Tage schrieb der Pfleger von Betzenstein an seine Behörde, dem Rat der Stadt Nürnberg einen ausführlichen Bericht, den er sofort durch Sonderboten nach Nürnberg schickte; umgehend kam der Befehl, die Räuführer Fritz S. und Hans R. sind wegen Aufruhr sofort zu verhaften, und in den Turm zu werfen.

Es ist nichts weiter bekannt, ob sich die beiden Hitzköpfe von den Schergen erwischen ließen. Vielleicht sind sie rechtzeitig in die Wälder entkommen, vielleicht aber mußten sie im Turm zu Betzenstein brummen.

- . -

Mittelalterliches Straf- und Gerichts-

wesen .

Mittelalterliches Straf-und GerichtswesenIn BetzensteinStraferteil 1000 Schindeln auf die Stadtmauer

12.12.1558 .

Wegen einer Verleumdung wurde anno 1558 einem Betzensteiner Bürger diese sonderbare Strafe auferlegt.

Im Stadtarchiv Betzenstein sind noch verschiedene archiva= lische Bände und Akten aus dem Mittelalter verwahrt, die sehr interessante Einträge und Niederschriften enthalten. Solch vergilbte Akten geben uns Einblick über das bürger= liche Leben jener Zeit, u.a. Rechtsstreitigkeiten früherer Jahrhunderte, so spröde sie an sich auch sein mögen, aber doch vermitteln sie uns ein ungeschminktes Bild vergangenen Le= bens. Im nachfolgenden handelt es sich um einen Streit zweier Betzensteiner Bürger wegen Verbreitens ehrenrühriger Nach= reden.

Der Bürger und Schmied Michael Walther sollte ein Schäfer= stündchen mit der Tochter des Bürgers Hans Zancker verbracht haben. Dieses Stelldichein wurde von bösen Nachbarn beobachtet und mit üblen Nachreden verbreitet. Die Schuld dieses Vorfalles wurde Michael Walther zugeschoben, was nicht der Wahrheit ent= sprochen haben dürfte.

Dadurch entspann sich zwischen beiden Bürgern (Walther und Zancker) bittere Feindschaft, die ein gerichtliches Nachspiel zur Folge hatte. Beide Bürger, Walther und Zancker wurden am 12. Dezember 1558 vor das Hohe Gericht geladen.

Das Gericht war besetzt durch den damaligen Amtspfleger von Betzenstein und Stierberg, Freiherr Franz von Schürstab, Richter, Schöffen, Bürgermeister und den Ratsherren.

Gerichtsbeschluss: Hans Zancker wurde für schuldig befunden und mußte im Beisein des Amtspflegers Franz Schürstab, Michael Walther nur liebe und gute Worte sprechen.

Zancker wurde für sein böswilliges Vergehen ein schweres Ur= teil auferlegt, er mußte an den Markt Betzenstein auf die Stadt= mauer 1000 Schindel kaufen, was zu damaliger Zeit eine schöne Summe Geldes ausmachte.

Was Anno 1546 ein abgehauenes Uhr wert war

Eine Episode aus der Zeit, als der "Tiefe Brunnen"

in Betzenstein gebaut wurde .

Der Eintrag im Gerichtsbuch lautet :

"Act.Eritag nach dem Sunntag Cantate den 25.Mayi A.D.1546."

Während der Bauzeit des 92 m "Tiefen Brunnens" zu Betzenstein (1543 - 1549) mag es in Betzenstein manches Mal, vor allem in den Wirtshäusern, recht lebhaft zugegangen sein; wir ersehen dies jedenfalls aus einem Eintrag im Gerichtsbuch des Betzensteiner Rates. Das Original befindet sich im Stadtarchiv Betzenstein.

Kurzer Auszug aus dem Urteil :

In dieser Urkunde sind als Friedensvermittler zwei Werkmeister genannt, die am Brunnenbau hervorragend beteiligt waren: Zimmermann Hans Erhard Walther von Betzenstein und Steinmetz Hans Westhäuser von Mögeldorf bei Nürnberg, als Missetäter zwei Werkleute, ebenfalls aus Mögeldorf.

Die beiden Werkleute aus Mögeldorf, namens Ludwig, hatten nämlich eines Nachts in einem Wirtshaus in Betzenstein bei einer kleinen Auseinandersetzung dem friedentiftenden Cuntzen Leynberger, Wirt aus Leupoldstein, ohne weiteren Anlaß einfach das Ohr abgehauen. Dafür bekam der leidtragende Leynberger laut Gerichtsprotokoll die ärztlichen Behandlungskosten und noch ganze 18 Gulden ersetzt.

Grausame Strafrechtsjustiz in

Mittelalters Zeiten

GRAUSAME STRAFRECHTSJUSTIZ IN MITTELALTERS ZEITEN

Eine der letzten Hinrichtungen in Betzenstein im Jahre

1 5 9 0

So manches Städtlein- Markt- und Dörflein könnte auf eine reiche Geschichte zurückblicken - und so mancher Markt oder Dorfplatz weiß von der einstigen Bedeutung der Gemeinde zu berichten. Er ist ein stummer Zeuge mittelalterlicher bauerlicher Rechtspflege gewesen und wüßte vieles darüber zu erzählen.

Nicht immer besitzen wir Urkunden aus dieser Vergangenheit - und oft sind es nur Flurnamen, die uns daran erinnern, daß der Markt oder das Dorf in früheren Jahrhunderten seine eigene Gerichtsbarkeit hatte und an vielen Angelegenheiten für sich selbst einstehen mußte.

Das Mittelalter kannte keinen Unterschied zwischen dem Recht und dem, was recht ist, Recht und redlich waren noch sinnesgleich.

Verkündsteine haben sich nur noch vereinzelt erhalten, von denen herab die örtlichen Bekanntmachungen verkündet wurden.

Steinkreuze an den Dorfstrassen haben vielfach meist ihren Standort gewechselt. Diese Sühne - oder Mordkreuze sind an einsamen Stellen errichtet worden, an denen eine Bluttat geschehen war, und erst späterer Zeit in die Dörfer verbracht worden. An manchen Feld- oder Waldwegen aber stehen sie noch heute und erinnern an ein Geschehen, von dem viele Jahrzehnte hindurch gesprochen wurde.

So hatte auch Betzenstein schon seit frühester Zeit ein " Hals- und Hochgericht " gehabt.

Schon am 25. September 1359 als Betzenstein zum Markt erhoben wurde, gab das Reichsoberhaupt Karl IV. von Böhmen, den Landgrafen von Leuchtenberg auf Betzenstein die Erlaubnis, auf ihrer Veste " Stock und Galgen " zu errichten.

Unmittelbar vor der Kirche befindet sich das ehemalige Rathaus, das 1572 vom Rat der Stadt Nürnberg, der Stadt Betzenstein geschenkt wurde. In diesem Rathaus tagte im Mittelalter schon das hohe Gericht. Auch später noch sind die Gerichts- und Ratssitzungen dort abgehalten worden. In frühesten Zeiten fand das Gericht am Marktplatz unter freiem Himmel statt. Die Richtstätte, also das Hochgericht, befand sich jedoch auf dem Galgenberg, außerhalb Betzenstein, links unweit der Hüller Strasse.

Die Strafrechtspflege im alten Nürnberg darf auch für das Betzensteiner Land mit seinem Pfliegamtssitz Geltung finden; gehörte doch dieses Gebiet jahrhundertlang bis 1806 zum Herrschaftsgebiet der Freien Reichsstadt Nürnberg an.

Die Verbrechen wurden zu jener Zeit oftmals auf grausamste Weise gesühnt und gerichtet. Geköpft, enthauptet, gehängt und gerädelt. z. B. das Pfählen bei lebendigen Leib kann man heute nur aus einer gewissen sadistischen Einstellung der früheren Strafrechtspflege verstehen.

Bei den peinl. (d. i. Straf-) Rechtspflege mußte der Richter außer dem Gerichtsschreiber Schöffen zuziehen, und zwar im Vorverfahren zwei und zum Entscheiden neun. Bevor das Urteil erging, wurde - wo es hergebracht war - der Angeklagte einige Zeit im Pranger oder Halseisen auf dem Marktplatz öffentlich zur Schau gestellt. Nachdem er sodann vom Amtsknecht vor das Gericht geführt war, wurden den Schöffen die Berichte über die Ergebnisse des Vorverfahrens vorgetragen, Kläger und Angeklagter, die sich aus der Reihe der Beisitzer zu ihrer Vertretung Fürsprecher wählen konnten, nochmals gehört. Hierauf wurden die Schöffen einzeln vom Richter nach ihrem Urteil befragt, und schließlich wurde der Spruch vom Gerichtsschreiber öffentlich verlesen und verkündet.

Sprach er die Todesstrafe aus, so zerbrach der Richter den Stab über dem Verbrecher und überantwortete diesen dem Nachrichter, der dann den, von einem Priester begleiteten, armen Sünder auf die Richtstätte führte und das Urteil vollzog.

Eine Hinrichtung kam der Stadtkasse, sowohl für Betzenstein als auch für Nürnberg, immer sehr teuer zu stehen. Man zog es deshalb vor, wenn irgend umgänglich, die Delinquenten dem Rat der Stadt Nürnberg zu übergeben und zu überlassen.

Andererseits hatten aber auch die sparsamen Nürnberger Herren nichts dagegen, Todesurteile draußen am Sitz des Hals- und Hochgerichts gewissermaßen als Schaustück vollstrecken zu lassen. Insbesondere schon aus Kostenersparnisgründen.

Bezeichnend und Aufschlußreich ist die letzte Enthauptung die im Jahre 1590 in Betzenstein vollzogen wurde.

Es handelt sich hier um die ledige Dienstmagd Kunigunda Schedner aus Schnabelwaid, bedienstet bei dem Bauern H. Sch. zu Hüll, sie hatte ihr neugeborenes Kind umgebracht und im Stall vergraben.

Als die Sache von dem Mord ruchbar wurde und zur Anzeige kam, mußte der amtierende Pflieger zu Betzenstein strafrechtlich einschreiten.

Sie sollte zur Aburteilung nach Nürnberg gebracht werden, wie das bei Halsgerichtsfällen immer der Fall war.

Das richterliche Verhör und die Vernehmung der Schedner, daß im beisein des amtierenden Pflegers in Betzenstein stattfand, legte die Magd ein volles Geständnis über den Mordfall ab.

Am 18. April 1590 wird die Aussage von dem abgelegten Geständnis der Schedner, dem Kindsvater, ihrem verhafteten Dienstherrn, der derzeitlich in Betzenstein gefangen war, unterbreitet. Der Pfleger wurde beauftragt, über das richterliche Verhör und dessen Aussage der Schedner, nach Nürnberg zu berichten. Man hat also den Kronzeugen aus Ersparnisgründen nicht nach Nürnberg schaffen lassen, um ihn dort zu verhören.

Der Nürnberger Rat fragt nun am 23. April 1590 beim Pflegamt in Betzenstein an, ob die Betzensteiner die Kosten der Hinrichtung tragen wollten, dann würde die Schedner draußen in Betzenstein justifiziert (enthauptet) werden.

Die Betzensteiner antworteten: Ihre arme Bürgerschaft könne zwar die Kosten nicht tragen " aber man hätte als Exempel und zum Abscheu ganz gern, wenn die Person in Betzenstein justifiziert werde ".

Der Nürnberger Rat entschied nun, die Kosten sollen weder der Reichsstadt noch den Betzensteinern zur Last fallen. Der Pfleger soll den Kindsvater, der in Betzenstein im Turm sitzt, wegen der begangenen Fornikation und Schwängerung mit 40 fl. (= Gulden) bestrafen und auch die Gerichtskosten bezahlen. Die Dirn wurde dann in Betzenstein enthauptet.

Nach dem endgültigen Urteil, folgt dann die Hinrichtung.

Sammelplatz aller Beteiligten, war immer am Marktplatz vor dem Rathaus. Von hier aus bewegte sich der ganze Zug zur Hinrichtungsstätte am Galgenberg. Der Aufzug erfolgte mit fliegenden Fahnen, Tromlern, Spielmannszug usw. am Pfarrhaus vorbei über den unteren Markt, durch das untere Tor, am Gänsee entlang und der Wäscherten vorbei der Hüller Strasse zum Galgenberg folgend.

Die rechtsseitigen Felder trugen den Flurnamen Zünderäcker (von Erzschrufen herrührend) und die linksseitigen Felder tragen den Namen Sünderäcker (von den armen Sündern) wo die Delinquenten zum Henkersplatz auf den Galgenberg geführt wurden.

Fünf Tabellen stellten den Aufmarsch der Beteiligten unter Angabe des Namens, des Berufs und seiner Einteilung als Wachtmeister, Bürger-Fähnrich, Bürger-Corporal, Tambours, Gefreiten (= Abgeordnete) usw. dar.

Dem ersten Trupp folgten zu Pferd der Pfleger, Richter, Stadtschreiber, Zimmermann, Schloßlakai, Scharfrichter, der Amtsvogt und der Schloßknecht aus Stierberg; sodann kamen Bürgermeister und Räte (in ihren Mänteln mit den Samthalskrausen) die Gerichtsschöffen, die Handwerker, die Kindsmörderin in Begleitung von Gerichtsknechten, die Geistlichkeit, und zuletzt die bewaffnete Mannschaft, der sogenannte Landausschuß. Und als Anhängsel die Bürgerschaft.

Nach Ankunft am Galgenberg wurde der grausige Akt der Schedner vollzogen.

Der Pfleger wandte sich an den Scharfrichter mit den Worten : " Actum justum est ! "(= vollstrecke das Urteil).

Der ganze Galgenberg ist mit Zuschauer umstellt, die alle diesen schauerlichen Akt beiwohnen wollten.

Während nun der Scharfrichter mit beiden Händen sein Schwert schwang und mit einem Schlag den Kopf vom Rumpfe trennte, wurde nachher dann noch der Kopf an den Galgen gesteckt und dem Volke gezeigt, die Bürgerschaft aber zog teils befriedigt, teils aber schauernd nach Hause.

Nach Beendigung dieses vollzogenen schauernden Aktes, erfolgte anschließend das Begräbnis.

Dem Kindsvater wurden außer seiner zu verbüßenden Strafe, auch noch die Bezahlung von 40 fl. (= Gulden) und sämtliche Gerichtskosten auferlegt.

Eine amtliche Kostenaufstellung nennt den Betrag von 84 Gulden und 45 Kreuzer,

In einer Amtsrechnung vom Jahre 1590 steht der nachfolgende Eintrag :

" Jtem als auf Befehl meiner Herren die Kunigund Schednerin mit dem Schwert allhier ist gericht und ihr Kopf uf den Galgen Gesteckt worden, ist das Hohe Gericht von neuem aufgericht und gebaut worden, dann es eingegangen war, hab ich den Bürgern und Untertanen im Amt, die bei dem Aufrichten gewest zu Verehrung geben " 8 fl. 4 Pfd. 11 Pfg

Für die Justifizierung der Schedner weist der Pfleger dann noch die Kosten nach:

Den Zimmerleuten und den Schmied	2 fl. - -
dem Bannrichter	6 fl. - -
den drei Schützen, die die Schedner herausgeführt	5 fl. 2 Pfd, 21 Pfg
Dem Nachrichten	7 fl, - -
für Atzung der Schedner	1 fl, 5 Pfd, -
für Begräbnis	- 4 Pfd, 6 Pfg
dem Amtsknecht von Hiltpoltstein der den Betzensteiner Amtsknecht geholfen	- 2 Pfd, 3 Pfg
dem Betzensteiner Amtsknecht	- 4 Pfd, 6 Pfg
den Gerichtsschöffen	1 fl, 6 Pfd, 15 Pfg
dem Pfarrer	4 fl. - -
für das Kind ausgraben	1 fl. - -
Verhaftung des Heinz Sch.v.Hüll	1 fl. 5 Pfd, 18 Pfg

36 fl, 32 Pfd, 80 Pfg

Am 17. August 1734 berichtete der Betzensteiner Pfleger an das Landpflegamt Nürnberg :

" Vor langen Zeiten sei in Betzenstein schon ein Hochgericht gestanden. Auf der Höhe neben dem sogenannten Quaigenheu finde man Spuren und Gruben an drei Ecken. Dasselbst ist auch Anno 1687 Georg Börnhöfers, Bürgers zu Betzenstein Eheweib, nachdem sie sich nicht allzuweit von da mit ihrem Tragtuch an einer hohen Buchen erhängt hat, woran sich noch viele Leute erinnern, eingeschart worden.

Was aber den Rabenstein anlangt, so ist unter obgedachter Höhe ein leeres Plätzlein bei den sogenannten Löwenstöcken (Lew, Löb und Löw = Scharfrichter) vorhanden, welches jetzt zwar mit Straß überwachsen sei, aber da sind zwei große Stein anzutreffen, die er (der Pfleger) durch den Fallmeister habe aufheben lassen und auf dem einen Stein habe sich ein eingehauenes Kreuz befunden. An solchen Orten habe man vor Zeiten Personen decolliert (= enthauptet) und den Justifizierten solche Steine zu setzen erlaubt "

Diese Flurnamen - Galgenberg, Quaigenheu, Rabenstein, Löwenstöcken, Sünderfelder, bestehen heute noch.

Auch am Galgenberg sind die Vertiefungen, wo sich der Galgen befand, noch deutlich erkennbar.

- . -

Der Mord an der Baslers Marie um 1860

Die Baslers Marie war eine ruhige fleißige ledige Person, die in Betzenstein wohnte.

Hartler ein Betzensteiner, (davon heute noch der Hausname Hartlershaus Nr. 39, heute Neubau der Sparkasse) ein sonst ruhiger beliebter Mann, aber von Geiz sehr befallen.

Er liebte allenanschein mal die Baslers Marie, oder besser gesagt ihr Geld.

Dieselbe hatte eine Erbschaft gemacht in Bamberg. Dieserhalb wollte sie nach Bamberg um das Geld in einer Bank in Empfang zu nehmen. Wahrscheinlich hatte sie den Hartler davon unterrichtet, den Hartler hatte sie, nachdem damals noch keine regelrechte Postkutsche von Betzenstein abging, die Baslers Marie nach Leupoldstein zur Postkutsche begleitet.

Bei Morgengrauen gingen sie beide von Betzenstein weg nach Leupoldstein, schon außerhalb der Klauskirche links der Staatsstrasse in dem kleinen Wäldchen am sogenannten Robenstein, hat er sie ermordet und nicht weit in den Wald in die Büsche geschleppt.

Wahrscheinlich hatte er ihr die Papiere abgenommen, den er hat das Geld in Bamberg von der Bank abgehoben, das zu jener Zeit noch möglich war, was heute nicht mehr ging. Er kehrte befriedigt wieder nach Hause, als wäre nichts gewesen.

Als nun eines schönen Tages der alte Dorn von Betzenstein auf diesem Rothensteinberg seine Kühe hütete, mußte er mal einen Seitensprung machen, dazu war ja der Wald so schön in der Nähe. Er ging also in den tiefen Wald, und als er sich in das Gebüsch huschen wollte, so auch er einmal was neben sich liegen sah, er getraute seinen Augen kaum, es war ein toter Körper eines Menschen.

Bei näherer Betrachtung konnte er feststellen das dies ja die Baslers Marie aus Betzenstein war. Nach diesem Bekanntwerden, ist gleich der Hartler verschwunden, da auf demselben der Verdacht sofort fiel. Auch ein größeres Suchaufgebot konnte den Hartler nicht auffindig machen. Es vergingen Monate, der Hartler hat sich überall in allernächster Nähe in den Bergen und Höhlen Betzensteins rumgetrieben.

Von der Behörde wurden dann 30 Gulden ausgesetzt für die Ermittlung. Verschiedene Bürger von Betzenstein und Mergners und verschiedene Ortschaften hatten ihn Essen und zu Trinken an versteckte Höhlen gebracht. Einmal hielt er sich einen ganzen Tag an einem Lindenbaum in Mergners auf.

Einige Persönlichkeiten Betzenstein und Pottenstein sorgten für Auslandspapiere, und besorgten ihn sogar die vollständig Ordnungsgemäß ausgestellte Schiffskarten nach America.

Aber leider sollte ihn das Verschwinden zum Verhängnis werden, den kurz von seinen Nimmerwiedersehen ereilte ihn das Schicksal im Maiersholz.

Er wurde durch einen Betzensteiner gestellt und der Gendarmerie übergeben. Bei der Leibesvisitation fand man eine Menge Geld und die Schiffskarte nach America bei ihm vor.

Nach seiner Einlieferung in das Gefängnis Pottenstein, wurde er nach Bayreuth gebracht in das Zuchthaus St. Georgen, wo er sich dann erhängte.

Erzählungen, Begebenheiten, Geschichten,
Sitten und Gebräuche

Geschildert, aufgezeichnet und festgehalten
von Frau Anna Frick, Betzenstein.

Sagen, Geschichten und Begebenheiten aus der guten, friedlichen alten Zeit, sind immer mehr im versinken und verschwinden begriffen. Vieles würde vergessen und entschwinden, wenn nicht die Heimatliebe zur Feder greifen würde und dadurch der Nachwelt noch so manches überliefern konnte.

Die Geburtsstätte, der Heimatort, die Erlebnisse der Kindheit, und seien sie noch so unscheinbar, aber dennoch bleiben sie jedem fühlendem Menschen unvergeßlich.

Die nachfolgenden schlichten, wahrheitsgetreu niedergeschriebenen Erlebnisse und Lebenserinnerungen sind aus dem Empfinden der wirklichen Liebe zur Heimat entstanden, die uns Frau Anna Frick als kleines Stück Kulturgeschichte überliefert hat. Sie liebte ihre Betzensteiner Heimat über alles und von ganzen Herzen, wie nur selten ein Mensch mit seiner Heimat verwurzelt, verwachsen und verbunden sein kann.

Frau Anna Frick, sie wurde am 24. April 1873 in Betzenstein geboren und ist am 1. Dezember 1969 im Alter von fast 97 Jahren verstorben.

Sie war sehr belesen und aufgeschlossen und hatte ein sehr großes Erinnerungsvermögen, und mit ganz besonderer Liebe hang sie auch an der Natur und an ihren Kindheitserinnerungen.

Nach dem Tode ihres Mannes überbrückte sie die Einsamkeit mit Aufzeichnungen, Schilderungen und Erzählungen aus ihrer Kinderzeit. Sie hatte vieles niedergeschrieben und festgehalten, ja sogar mit 95 Jahren hat sie noch verschiedenes zu Papier gebracht. Wir sind dieser Greisin zu großen Dank verpflichtet.

Mit all ihren Aufzeichnungen und Erlebnissen, über Sitten und Bräuche, Geschichten, Erzählungen und Begebenheiten aus dem Betzensteiner Land, die so wertvoll und interessant sind, daß sie unbedingt der Nachwelt erhalten bleiben müssen, und nicht der Vergessenheit anheim fallen dürfen. Den gerade mit diesen so ausführlichen Schilderungen gab uns Frau Anna Frick, einen lebendigen Einblick in das bäuerliche Leben und deren Verhältnisse der damaligen Zeit.

Dieserhalb habe ich mich entschlossen, nach kurzer Überarbeitung, alle ihre Schilderungen zusammengefaßt, in diesem Heft mit zu veröffentlichen.

Anton Buchner

Von der alten Böttin Kunigund GriesDas Urbild einer Botenfrau

Die Kunigund Gries, von der ich berichten will, war nur eine einfache Frau, die sich ihr Brot hart, aber ehrlich verdient hat und die, trotzdem daß sie nur das Gewerbe einer Böttin betrieb, bei groß und klein beliebt war.

Es ist das alles schon lange her und die Kuni Gries lebt nur im Gedächtnis einiger weniger Alten von uns weiter. Was ich von ihr weiß, habe ich zum Teil miterlebt, einiges hat mir mein verstorbener Großvater Georg Sperber erzählt.

Mein Großvater stammte von dem Sperbershof in Waiganz (1) und sein Hof war einer der größten weitem. Die Mutter meines Großvaters war eine gutherzige Bäuerin und jeden Mittag deckte sie nicht nur für die Ihren auf, sondern auch für einen Tisch voll armer Kinder. Die mehreren von ihnen kamen aus Betzenstein herüber, und unter ihnen war auch die Kunigund Gries, ein armes Ding, das von fremden Leuten aufgezogen wurde und darum von Herzen froh war, daß es sich bei den Sperbers richtig sattessen konnte. Ich kann mich nicht erinnern, daß die Kuni je einmal das Wort " Mutter " gebraucht hätte. Wie mir mein Großvater erzählte, war es so, daß die Mutter der Kuni bereits Jahrzehnte in Männerkleidung den Dienst eines Postillions bei der Thurn- und Taxis'schen Post ausgeübt hatte. Niemand ahnte, daß der allzeit dienstwillige und freundliche Postillion eine Frau war. Eine schwere Krankheit brachte Aufklärung darüber. Sie ist früh gestorben, kaum als ihr Kind Kunigund auf der Welt war.

Gutmütige Leute nahmen sich des Waisenkindes an, und so wuchs die Kuni heran. Doch als ihre Einsegnung vorbei war, mußte sie ihr Brot selbst verdienen. Man hatte ihr eine Stelle bei einem Bäcker in Nürnberg verschafft, und schon früh am Morgen mußte sie das Brot austragen.

Sie hat uns später oft von dieser Zeit erzählt, wenn wir beim Hopfenzupfen beisammen gesessen sind. Den Dienstplatz beim Bäcker hat sie nach Jahren aufgegeben und ist wieder in ihre Heimat Betzenstein verzogen. Dort hat sie geheiratet und in der Folge das Botengewerbe ausgeübt. Doch an ihre Nürnberger Jahre hat sie gern zurückgedacht, und immer wieder kam sie darauf, wenn wir beieinander waren.

Zumal beim Hopfenzupfen für uns in der Post (2), denn als sie alt war und nicht mehr als Böttin fahren konnte, da hat sie gern ausgeholfen, wenn man sie gebraucht hat. Bei solchen Gelegenheiten hat sie uns auch vom Nürnberger Stadttheater erzählt. Denn ins Stadttheater ist die Kuni jeden Tag gekommen, weil sie ja den Schauspielern ihr Frühstücksbrot bringen mußte. Da kam sie immer grad recht zu den Proben. Sie hat sich dann immer ein Plätzchen ausgesucht, wo sie nicht gesehen werden konnte und ist noch eine gute Weile dageblieben.

Denn sie hat viel Sinn gehabt dafür. So kam es, daß die Kuni Gries die große Tragödin Klara Ziegler, den Josef Kainz und andere Berühmtheiten bei ihren Auftritten beobachten und belauschen konnte. Das hat sie mächtig beeindruckt und ihre Augen haben ganz gegläntzt, wenn sie von dieser Zeit berichtet hat. Wie tief diese Eindrücke in ihr gehaftet haben, das merkten wir, wenn sie unverhofft beim Hopfenzupfen uns das "Hobellied" aus dem "Verschwender" vorsang oder mit "Mar-ta, du entschwandest" loslegte. Oft war sie selber am Schluß dann von Tränen gerührt und selbst uns Jungen hat es mit an gepackt. Sie hat auch Gedichte gekonnt, heitere und ernste, und sie hat uns diese des öfteren mit viel Gefühl vordekla-miert. Man merkte, es war eine Seele in dieser nun schon sehr angejahrten Frau.

War bei solchen Gelegenheiten ihre Kehle trocken geworden, dann pflegte sie zu sagen: "Jetzt geht ein Komet auf". Das war das Zeichen, daß die Bierstütze (3) kreisen mußte. So bald die Stütze zu ihr kam, setzte sie diese an und tat einen tiefen Zug.

Das mag ihr Beruf als Botenfrau mit sich gebracht haben. Lange Jahre war sie doch als Botenfrau von Betzenstein mit ihrem großen Planwagen von Betzenstein nach Nürnberg und wie-der zurückgefahren.

Es war nicht grad so einfach, das mit zwei schweren Pfer=den bespannte Gefährt bei jedem Wetter glücklich nach Nürn=berg und zurückzubringen. Zu Anfang ihrer Ehe war es freilich ihr Mann, der den Wagen fuhr. Er war von kleiner Statur, auch etwas schwächlich, und er mußte im Herbst, wenn die Hopfenern=te vorbei war, schon abends mit den Hopfensäcken wegfahren, um am nächsten Morgen beizeiten auf dem Nürnberger Hopfen=markt zu sein. Da warteten schon die großen Kaufherren, die Chefs der Firmen Nachtigal, Barth, Zeltner und andere mehr. Weil der Mann der Kuni oft krank war, mußte sie dann den Wa=gen führen und die schweren Säcke mit auf- und abladen hel=fen. Das machte ihr jedoch nichts aus - sie war eigentlich nie krank.

Als ihr Mann gestorben war, führte sie das Botengeschäft alleine weiter. Zur Hilfe hatte sie einen Knecht, namens Han=nes, den man allgemeir als "Griesenhannes" kannte. Aber der Hannes starb auch in seinen besten Jahren, und da die Kuni es allein doch nicht schaffen konnte und ihre Kräfte abgenommen hatten, so übergab sie ihr Geschäft dem Boten Windisch, der von Waiganz stammte. Aber ganz konnte sie sich von ihren Boten=gängen doch nicht trennen, und so fuhr sie mit ihrem Nachfol=ger regelmäßig hin und zurück. Die Aufträge, die sie mit auf den Weg bekommen hatte, auch den kleinsten von ihnen, erledig=te sie mit ihrer gewohnten Sorgfalt.

In späteren Jahren, als sie schwächer und hinfalliger wur=de, da fuhr sie nur einmal in jeder Woche mit der Pferdepost nach Simmelsdorf und von da mit der Bahn nach Nürnberg. Abends kam sie auf gleichem Weg zurück und man durfte glau=ben, daß sie alle Aufträge prompt erledigt hatte.

Schließlich war die Kuni doch recht alt geworden. Da verkaufte sie ihr Häuschen und zog zu Fritz Lehnes, neben der Kirche. Dort hatte sie eine große Stube und in der hauste sie nun mit ihren zwei Katzen. Die Katzen waren gescheite Tiere, die wußten genau, wenn ihr Frauchen mit der Post kam. Sie liefen ihr entgegen und umschmeichelten sie, denn sie wußten ja, daß sie etwas Gutes mitgebracht bekommen hatten. Später hat uns der Fritz Lehnes erzählt, daß die zwei Katzen jämmerlich geschrien hätten, als man ihre Wohltäterin als Leiche aus dem Haus trug.

Wenn es auf Weihnachten ging, dann war Hochbetrieb in der Stube der Griesin. Es war ja die Zeit, in der die Betzensteiner ihre Gänse nach Nürnberg verkaufen wollten und die Griesin mußte sie "marktfertig" machen. Die Gänse wurden ihr lebendig gebracht - sie sollten nun geschlachtet und gerupft werden. Weil es sich um einen ganzen Haufen Gänse handelte, darum hatte die Griesin zu dem blutigen Geschäft eine Helferin: die alte Hermännin, die "Schäufelin", eingeladen. Da ging es nun wild her, wie die Gänseköpfe rollten! Aber, nach stundenlanger Arbeit, lag der große Tisch bedeckt mit festen, schneeweißen Gänsbäuchen. Da saßen die beiden Meiserinnen, etwas blutbespritzt, die Hände über den Bauch gefaltet mit hochroten Gesichtern auf der Ofenbank und konnten nimmer "Pap" sagen. Das grausige Handwerk hatte ihnen Durst gemacht.

Aber nicht die Weihnachtsgänse mußten auch nach Nürnberg gebracht werden und diese Aufgabe fiel wieder der Kuni Gries zu. Denn sie kannte ja alle die Abnehmer. Beim Großkaufmann Sachs, einem Getreidehändler, war die Kuni besonders angesehen. Jedesmal wurde sie auf Geheiß der Herrschaft von der Köchin reichlich bewirtet, und weil man ihren Bildungstrieb kannte, gab ihr Herr Sachs noch eine Anzahl Hefte der "Gartenlaube", dem damals allgemein beliebten Familienblatt.

So gingen die Jahre dahin und die Griesin wurde grau. Und eines Tages, als der Postwagen wieder vor der Betzensteiner Post hielt und die zwei Katzen der Kuni erwartungsvoll vor dem Kutschenschlag warteten, da purzelte auf einmal die Kuni heraus und man dachte schon, daß sie liegen bleiben werde. Aber sie rappelte sich wieder auf - immerhin, es war ihre letzte Botenfahrt gewesen, denn ihre alten Knochen versagten den Dienst.

Es hat auch nicht mehr lange gedauert mit ihr. Ihre Tage sind beim Fritz Lehnes still zu Ende gegangen. Wie man sie dann hinausstrug zum Gottesacker, war ich mit dabei. Eine große Trauergemeinde stand an ihrem Grabe, auch der Herr Bürgermeister Heckel gab ihr die letzte Ehre. Übrigens ist sie der Gemeinde nie zur Last gefallen, denn ihr Erspartes reichte bis zu ihrem Tode.

Das muß ich auch noch berichten: Die Kuni war eine gute Patriotin. Da war sie einmal dabei bei einem Staatsbesuch der Prinzen Otto und Ludwig und der Königin Maria.

In der Kaiserstrasse in Nürnberg hatte sie ihn miterlebt und auch die prunkvolle Fahrt des königlichen Paares durch die Stadt. Zumal den Kronprinzen Ludwig, der von auffallender Schönheit war, überschütteten die Nürnberger mit liebe- und begeisterungsvollen Zurufen. Das hat uns die Kuni immer wieder erzählt.

Es hat ihr auch nicht an Mutterwitz und gesundem Humor gefehlt. Da hat sie einmal folgendes ereignet: Der damalige junge Hofbauer in Hunger (es war der Urgroßvater des heutigen Besitzers) hatte Hochzeit. Auch die Kuni Gries war dazu eingeladen, denn bei den Bauern jener Generation galt die Bötin, weil sie die meisten landwirtschaftlichen Produkte auf den Markt brachte, sehr viel.

Diese Hochzeit war überdies die letzte große Hofbauernhochzeit nach altem Brauch. Es gehörte sich dazu, daß jeder Hochzeitsgast, wenn er heimging, von den Musikanten hinausgespielt wurde. Nun, unsere Griesin nahm feierlich und mit Danksagung Abschied von dem jungen Paar, wünschte auch nochmals viel Glück im Ehestand. Dann schritt sie lächelnd mit dem großen Hochzeitsbündel, den man ihr noch mitgegeben hatte, zur Tür hinaus, indes die Musikanten darauf los dudelten. Kaum war aber die Griesin den halben Kirchenweg abwärts gegangen, da blieb sie stehen und rief: "Ihr bildet Euch doch nicht ein, daß ich schon heimgehe - so dumm bin ich nicht!" Stracks kehrte sie um, ging wieder ins Haus und hielt aus bis zum nächsten Morgen. Da mußte sie wohl oder übel gehen, weil sie der Botenwagen wartete.

Einmal habe ich die Kuni in ihrer Botenzeit zufällig in Nürnberg getroffen. Es war in der Laufergasse. Da kam die Kuni daher mit fest ausgreifenden Schritten, ein Tüchlein auf dem Kopf, eine Fuhrmannsjacke übergezogen und vorn hing ihr vom Hals bis auf den Bauch die große Botentasche. Ich hatte sie damals gefragt, warum sie die Tasche auf dem Bauch trage: "So, wie ich die Tasche trage, ist sie mir handlich und sicher".

Sie war eine geschäftstüchtige Frau, die Bötin Gries. Bei uns Kindern stand sie in der Kirschenzeit immer in hohem Ansehen, weil es zu ihrer Zeit in Betzenstein noch keine Kirschbäume gab - sie wurden erst später angelegt. Da sorgte nun die alte Griesin dafür, daß auch ihre Betzensteiner nicht zu kurz kamen. Fuhr sie doch auf den Weg nach Nürnberg durch die Kirschengegend und so ließ sie stets auf dem Rückweg ein paar Zäune Kirschen zuladen. Mit Freuden warteten wir Kinder auf den Botenwagen, der die süße Frucht mitbrachte. Für die schönsten Kirschen wurden damals 10 Pfennig für das Pfund bezahlt.

Doch damit soll es genug sein mit dem, was ich von der Kuni Gries erzählt habe. Sie ruht schon lange in Frieden, doch bei denen, die sie noch gekannt haben, hat sie sicher ein gutes Gedenken gesichert.

gez.: Anna Frick

Anmerkung:

- (1) = jetzt ein landwirtschaftlicher Musterhof, in Waiganz
- (2) = ehemaliges Gasthaus zur Post in Betzenstein
- (3) = Bierkrug aus Holz.

Das " Eierplatzessen " bei der Schwarzbauernbas

Eine Kindheitserinnerung aus den Jahren 1884/85.

" Lang, lang ist's her ... " Fern liegen die Jahre meiner Kindheit zurück, aber immer wieder denke ich an sie, denn sie waren die schönste Zeit meines ganzen Lebens. Und wenn die Erinnerungen meiner Kindheitstage vor mir aufsteigen, da steht auch ganz lebendig vor mir - so wie er war - mein Großvater Georg Sperber vom Sperbershof in Waiganz. Ich hatte mir keinen besseren Großvater wünschen können, denn er war herzensgut. Wir hatten noch zwei Verwandte, von denen die einen auf dem Hungerbauernhof, die andern auf dem Schwarzbauernhof zu Hunger saßen. Diese beiden Höfe, wie auch der Sperbershof, waren weitem die größten der ganzen Gegend.

Besonders oft verkehrte ich im Schwarzbauernhof, in dem der zweitälteste Bruder meines Großvaters als Besitzer hauste. Wir sprachen in der Familie immer nur vom " Schwarzbauernvetter ". Ich schätzte ihn schon darum sehr, weil er mir jedes Jahr den schönsten Christbaum aus seinem Wald brachte.

Der Schwarzbauernbas waren wir Kinder herzlich zugetan. Wir, das heißt: die Pfarrerslina, und ihr Karl, die drei Buben vom Lehrer Albrecht, die Kantorsklara, deren zwei Brüder und ich. Wir hatten einen guten Grund zu kommen, denn wir wurden im Schwarzbauernhof jedesmal mit einem " Eierplatz " bewirtet. Es war auch recht gemütlich in der heimeligen Stube, wo wir um den großen Bauertisch saßen auf den Bänken, die rund um den behäbigen Kachelofen liefen. In der Ecke stand der Uhrkasten und das Tiktak hörte sich ganz vertraut an.

Dann die " Bas ". Ja, sie stellte schon was vor, so wie sie angetan war, mit dem schwarzen Samtleibchen, den weißen Hemdärmeln, dem geblühten Brusttuch und der weiten Schürze, dem " Umbund ". Dazu ihr freundliches Gesicht - man mußte ihr auf den ersten Blick gut sein. Im oberen Stock des Hauses standen blaue Schränke und Truhen, mit Rosen und Blumenkränzen bemalt, wie man sie heute nur noch in Museen sehen kann. Das Haus selbst war niedrig mit hohem Giebel und einem mächtigen Dach, das sich tief herunterzog. Über der Stubentür war ein Brett auf dem der " Golleuchter " stand, auch lagen auf ihm das Predigtbuch und die Bibel. Auf den breiten Fenstersimsen standen der Bas ihre " Schmeckerstöck ": Rosmarin, Muskat und eine Meerzwiebel (die als Heilsam galt). Auf einem anderen Fenstersims lag der Bas ihr Gebetbuch, dabei fanden auch ihre Nähzeuge, ihr Kammkasten und die " Chi- napomade " für ihre schönen schwarzen Haare platz. Am Fensterbogen hing ein kleiner Spiegel und an einem Haken der " Lahrer Hinkende Bote ", für den wir Kinder immer ein lebhaftes Interesse hatten.

Wenn nun die Bas mit dem freundlichen Gesicht hin und herging, dann auf den Dürrofen langte, um die " Schleifen " herunter nahm, dann sahen wir uns Verständnisinnig an, denn wir wußten, was das zu bedeuten hatte. Kurz drauf hörten wir auch in der Küche das Feuer prasseln und jedes von uns wußte : " Jetzt kommt gleich der Eierplatz ". Ja, der ist dann auch gekommen und er war bestimmt so groß wie ein kleines Wagenrad.

Uns war er freilich nicht zu groß, wir wurden schon fertig damit. Wenn am Schluß jedes von uns sich den Mund abgewischt hatte, sagten wir " Danke schön " und empfahlen uns. Stets hat dabei die Bas gesagt: " Kommt nur wieder " und man hat ihr angesehen, daß sie es im Ernst gemeint hat.

Was war denn auch so ein Eierplatz für die Bäuerin vom Schwarzbauernhof von Bedeutung ? Hühner liefen da doch viele herum und ein Ei konnte man damals für 3 Pfennig kaufen. Überdies brauchte man auch weißes Brot zum Eierplatz, das lieferte der Bäckermeister Rackelmann zu Betzenstein. So ein Milchbrötchen vom Rackelmann, das 5 Pfennig kostete, war grad sechsmal so groß wie ein Brötchen von heute.

Freilich, an den Wochentagen durften wir der Bas nicht ins Haus fallen, da hatte sie keine Zeit, doch an denn Sonntagen waren wir ihr immer willkommen. Daß die Bas den Sonntagnachmittag viel nötiger zum Ausruhen gebraucht hätte, das kam uns gar nicht in den Sinn. Jeden Sonntag kamen wir angerückt zum Eierplatzessen.

Heimwärts kam es oft zum Streit mit den Buben. Da kriegten wir Mädchen allerhand zu hören: " Du mit Deinen Ochsenrollern " - das galt mir, damit bedachte mich der Kantorsbertold. Aber der mußte mir das büßen - ich hieß ihn den " Lichterzieher ", weil aus seinem Nasenlöchern öfters eine Glocke gurgelte. Doch bis der nächste Eierplatz fällig war, war jeder Streit vergessen.

Mit den Jahren, als wir älter geworden waren, wurden die Gänge nach Hunger seltener. Wir hatten auch begriffen, daß wir die Güte der Bas zu stark ausgenützt hatten und so war es auf einmal aus mit dem Eierplatzessen bei der guten " Schwarzbauernbas ".

Gasthof zum Goldenen Stern zu Betzenstein

Die Kindstaufe um das Jahr 1878

Wenn im Goldenen Stern die Wirtsstubentür aufging und eine kleine, freundliche Frau kam herein, die etwas aufgehüchelt hatte, in ein weißes Tuch gebunden, das über der Brust verknotet war und zwei Zipfel herunterhingen, da freute sich das Annala; denn das war die Regina, die alle Kindlein zur hl. Taufe trug. Da kamen auch schon die Taufleute, die Duten, der Kindesvater, die Mutter war nie dabei. Wenn die Dut ein junges Mädchen war, dann hatte sie einen dicken Myrrthenkranz auf, der mit langen Zweigen über den Rücken hing. - Von Klausberg her trug die Regina den Täufling, das machte ihr gar nichts aus, trug sie doch alle Täuflinge in die Pfarrkirche nach Betzenstein zur hl. Taufe. Bei Hochzeiten oder Taufen wurde damals nicht gefahren, man ging zu Fuß.

Die Taufleute hatten am Wirtstisch Platz genommen. Großvater und Großmutter wünschten Glück. Die Regina hatte derweil nach einer schnellen Drehung das Eingewickelte auf den Ofentisch fallen lassen, knotete auf und machte das Tuch auseinander, drehte sich nun wieder um und nun nahm sie das Kind heraus, das fest in ein Kissen eingewickelt und mit einem grünen Wickelband eingedreht war, es schaute nur das Köpfchen heraus. Die Regina wickelte das Kind auf, tat frische Windeln unterlegen, das Kind war still. Nun richtete sie es zur Taufe her, tat ein schönes, kleines, weißes Kissen mit Spitzen besetzt unter das Köpfchen, wickelte es wieder fest ein, diesmal mit einem weißen Wickelband. Es schaute wieder nur das kleine Köpfchen heraus, das muß so sein, sagte die Regina, Arme und Beine müssen gerade wachsen, sie mußte es ja wissen, sie war ja die Regina. Das Kind war für die Taufe gerichtet. Nun langte sie in ihre Rocktasche, zog einen sauberen, weißen Lappen heraus, und ein Scharmützel Kandiszucker, den klopfte sie fein, tat davon etwas in den Lappen und machte einen Schnuller daraus, den tat sie in ihrem Mund hin und her und steckte ihm dem Kleinen in das Mäulchen und schon saugte das Kind an dem Lätschlappen. Nun sagte die Großmutter zu mir: " Annele, geh auf und hol für's Kind mein Kopfkissen ". Das tat ich schnell, aber ich holte für das Kind mein Kopfkissen.

In unserem Kabinett stand ein altes Kanapee, das stammte aus der Zeit in der Urgroßmutter die Sternwirtin war. Ein merkwürdiges Kanapee war das, man konnte alle Teile wegnehmen. Bleischwer und steinhart waren die Kissen, sie waren mit Kuhhaaren ausgestopft. Auf dieses Kanapee legte ich mein Kissen fürs Kind und als es darauf lag und sich nicht rühren konnte, blieb ich bei ihm und verjagte die Mücken. Derweil machte sich die Regina zurecht, ging zum Herrn Pfarrer und sagte die Tauf an. Es dauerte nicht lange, da läutete die Taufglocke, die Elferglocke, sie ist heute noch die Taufglocke.

Die Regina nahm das Kind auf den Arm, die Dut hatte ein schönes, weißes Spitzentuch mitgebracht, das legten sie über den Täufling. Die Regina ging voran und sagte: " Den Heiden drogn mer furt, den Christen bringa mer wieder ". Er sah recht feierlich aus, der Taufgang, die Männer in ihren langschößigen Kirchenröcken, den runden Filzhut auf, die Dut mit der bunten, großen seidenen Schürze und der schönen schwarzen Bänderhaube. Vor der Kirche standen schon die Kinder, die sich auf das " Grabschen " freuten. Wenn die Dut nach der Taufe die Fünferle und Nickeln über die Kinderköpfe warf, gab es ein Geraufe, denn jeder wollte etwas erwischen. - Das Kind lag nun wieder auf meinem Kissen, die Regina tat wieder etwas Kandis in den Patscher, das Kind lutschte brav weiter und ich hütete es.

Die Taufleute saßen nun um den großen Wirtstisch. " Annerla ", rief da die Großmutter, " nimm den großen Armkorb und hol Weißbrot beim Rackelmann ". Da ging ich gerne hin, weil der alte Herr immer so freundlich zu mir war. " Sternwirtl " sagte er, was willst ? Heut gibts Milchweck, schön braun, die ißt Dei Mutter gern. Es gab aber alle Tage Milchwecke, gut und groß, das Stück zu 5 Pfennig. -

Nun waren Taufgäste gekommen, der Herr Pfarrer, der Herr Lehrer, der dem Herrn Pfarrer das Taufwasser in die Hand gab und der Meßner. Es war vorgesorgt für die Gäste, eine große Platte Schweizer Käse und Butter standen auf dem Tisch, dazu das gute Bier aus Großvaters Keller. Allen schmeckte es.

Die Unterhaltung war lebhaft und heiter. Es ging den Abend zu, da dauerte es dem Kind zu lang, es fing zu quäckern an und dann greinte es, daß sein kleines Gesicht feuerrot wurde. " Leit ", sagte da die Regina, " Etz mein mer ham ". S'kind hout Hunger und die Mutter drickt d'Milch. Daß das Kind hungrig war, war mir klar, das mit der Milch nicht. So rasch ging es nun nicht, das Kind hatte sich beruhigt. Die Regina breitete das Tragtuch wieder auf den Ofentisch, legte das Wickelkind hinein, machte eine Wendung und das Kind war wieder aufgehuckelt. Man sagte sich nun " ade " und machte sich auf den Weg. Aber die Taufleute kamen nicht weit. Nach altem Brauch versperrten ihnen zwei Freunde den Ausgang mit einem Wickelband. Nun wurde die Taufe auch noch angeschossen. Die Dut mußte tief in die Tasche langen und einen dreifachen " Kerzendreier " herausnehmen. Denn auch der Schießer war gekommen. Die drei Männer setzten ihren Kerzendreier gleich im " Stern " in Bier um. Der Meßner saß auch noch am Wirtstisch bei seinem Kerzendreier, sie setzten sich zu ihm und blieben sitzen bis der Kerzendreier vertrunken war. So waren halt die Sitten und Gebräuche bei einem Taufgang um das Jahr 1878.

- . -

Die alte Wabel !

Die Wabel war in der Gemeinde Ottenberg zu Hause, sie wohnte in Höchstädt. Jeden Tag sah man sie in Betzenstein. Sie war ein kleines rundliches Weiblein, mit fröhlichen Äuglein in ihrem runzligen, pockennarbigem Gesicht. Auf ihrem spärlichen weißen Hemd trug sie die Tracht der Bäuerinnen, den Kopfbund. Nie sah man sie ohne die große, weite Schürze, die fast daß ganze kleine Weiblein einwickelte.

Sie war eine " Reftragerin " und darum sah man sie nie ohne Huckelkorb und festen Stock. Sie kaufte in den umliegenden Dörfern und auch in Betzenstein, Eier und Butter für ihre feste Kundschaft in Nürnberg. Sie fuhr nicht mit der Bötin Gries in die Stadt, zu Fuß ging sie mit dem schweren Korb auf den Buckel. - Heimwärts war der Korb auch nicht leicht, vieles mußte sie mitbringen aus der Stadt. Sie war gewissenhaft bei kleinen und großen Aufträgen. Sie scheute es auch nicht, wieder umzukehren wenn sie etwas vergessen hatte und wenn sie schon eine Stunde gegangen war; sie sagte: - muß ich halt noch einmal einen Sprung hinein tun. - Es war nichts besonderes damals, wenn die Leute zu Fuß nach Nürnberg gingen.

Die Wabel war nicht die einzige " Reftragerin ". Auf dem Schwabenberg in Betzenstein, wohnte der " Reftragersgirt ", der fuhr mit dem Schubkarrn, seine Ware nach Nürnberg. Der Hensel Stein fuhr mit einem zweiräderigen Karren in die Stadt, er hatte einen großen Ziehund, zu dem spannte er sich selbst an die Deichsel ;

seine Frau, die Lima, ging hinterdrein und schob, wenn es not tat.

Die alte Wabel brachte auch Botschaft von einem Dorf zum anderen und was sie auszurichten hatte, tat sie gewissenhaft, es war Verlaß auf sie. In ihrer Gemeinde tat sie oft die Dienste des Gemeindedieners, der wohnte in Mergners. Für ihrem Bürgermeister machte sie Botengänge, zu seinem Gemeindeschreiber in Betzenstein, der war damals der Herr Kantor Hager. Immer war sie hilfsbereit, die alte Wabel und darum überall gerne gesehen.

Einmal war die Wabel mit ihrem Huckelkorb wieder in Nürnberg, natürlich wie immer zu Fuß, als sie sich auf dem Heimweg befand, machte sie außerhalb der Stadt Lauf am Strassen-graben-Rain eine kleine Rast- und Brotzeitpause. Sie zählte dabei ihr Geld aus ihrer großen Ledertasche und legte dieselbe dann neben ihren abgestellten Huckelkorb. Sie duselte eine viertel Stunde, dann brach sie wieder auf, den sie hatte ja noch einen weiten Heimweg.

Als sie daheim angetrudelt kam und ihre Sachen auspackte, bemerkte sie zu ihren entsetzen, daß sie ihre Geldtasche bei Lauf hatte liegen lassen.

Kurz entschlossen, sagte sie, ich muß schnell noch einen Sprung nach Lauf, weil ich dort was habe liegen lassen. In Lauf angekommen - sie wußte noch genau die Stelle, wo sie kurze Rastpause machte, dort lag zu ihrem Glück auch ihre Geldtasche noch schön brav und unberührt im Strassengraben.

Wenn die Wabel gefragt wurde wie alt sie werden möchte, dann sagte sie : Hundert Jahre und ein Büschele. - Sie war nahezu hundert Jahre als, als sie starb. -

- . -

Der " Kammerwagen " zur Hungerbauernhochzeit !

1 8 8 5

Im Jahre 1885 war es, als Hensel Weidinger, der Sohn und Erbe des großen Hungerbauernhofes in Hunger, einem Dorf bei Betzenstein, mit der Bauerntochter Margarete Loos von Weidensees Hochzeit hielt. Sie war ein gutgewachsenes und schönes Mädchen, nur etwas zu zierlich wirkte sie neben dem hochaufgeschossenen Hensel. Ich durfte diese Bauernhochzeit miterleben und sie gehört zu den schönsten Erinnerungen meiner Kindheit.

Volle drei Tage dauerte die Hochzeit und es waren über 100 Gäste dazu eingeladen. So eine Hochzeit zu gestalten, ist natürlich keine Kleinigkeit; schon 8 Tage vorher wurde mit den Vorbereitungen angefangen und das mußte auch so sein.

Meine Mutter - sie war die Base des Hochzeigers - war zur Mithilfe gerufen worden, und sie hatte wirklich eine volle Woche damit zu tun, denn zu jener Zeit gab es in Betzenstein weder einen Feinbäcker noch einen Konditor. Alles was an Backwaren auf den Tisch kommen sollte, mußte selbst gemacht, selbst gebacken werden und zwar im Backofen. Man sieht solche Backöfen ja noch bei vielen Bauernhäusern, aber sie haben fast alle ausgedient und werden nur noch von Wenigen benutzt. Auch der große Festbraten wurde im Backofen fertiggemacht.

Für das Festmahl war im reichen Maße vorgesorgt, das sah ich, als ich zufällig einmal in den Keller kam. Was da alles an Eßbarem herumlag! Aber das mußte ja so sein, zumal, wenn eine Hochzeit bevorstand. Denn es war zu jener Zeit löbliche Sitte, daß jeder Gast, wenn er heimging, noch sein Hochzeitsbündel mitbekam, in welchem auch ein Stück Fleisch und ein paar Würste waren. Nicht zu vergessen, daß so eine Großbauernhochzeit volle drei Tage dauern mußte! Überdies war alles, was an Mundvorrat im Keller lagerte, Erzeugnis des eigenen Hofes.

Wiederum altes Brauchtum war das Einladen zur Hochzeit. Das besorgte der "Hochzeitslader". In der Pfarrgemeinde Betzenstein bekleidete dieses Amt lange Jahre hindurch der "Turnersberg" (Seiler Otto). Mit geschmücktem Stock und ebensolchen Hut, ein buntes Tüchlein mit Strauß an der Joppe, so zog er über das Land zum Eirladen. Bei einer solchen großen Hochzeit, wie es die bevorstehende war, brauchte er schon 8 Tage bis alle Verwandten, Freunde und Bekannten geladen waren.

Der Tag vor der Hochzeit war ein besonderer Tag, da wurde der "Kammerwagen" gefahren. Er trug die Ausstattung der Braut und alles, was man in einem bäuerlichen Haushalt brauchte, war auf ihm zu sehen. Hoch oben die Betten und die Wiege, vorn immer das Kanapee und auf ihm saß die Näherin, die die Aussteuer der Braut gefertigt hatte. Zur Rechten der Näherin war ein Waschkorb, gefüllt mit Küchlein und Semmeln zum Auswerfen für die Dorfkinder. Links von ihr lag das "Dundenkissen", ein Extrageschenk der Taufpatin und dieses mußte so fest gestopft sein, daß man nicht mit dem Finger hineindrücken konnte. In unserem Fall war es ein besonders wertvolles Kissen: an den vier Ecken und in der Mitte war je ein goldenes 20-Markstück kunstvoll und verziert eingenaht. Zudem war das Kissen auch ein Prachtstück bäuerlicher Schneiderkunst.

Der Kammerwagen mußte von Weidensees über Betzenstein gefahren werden. Als nun der Wagen am Stadttor war, spielte die Kapelle Otto von der Burg herab fröhliche Weisen zur Begrüßung. Es war ja in Wahrheit ein prächtiger Wagen, der durch das Städtchen fuhr. Was am Gefährt zu schmücken war, war geschmückt. Auch der Wagenlenker mit Blumenstrauß auf dem Hut und bunten seidenen Bändchen an der Peitsche paßte ebenso gut dazu, ebenso die stolzen Pferde, die auch mit flatternden Bändern und ~~Stauben~~ geschmückt waren.

Als Begleitmänner sah man den Brautvater und den Schreiner, der gleichfalls einen farbigen Strauß am Hut trug. Den Schluß machte der Jungknecht, der eine Kalbin - aus dem väterlichen Hof der Braut stammend - führte. Auch der Knecht wie die Kalbin trugen Blumen und Bänder.

Nun tönte es " Bumm, Bumm " von allen Seiten - der Kammerwagen wurde, wie es sich gehörte, " angeschossen ". Die Kapelle Otto, die mit im Zug war, spielte unverdrossen und dazwischen hörte man auch fröhliche Juchzer. Ein ganzer Schwanz von Kindern lief mit - sie wollten " grapschen ". Bei ihnen war auch ich, obschon ich den Kampf um die Kuchle und Semmeln nicht mitmachen wollte.

Jetzt fuhr der Wagen in den Hof. Der Schreinermeister tat einen kräftigen Juchzer, der Fahrer knallte mit der Peitsche, daß die Bändchen flatterten und - ruck - der Wagen stand. Nun kam der große Augenblick für die Kinder. Die Näherin erhob sich, griff in den Waschkorb und in hohem Bogen flogen die Kuchle und Semmeln über die Kinderköpfe. Was nicht in der Luft aufgefangen werden konnte, wurde vom Boden weggeholt. Der Korb reichte nicht aus, zum Glück wurde ein zweiter mit Gebäck aus dem Haus getragen und auch dieser war im Handumdrehen leer. Kein Wunder, denn die Zahl der " Abnehmer " war groß; von Hetzendorf, Waiganz und Eckenreuth waren die Dorfkinder gekommen.

Nun schirrte der Knecht die Pferde aus, der Jungknecht führte die Kalbin in den Stall und sagte dabei: " Wünsch Glück im Stall ! ". Dieser Spruch ist heute noch üblich, wenn man einen fremden Stall betritt. Die Kinder trollten sich und die Männer mit der Näherin gingen in das Haus, woselbst sie ein festlich gedeckter Tisch erwartete. Der Wagen blieb vorerst auf dem Hof stehen, damit ihn jeder bewundern konnte. Erst am Nachmittag wurde er abgeladen und das vollzog sich unter der Leitung des Schreiners, denn er war es ja auch, der ihn kunstvoll aufgebaut hatte.

Beim Abladen wurde erst offenbar, was der Kammerwagen alles an Schätzen barg. Die Kommoden und Schränke waren gefüllt mit Kleidern, Wäsche, Schuhen, weißen und bunten Strümpfen. Alles berechnet für ein langes Leben. Dann wurden noch zwei schwere Truhen geleert, die eine war die Küchentruhe, angefüllt mit Lebensmitteln und die andere war die Wäschetruhe, vollgestopft mit großen Ballen hausgesponnen Leinen. Vor den vielen Umstehenden wurde alles in das Haus getragen - es sollte gesehen werden und auch das entsprach einem alten Herkommen. Daß der Bräutigam dabei nicht half, war wiederum so Brauch.

Als jedoch die Wiege und die Strohsäcke abgeladen wurden, ertönte der Ruf: " Wo ist der Bräutigam ? " Jetzt war er an der Reihe und trug die Strohsäcke und die Wiege ins Haus. Weil das in der Ordnung war, lachte niemand darüber.

Nachdem der leere Wagen aus dem Hof gerumpelt war, gingen die Männer mit der Näherin ins Haus zum Abendessen.

Die Männer saßen noch lange beisammen und freuten sich, daß die Fahrt des Kammerwagens so glücklich verlaufen war. Wie es dunkel wurde, erklangen im Hof feierliche Weisen. Das war die Kapelle Otto, die dem Bräutigam den Haussegen brachte. Nebenbei gesagt: diese Sitte hat sich am längsten bei uns gehalten, Natürlich mußten auch die Musiker herein und es wurde ihnen reich aufgetischt. Inzwischen war es dunkel geworden. Ich war immer noch da und blieb, bis ich mit den Männern heimgehen konnte. Die Sterne standen bereits am Himmel, als es soweit war, doch die Nacht war noch nicht soweit hereingebrochen, daß man den Uhruf aus dem nahen Eibental hören konnte. Denn erst um die Mitternacht ließ der " König der Nacht " seinen schauerlichen Ruf erschallen.

Das war der Tag des Kammerwagens mit all dem, was an überliefertem Bräuchen daranhing - ein Stück Vergangenheit, das ich lebendig zu machen versucht habe.

! - !

Bauernhochzeit nach alten Sitten und Gebräuchen

Der Hochzeitmorgen auf dem Hungerbauernhof

Der Morgen des Tages, an dem der junge Hungerbauer das schönste Fest seines Lebens feiern sollte, fing an wie jeder andere Tag auch. Als es dämmerte, krächte der Hahn, die Kühe muhten, die Pferde klopfen auf die Bohlen, Knecht und Magd taten ihre tägliche Arbeit. So schien alles im gewohnten Gleis des ländlichen Lebens zu stehen. Aber dennoch war es anders. Denn sieh da: über Nacht waren an der Haustüre zwei Birken gewachsen und darüber hing ein Kranz mit Rosen besteckt. Im Haus rührte sich noch nichts, doch plötzlich hörte man feierliche Musik im Hof. Es war die Musikkapelle Otto aus Betzenstein, die herübergekommen war, um dem Bräutigam den zum Hochzeitstag herkömmlichen Morgensegnen zu bringen.

In der Pfarrgemeinde Betzenstein war es seit alters üblich, als Tage für Hochzeiten nur den Dienstag oder den Donnerstag zu nehmen. Auch hielt man Hochzeit nur bei zunehmenden Mond und die Stunde für die Trauung war immer zwei Uhr. Es gab niemand der sich nicht an diese Regeln gehalten hätte.

Wenn es auf Mittag zuging, wurden auf dem Hungerbauernhof die geschmückten Pferde eingeschrirrt. Der Bräutigam in Begleitung von zwei Brautführern, holte die Braut ab zur standesamtlichen Trauung bei Bürgermeister Windisch in Waiganz. Darauf fuhr man zurück auf den Hof. Die standesamtliche Trauung war ja nur eine Formsache und jetzt sollte die kirchliche Trauung stattfinden, die allein als maßgebend angesehen wurde. Sie erforderte auch den nötigen Aufwand.

Ein langer Zug von Gästen begleitete das Brautpaar, voran die Kapelle Otto, mit Sträußen geschmückt und ein buntes Tüchlein an der Joppe. Hinter der Musik schritt als Hauptperson der Bräutigam, in langschöbigem, hochgeschlossenen Tuchrock, ein schwarzes Halsbindchen mit schmalem Leinenkragen darüber, den runden Filzhut auf dem Kopf: das war damals die vorgeschriebene bäuerliche Festtracht. Auf dem Hut und der Brust trug der Bräutigam ein Myrthensträußchen, indes die Brautführer je einen Blumenstrauß am Hut wie an dem langen Schoßrock trugen.

Es folgte jetzt die Braut im glänzenden schwarzem Hochzeitskleid. Der " Spenzer " war verziert mit Spitzen und perlbesetzten Borten; am Bund der seidenen Schürze war ein weißes Tüchlein angeheftet. Schön war der Brautkranz: er war - zum Unterschied von den Kränzen der Brautjungfern - hoch wie eine Krone. Dabei hatten die Kränze Zweige, die bis hinab zum Rücken fielen. Hinter dem Brautpaar und den Brautjungfern folgten die Verwandten.

Mein Großvater wollte es sich als Onkel des Bräutigams nicht nehmen lassen, seinen Neffen in die Kirche zu begleiten. Ich durfte auch mit, ebenso meine Kameradin, das Eckenreuther Wirtsmargerle, denn wir beide waren ja Bäschen des Hochzeitlers. Wir gingen mit den Frauen, die alle in Festtagstracht waren. Das Schönste an ihnen waren die Bänderhauben mit den breiten schweren Seidenbändern, wie auch der silberne breite Halsschmuck mit den vielen silbernen Ketten daran. Das " Geschirr " - so nannte man diesen schönen Schmuck der Bäuerinnen.

Wie ich mir den Hochzeitszug so ansah, fiel mir auf, daß mein Großvater und mit ihm sein zweiter Neffe, der Bruder des Bräutigams (der " Schännewirt ") gar nicht zu den andern paßten. Denn sie hatten - zum Unterschied von den andern männlichen Hochzeitgästen - enggeschnittene Hosen an, kurzschößige Tuchröcke und eine hochgeschlossene Atlasweste. Auch trugen sie ihr schwarzes Halstüchlein in einen Knoten gebunden und auf dem Kopf einen Zylinderhut. Ja, aus diesen beiden Bauernsöhnen waren Betzensteiner Bürger geworden, darum trugen sie die Bürgertracht ihrer Zeit.

Als der Zug von der Wiesengasse ausbog, läuteten bereits die Hochzeitsglocken und die Musikkapelle blies erneut einen Choral. Das hatte sie überdies auf dem ganzen Kirchengang mehrmals getan. Die Pforte des Gotteshauses war mit Tannen geschmückt, die aus dem Wald des Bräutigams stammten. Kaum war das Brautpaar in der Kirche, da brauste auch schon die Orgel auf und die Singschüler - die es damals noch gab - stimmten an: " Jesu geh voran auf der Lebensbahn... ". Das ist auch heute noch das Trauungslied. Der Altar war geschmückt, die Kerzen auf ihm und auch die in den Kronenleuchter brannten.

Als der feierliche Trauungsakt vorüber war, erbrauste wieder die Orgel von Kantor Hager meisterhaft gespielt. Die Singschüler setzten mit ihren hellen Knabenstimmen zum Schlußgesang ein. Es war eine Freude ihnen zuzuhören, denn Kantor Hager, der Leiter dieses Knabenchors, nahm nur gute Sänger an und es galt unter den Knaben von Betzenstein als besondere Ehre, zu den Singschülern zu gehören.

Jetzt war es soweit, daß sich der Hochzeitszug zum Heimweg ordnen konnte. Aber noch gab es einen Aufenthalt, weil eine Schar von Kindern den Weg versperrte: sie wollten "grabschen". Das war ihr Recht und so langte die junge Frau in die Tasche und dann flogen Fünferle und Zehnerle über die Kinderköpfe. Die Kapelle Otto inszenierte nun einen flotten Marsch und weiter ging es. Aber kurz darauf hieß es wieder: "Halt". Kinder hatten ein Wickelband über die Strasse gespannt und gaben den Weg erst frei als sie den erhofften Tribut erhalten hatten. Das passierte noch mehrmals und immer wieder mußte die junge Frau in die Tasche greifen. Dazu vernahm man fortwährend das "Anschiesen" der Hochzeit. Das hörte erst auf, als der Zug in die Wiesengasse einbog.

Auf dem Hof angekommen, trat die junge Bäuerin an die Seite ihres Mannes. Ein junges Mädchen kredenzte ihnen Wein und dann trank das junge Paar sich zu, auf das Glück seiner Ehe und das des Hauses. Alle horchten dabei auf, ob die Gläser auch recht hell klangen, denn das galt als gutes Zeichen. Hernach schritten die Neuvermählten, den rechten Fuß voraus, Seite an Seite, über die Schwelle in das Haus. Das sollte bedeuten, daß beide zu gleichen Rechten das Hauswesen führen würden.

Die Hochzeitstafel war festlich vorbereitet. Auch ohne besondere Tischordnung fand jeder seinen Platz, nach der Sitte, die es vorschrieb. Brautführer und Brautjungfern saßen zur Rechten und Linken des jungen Paares, Eltern, Paten und Verwandte in nächster Nähe. Auch für die Geistlichkeit waren Plätze frei gehalten.

Zum Begriff "Geistlichkeit" gehörte auch die Lehrerschaft, denn Kirche und Schule waren zu jener Zeit ein Ganzes. Als alles Platz genommen hatte, sprach Pfarrer Remhard das Tischgebet und dann wurde den Genüssen der Tafel jede Ehre angetan. Ich selber freute mich auf die "Rauhn Kniedla", die "Rohnen Klöße", die zu meiner Zeit auf keiner ländlichen Festtafel fehlen durften. Nun wurden sie hereingebracht. Aber da tat es einen fürchterlichen Krach: mit einem Schlag lag der Speisenträger auf dem Bauch, die Schüssel war in Trümmern und die "Kniedla" kollerten überall herum. Doch alle lachten nur, weil sie wußten, daß das ein gebräuchlicher Hochzeitsscherz war und es waren auch keine "Kniedla", die herumlagen, sondern nur Kartoffeln.

Das Mahl zog sich lange hin, denn bei einer Großbauernhochzeit folgt nach altem Herkommen eine ganze Reihe von Gängen. Als endlich jeder gesättigt war, setzte sich der junge Ehemann an das Spinett und leicht beschwingt glitten seine Finger, die doch so viele harte Bauernarbeit getan hatten, über die Tasten. Doch nun kam die Kaffeestunde, Küchle und Gugelhupfen wurden hereingetragen und es herrschte frohe Stimmung. In dieser allgemeinen Fröhlichkeit platzten zwei Frauen herein, die herzerreißend greinten. Die eine - es war die Küchenmagd - hatte ihre Schürze - ihren Fleck - verbrannt, die andere, die Spülmagd, hatte einen Haufen Scherben in ihrem " Fleck " - es seien die Überbleibsel eines Topfes, der ihr zerbrochen sei. Als die zwei gar nicht aufhören wollten mit ihrem Gegreine, erbarmte sich ein Hochzeitsgast ihrer, er nahm einen Teller und ging von Tisch zu Tisch, um zu sammeln. Als es dann so oft klapperte, erhellten sich die Mienen der Beiden und mit vielen Dankesworten entfernten sie sich. Dieser alte Hochzeitsscherz ist noch heute im Schwang.

Inzwischen ist es Spätnachmittag geworden und damit Vesperzeit. Verlockend roch es nach Hausgemachter Räucherware. Das bittere Lagerbier aus dem Keller des Veters Schwanenwirt stand auf den Tischen und niemand ließ sich zum Zugreifen nötigen. In der allgemeinen frohen Stimmung merkte keiner, daß die junge Frau inzwischen verschwunden war, aber ihr Ehegatte wußte sofort Bescheid, daß man ihm seine Frau gestohlen hatte und es ihm oblag, sie zu suchen. Das tat er auch gleich. Im Dorf fing er gar nicht an, aber im Nachbardorf Eckenreuth trieb er sie samt den Entführern auf und da kamen sie nun, er mit seiner Margaret im Arm voran, hinterdrein mit Jauchzen die Brauträuter. Das war auch wieder so ein altherbrachter Hochzeitsbrauch und dazu der beliebteste.

Doch nun war die Sonne kaum mehr zu sehen - sie versank hinter den Bergen von Klausberg und Eibental. Allmählich kam der Mond und goß sein mildes Licht über Fluren und Menschensiedlungen. So recht passend in diese feierliche Stimmung erklang der Abendsegen der Kapelle Otto. Jeder lauschte ergriffen und es war noch eine Weile ruhig, als der Choral schon verklungen war. Diese schöne Sitte hatte sich noch bis in die neunziger Jahre erhalten.

Aber nun ging es mit dem Essen wieder weiter, es kam die Abendmahlzeit. Als auch diese umfangreiche Sache erledigt war, war das Schenken an der Reihe. Das junge Paar saß nebeneinander hinter dem Tisch und jeder Gast überreichte ihm ein Geschenk. Das war wiederum nach altem Herkommen so und man hieß es " Über den Tisch schenken ". Unter den Spenden war vieles für den praktischen Nutzen, aber auch so manches schöne Stück für den " Glaskalter ", der in der großen Stube stand und der Stolz jeder jungen Frau war. Es waren auch welche, unter den Schenkern, die bares Geld gaben, in bunten Papier eingewickelt mit Namen und Glückwunsch, und mit bunten Seidenbändern gebunden.

Derweilen war es spät geworden, die Geistlichkeit wollte sich schon verabschieden, doch es half ihr nichts - erst mußte noch das große Bratwurstessen mitgemacht werden. Aber danach kam der Abschied mit viel Händedrücken. Im Hof waren die " Ottos " angetreten und die Geistlichkeit wurde heimgespielt. Auch den andern wurde gleiche Ehre erwiesen.

Mit meinem Lehrer, dem guten Kantor Hager, ging ich dann heim, noch ganz benommen von all dem Schönen, das ich erlebt hatte auf der Hochzeit meines Vettters Hensel Weidinger zu Hunger.

Meinen Vetter Hanni, den ältesten Bruder des Vetter Hensel, möchte ich auch nicht übergehen. Wir hatten ihn alle sehr lieb. Er ist Junggeselle geblieben und war der treueste Verwalter und beste Arbeiter auf dem väterlichen Gut. Jederzeit setzte er sich uneigennützig ein für die Familie seines Bruders.

Wie er mir erzählte, hat er einmal, bei der Feldarbeit, etwas auf dem Boden funkeln sehen. Wie er es aufhob, war es eine Goldmünze mit der Schrift " Weidingersche Rechte ". Er steckte die Münze ein und legte sie daheim beiseite. Nun war damals in Betzenstein ein Münzensammler, der Gendarmeriewachtmeister Schrickler und dem erzählte der Hanni von seinem Fund. Der Wachtmeister ließ sich die Münze geben, versprach dabei auch, sie zurückzugeben, aber er gab sie nicht zurück. Das war dem Hanni recht leid, doch zu spät bereute er, daß er die Münze aus der Hand gegeben hatte. Wie ich später erfahren habe, soll früher wirklich eine solche Weidinger Münze in Gold geprägt worden sein, mit dem Umdruck " Weidingersche Rechte zu Hunger ". Diese Münze würde heute wohl sicher wertvoll, besonders für den Münzensammler sein.

Der zweite Hochzeitstag

Der zweite Hochzeitstag führte mich nach Eckenreuth zum Margala Funk. Bald hörten wir fröhliche Tanzmusik. Als wir zu der Grashüll kamen, die ein kleiner Wassertümpel war, nahe am Hof, da blieben wir überrascht stehen. Denn vor uns bot sich ein Bild, das wirklich ungewöhnlich war. Mitten in der an sich nicht kleinen Hüll stand eine Halbchaise mit aufgeschlagenem Dächlein und drinnen schlief ein junger Mann ganz seelenruhig. Und da er, von der Wirkung des Alkohols schon vorher eingeschlafen war, hatten ihn seine guten Freunde in diesem Zustand in die Hüll gefahren. Da schlief er ruhig weiter nach der durchzechten Nacht. Doch nun erwachte er und er hub ein großes Lamento. Doch die ihn in die Hüll gefahren hatten, waren ja in der Nähe geblieben. Die Übeltäter waren überdies nicht grad die Jüngsten - mein Onkel Christian war auch dabei. Aber ein gutes Herz hatten sie doch. Sie zogen Schuhe und Strümpfe aus krepelten die Hosen hinauf und dann ging es hinein in die Hüll.

Jetzt lachte der, der im Wagen saß weil die andern sich nun plagen mußten, bis sie den Wagen glücklich wieder auf dem Trockenen hatten. Um den Hereingelegten noch eine kleine Freude zu machen, fuhren sie den Wagen im Hof noch eine Weile hin und her.

Jetzt aber schauten wir uns auf dem Tanzboden um. die ersten " Drei " des jungen Paares waren schon ausgetanzt. Das hatten wir verpaßt. Aber es gab noch etwas besonders Schönes zu hören. Mitten auf dem Tanzboden saß ein junger Bauer, neben ihm der Baßgeigenspieler. Der junge Mann sang das Lied vom " Bauernstande " mit all den vorgeschriebenen Bewegungen dazu und dazu brummte die Baßgeige. Weil dann die Kapelle Otto so flott Walzer spielte, wurden unsere Kinderfüße unruhig und schon auch tanzten wir im Takt, daß unsere Röcklein nur so flogen. Da es unser Vetter Hänssel war, der Hochzeit hielt, durften wir Schulfrauen uns schon ein Tänzchen erlauben.

Überall, wo wir nur hinsahen, war Fröhlichkeit und Stimmung. Nur unser Vetter Schwanewirt sah verdreßlich drein, denn ihm war ein dummes Stücklein passiert. Er hatte den Herrn Bezirksamtman von Pegnitz, der oft bei ihm zu Gast war, zur Hochzeit des Veters Hensel eingeladen. Es hatte sich auch gut geschickt, weil kurz vor der Hochzeit Amtstag in Betzenstein war und da hatte der Schanewirt seine Einladung an den Mann gebracht und der Herr Bezirksamtman hatte auch zugesagt, am zweiten Hochzeitstag zu kommen. Damit nun der hohe Gast beim Kommen nicht übersehen werde, hatte sich der Schwanewirt im oberen Stock des Hauses an das Gangfenster gesetzt. Denn von da konnte man die Strasse gut übersehen. Nun lag aber hinter dem Schwanewirt eine durchwachte Nacht - war er doch zugleich Wirt und Kellner und so war es zu verstehen, daß er bald einduselte. Als er ausgeschlafen hatte, war es leider zu spät, denn mittlerweile war der Herr Bezirksamtman längst gekommen und da niemand da war, ihn zu empfangen, war er kurzweg weitergefahren. Man kann verstehen, daß dem Vetter Schwanewirt die ganze Freude an der Hochzeit verdorben war. Dazu mußte er obendrein den Spott seiner lieben Freunde einstecken.

Da war es meine Mutter, die als Heiferin einsprang. Sie packte kurz entschlossen, einen Hochzeitsschmaus, wie in die Welt noch kaum gesehen hatte, in die Kutsche, die auf dem Hof stand und fuhr los nach Pegnitz ins Bezirksamt, fand auch dort huldvolle Aufnahme.

Als darauf wieder Amtstag in Betzenstein war, entschuldigte sich der Schwanewirt und erzählte den Hergang der Sache. Der Herr Bezirksamtman lachte herzlich und hielt nach wie vor wieder Einkehr in der " Schöne ".

War der gestrige Hochzeitstag ganz im Zeichen der alten Sitten und Bräuche, so war nun der zweite Tag auf die Gegenwart eingestellt. Ich weiß auch noch, daß es ein strahlend schöner Tag war und auf dem Hof herrschte ein fröhliches Treiben.

Das Margale Funk und ich, wir beide ließen uns nichts entgehen und so sahen wir auch das kleine putzige Weiblein mit dem " Maigele " auf dem Kopf, den Grasstumpf in das Grastuch eingewickelt und unter die kurzen Arme geklemmt, scheu am Haus vorbeischleichen. Für uns war das eine Graserin, die auf den " Überall " ging. Zu jener Zeit gab es nämlich noch Brachfelder und auf ihnen durfte grasen wer Gras brauchte.

Es dauerte nicht lange, da sahen wir den " Flurer " über Feld gehen mit großer Schirmkappe, einen Soldatenrock an und umgeschnallt. Wenn man noch den festen Hakelstock dazu rechnete, so sah der Flurwächter schon wie eine richtige Amtsperson aus. Kaum hatten wir ihn erblickt, so hörten wir auch ein Mordsgezeter. Was war es - der " Flurer " brachte die kleine Überallgraserin dahergeschlept. Er hatte sie ertappt, als sie " aus Versehen " auf dem Kleeacker von Vetter Hensel graste. Das " Maigeli " hing der Missetäterin schief auf dem Kopf, die Schürze und ein Hemdärmel waren nur noch Fetzen - es mußte ein harter Kampf gewesen sein, bis das kleine Weiblein sich in sein Schicksal fügte. Der Flurer brachte sie auf den Hof und vor die Haustüre. Dann ließ er die jungen Eheleute rufen, daß diese selbst Gericht über die Sünderin halten sollten. Doch wie diese das zerschundene Weiblein sahen, erklärten sie; " Die ist schon gestraft genug ". Es gab noch ein Wortgefecht zwischen dem Flurer und der armseligen Kreatur und dieses Palaver wiederum löste ganze Lachsalven aus.

Doch dann wurde die " Überallgraserin " ins Haus geschoben und an den Kaffeetisch gesetzt und nun aß sie, was sie nach den ausgestandenen Schrecken nur hinunterbringen konnte. Als sie zum Abschied noch einen Schmaus mit heim bekam, lachte sie über das ganze Gesicht und wofür sie sich sehr herzlich bedankte.

Der Flurer war schon vorher verschwunden. Diese heitere Episode gab in der Folge noch Stoff für einen kleinen Schwank, den der Schneidermeister Georg Merz, der Vater unseres unvergeßlichen " Merzenhanni ", der den ganzen köstlichen Humor seines Vaters geerbt hatte, verfaßte. Der Schneidermeister Merz war ein kleiner Mann, er hatte einen klugen Kopf und der Humor saß ihm in den Augenwinkeln. Wenn sein Schwank gespielt wurde, übernahm er selbst die Rolle der " Graserin " und der " Flurer " war immer der Musiker Michael Hammerand von Gschwand, der Pate von Michel Otto, der als letzter die Burg bewohnte. In der Ziegelhütte erkaufte er sich ein Häuschen, in dem seine Nachkommen heute noch wohnen. Bei jeder Hochzeit, auf der der Schneidermeister Merz war - und den traf man fast auf jeder, weil er die schönsten langen Hochzeitsröcke machte - war er und spielte mit dem Michel Hammerand den Schwank von der " Graserin ".

Was den Michel Hammerand anlangte, so war er der einzige nicht ortsansässige Musiker in der Kapelle Otto. Übrigens war er gevatter und Freund des Kapellmeisters und Stadtmusikus Paulus Otto und als derselbe starb, trat er bei den sechs Brüdern als festes Mitglied der Kapelle Otto ein.

Essen und Trinken verlief in gleicher Reihenfolge wie am Tag zuvor.

Inzwischen war es Spätnachmittag geworden und eänige Gäste ließen sich schon heimspielen. Auch die Bötin Gries schwang ihren Hochzeitsbündel und machte sich auf den Heimweg. Die Ottos bliesen ihr tüchtig nach, doch auf einmal blieb die Griesin stehen und machte Kehrt. Sie hatte sich anders besonnen, kehrte ins Haus zurück und feierte die zweite Nacht mit durch. Mancher war nun schläfrig geworden und suchte nach einem Plätzchen wo er sich ungestört hinlegen konnte. So auch der " Vaitenhensel " von Stierberg. Der schlich sich heimlich in den nahen Stadel und verkroch sich ins Heu. Als er ausgeschlafen hatte, war es stockdunkel, Licht durfte er keines machen wegen der Feuersgefahr. Endlich fand er das Stadelort, aber - o weh - es war verschlossen und obgleich er an das Tor pumperte, hörte ihn niemand. Doch nach geraumer Zeit vernahm er, wie das Tor aufgesperrt wurde und vor ihm stand der Knecht mit der Laterne, den Futterkorb auf dem Buckel. Daß der " Vaitenhensel " jetzt schlecht aufgelegt war, ist zu verstehen und ingrimmig suchte er nach dem guten Freund, der ihn eingesperrt hatte. Bald hatte er ihn auch am Kragen, aber zu einer Rauferei kam es doch nicht, weil der Hensel einseh, daß das ganze bloß ein harmloser Possen war. Die zwei sind auch weiterhin Freunde geblieben.

Viele solcher lustigen Scherze könnte ich noch erzählen. Aber das eine möchte ich noch beifügen: der den Vaitenhensel eingesperrt hatte, war der Kaufmann Sperber von Betzenstein, ein Sohn unseres Schwarzbauernvetter von Hunger. Er war der Vetter unseres Stadtschreibers Konrad Sperber, der auch mit viel Humor gesegnet war. Von diesem harmlosen Homur, der für jene zurückliegende Zeit so kennzeichnend war, ist heute leider nichts mehr geblieben.

Nun senkte sich die zweite Hochzeitsnacht über den Hof. Der von der Kapelle Otto geblasene und schweigend angeführte Abendsegen verklang und mit den nächsten Gästen, die heimgespielt wurden, ging auch ich.

Als ich am dritten Nachmittag auf dem Hof kam, da stand der Leiterwagen vor dem Haus, mit Bänken, Stühlen, Tischen und Geschirr beladen, bereits zur Abfahrt nach der " Schwane ". Im Haus wurde:geputzt, gesäubert, nur nicht in der Stube. Denn da saßen noch die Unentwegten um den großen Familientisch, weil sie glaubten, die Hungerbauernhochzeit müsse richtig ausgekostet werden. Heute pflegt man in Erinnerung daran bisweilen zu sagen: " Drei Tage, wie die Hungerbauernhochzeit ".

Von meiner Mutter hörte ich, daß die Ottos zum letzten Mal den Morgensegen gespielt und sich danach still davon gemacht hatten. Sie hatten ja überaus viel geleistet, den Tag des Kammerwagens mitgerechnet.

Der Hofbetrieb machte sich bemerkbar, das Vieh kam auf die Weide, der junge Bauer gab die Arbeit an und auch die junge Bäuerin hatte viel zu tun im Hause. Meine Mutter, die wacker mitgeholfen hatte, machte Ordnung in der Vorratskammer und im Keller. Esvorräte waren noch in solchem Maße da, daß es noch für drei weitere Tage Hochzeit gereicht hätte. Dabei war es mit allem dem spät geworden und zusammen mit meiner Mutter ging ich heim.
Die Hochzeit war aus !

Die verwandtschaftlichen Beziehungen, die uns mit dem Hungerbauernhof verbanden, waren die besten. Als ich später einmal dort bei der Base auf Besuch weilte, standen wir vor ihrem " Gloskalter " und da bewunderte ich die schönen grünen Tellerchen, die darin aufgestellt waren. " Ja ", sagte die Base " kennst Du sie denn nimmer, das war doch Dein Hochzeitsgeschenk ". Wir sprachen noch viel von ihrer Hochzeit und sie meinte: " Ja, meine Hochzeit, das war die letzte Hofbauernhochzeit nach dem alten Herkommen " und mit den Worten meiner Base möchte ich meine " Kindheitserinnerungen " beschließen .

- . -

Der Hopfenbau zu Betzenstein

Der berühmte Betzensteiner Hopfen brachte früher Wohlstand ins Städtchen. Aber auch der Bauer mußte seinen großen, ledernen Zugbeutel in die Hosentasche stecken, wenn er seinen Hopfen nach Betzenstein, ins Hatlershaus, zur Stadtwege fuhr und er dann nebenan im " Goldenen Stern ", von seinem Käufer ausbezahlt wurde, mit Kronentalern und Goldstücken. Da schmunzelte der Bauer, wenn sein großer Zugbeutel zum platzen voll war. - Ja, das waren noch Zeiten, als die Hopfenkäufer zum Einkauf kamen ! Nur einige Firmen will ich nennen: Nachtigall Nürnberg, Zellner Fürth, Barth Lauf, die Brauereien Scheitemantel und Nahn, Coburg, die Brauerei Gabler, Würzburg.

Der alte Herr Gabler kam viele Jahre selbst zum Einkauf. Wenn er kam, war das erste, daß ich ihm eine versteckte Tasche in seinem Rock, auftrennen mußte. Da zog er zuerst eine dicke Brieftasche heraus und entsprechend Rollen - die Hopfeneinkäufer hatten hier ihre Unterhändler, die " Schmuser " genannt, die einen guten Verdienst hatten. Auch die " Hopfeneintreter " wurden gut bezahlt, diese kehrten den Hopfen in den Sack, der in einer runden Öffnung hing, zum unteren Boden, mußten dann in den Sack steigen und so lange festtreten, bis der Sack prall genug war.

Es gab viele Verdienstmöglichkeiten während der Hopfenzeit, von der Pflücke bis zum Verkauf. -

Den Hopfenbauern war ein gutes Erntejahr zu vergönnen, wohl kein Anbau erforderte soviel an schwerer Arbeit, von Anfang bis zum Ende, als der Hopfen. Es waren nicht immer reiche Ernten die der Hopfen brachte, war er teuer, gab es weniger, gab es viel, war der Preis niedriger. Mein Großvater sagte:

" Der Hopf, ist ein Tropf ", und Hopfenbau ist ein Spekulationsbau und der Bauer soll nicht spekulieren, aber er spekulierte ja auch, aber immer falsch, er verpaßte fast stets den rechten Zeitpunkt zum Verkauf, er war überhaupt hartnäckig im Verkauf.

Wenn dem Bauern im " Stern " der Hopfen ausbezahlt wurde, kam auch sein Knecht nicht zu kurz, er konnte essen und trinken was er wollte und da wurde halt immer der " Breite " verlangt, so nannten sie den Schweizerkäse, da war immer genügend vorgesorgt im " Stern ".

Die Fuhrwerke führen so nach und nach heim, aber die Bauern blieben beisammen sitzen, es wurde oft eine lange und heitere Sitzung daraus, das sah man am Morgen an der beträchtlichen Anzahl leerer Weinflaschen, die auf den Tischen standen. Das ganze Jahr über tranken sie keinen Wein, aber da zeigten sie, daß sie auch das konnten. Der sonst so zurückhaltende " Leutschlag " konnte auch aus sich herausgehen, wenn der Anlaß dazu gegeben war und am rechten Platz war. - Die Hopfeneinkäufer saßen ja selber unter den Bauern und machten mit. -

Wie kam es nun, daß der in der Welt bekannte Betzensteiner Hopfen, in Unwert kam? -, wurde er doch in Berlin und München, mit einer goldenen Medaille premiirt; die Wagscheine zeigten diese Auszeichnungen in " Golddruck ". Jeder Sack Hopfen hatte das Betzensteiner Stadtwappen als Zeichen und wurde mit roten Siegel, mit dem Stadtsiegel, versehen. Das wurde von dem Wagmeister und dem Gemeindegewerkschreiber gemacht. Es kam auch öfters der Herr Bürgermeister Merz dazu, um zu kontrollieren. -

Die Säcke hatten auch Zeichen und Nummern für den Käufer, das war auch in den Wagscheinen vorgesehen. Vor der Seite ging alles nach strengen Vorschriften. Und doch kam die Zeit, wo es abwärts ging mit dem Betzensteiner Gebirgshopfen. Sie haben es selbst verschuldet, der Brauereibesitzer " Zellner " sagte einmal zu meinem Großvater: ihr Betzensteiner seid selber schuld, wenn euer Hopfen in Unwert kommt, weil zu viel Dünger bringt ihr in die Hopfengärten. -

Ein großer Fehler war, daß die Bauern Hopfenfuchser kommen ließen aus Spalt, aus der Hollerdau, aus Saaz, sie wollten verbessern und verdorben - die Bodenbeschaffenheit paßte nicht und so züchteten sie, statt der kleinen " festen runden Dolte, " die prasselte ", wenn sie aufgestreut wurde, eine große, flattrige, offene Dolte, der das fehlte, was unsere kleine Dolte so reichlich besaß zum Brauen eines guten Bieres, darum kamen auch so viele Brauereibesitzer zum Kauf. -

Das Ende war, die Geldquellen versiegten und der Gedarm saß seltener mehr neben dem Postillion, um die Geldsendung zu bewachen, die die Post nach Betzenstein mitbrachte.

- . -

Um den Hopfenblattertisch !

Sangesfreudig waren die Betzensteiner in früherer Zeit, alt und jung liebten den Gesang. Die Burschen sangen auf den Bergen um Betzenstein. Wenn die Mädchen, Arm

in Arm, einen abendlichen Spaziergang machten, sangen sie, es war eine schöne Sitte der jungen Leute. - Zur vollen Geltung kam das Singen während der Hopfenpflücke, da konnte man schon in Frühe, aus manchen Haus, ein frohes Lied hören.

Der Abend war ganz dem Lied und den Erzählungen der Hexen- und Gespenstergeschichten, gewidmet; diese waren oft so graulich, daß es mich gruselte, wenn der große Hopfenkorb geleert werden mußte und ich unserem alten Knecht Hensel, mit der Laterne vorausleuchten mußte, bis zum obersten Boden des Hauses. - Eine gute Sängerin war unsere Pflückerin, die Sabine Fietta, die Mesnersfrau, die Familie wohnte in unserem Hatleshaus. Wenn sie das " Zillertal " sang, trillerte sie wie eine Lerche, die singend in die Lüfte steigt. Auch unsere alte Bötin Gries sang uns aus der " Martha " und dem " Verschwender " vor, - diese Lieder erlauschte sie sich in Nürnberg, wenn sie als Bäckermädden, die Frühstücksbrötchen in die Proben der Künstler, ins Theater trug.

Viele schöne Lieder wurden gesungen, die längst vergessen sind. - Aber es wurden auch solche Lieder gesungen, die der Rundfunk als " Lieder aus der Küche " hören läßt. -

Unser alte Hensel hatte da sein besonderes Lieblingslied, das er allein sang, das Lied von der " Radeltröng " , mit der war er halt sehr vertraut, radelte er doch jeden Morgen mit ihr, den Mist aus dem Stall. - Wenn nun viel geredet und gesungen wurde, ging eine Erfrischung um den Tisch herum, die " Bierstütze " - und wenn die Reihe an die gute Griesin kam, dann sagte sie stets, " der Komet geht auf " ihr Gesicht verschwand dann ein Weilchen hinter der " Stütze " , denn sie tat einen tiefen Zug, -

Um Zehn Uhr nachts gab es eine viertel Stunde Pause, da war viel Lärm auf der Strasse, bis das junge Völk wieder zum sitzen kam, meist bis 12 Uhr nachts, dann wurde das Laub des Hopfens, bis zu den Knien stack man darinnen, hinausgeräumt, der Tisch gesäubert, nun gab es Brot, Bier, Schnaps, Obst, man saß noch etwas beisammen, wünschte eine " Gute Nacht " , und am nächsten Morgen saß alles, pünktlich um 6 Uhr wieder um den Hopfentisch.

So ging es oft länger als 3 Wochen, dann kam der " Niederfall " , der Tag an dem die letzte Fuhre Hopfen eingeholt wurde, das war ein Ereignis das gebührend gefeiert wurde.

Die schönste Stange Hopfen wurde auf den Wagen hochgestellt, sie war geschmückt mit bunten Bändchen und einem farbigen Tuch, ein Maskierter hockte neben der Stange, meist waren es mehrere, die juchzten, die Kinder schrieten und liefen hindendrein. Dieser Aufzug gehörte einem alten Brauchtum an. Das schöne Tüchlein erhielt der, der die letzte Stange aushob. -

An Essen und Trinken fehlte es an der Schlußfeier nicht, das war Ehrensache der Bauern, und so wurde entsprechend gebacken und gebraten. Es wurde meist so eingerichtet, daß um 10 Uhr der letzte Hopfen abgeblatet war. Nun wurde die Stube gesäubert, besonders der Tisch, denn nun gab es nochmal eine Mahlzeit und die " Bierstütze " wurde nicht leer - nun wurde etwas Platz gemacht, - der Fiettasschorsch zog seine " Mundharmonika 2 aus der Westentasche und spielte, nun tanzte wer Lust hatte.

Ein fröhlicher Tag war so ein "Niederfall", und dauerte bis spät in die Nacht hinein. - Manche dachten wohl auch; wie wird es sein bis zum nächsten "Niederfall", - ein Jahr liegt ja dazwischen. - Wenn der Nachtwächter Paulus, um 3 Uhr seine Runde tätete, war der Niederfall ausgefeiert. - Das Wort "Niederfall", will sagen, daß es jetzt geschafft ist, und daß die letzte Hopfenstange nieder gefallen sei. -

- . -

Wie es in der "Rockenstube" war !

Ja die "Rockenstube", die Spinnstube von Annodazumal - ich habe sie selbst noch miterlebt in meinen jungen Jahren und meine Tante Margaret, mit der ich mich oft unterhielt, hat mir auch noch so Manches davon erzählt.

So ist es gewesen: Bei uns in unserem Städtchen Betzenstein, da hat es zwei Rockenstuben gegeben. Die eine war für die Bürgerstöchter, die andere für die Mägde. Nicht etwa, daß man die Mägde gering geachtet hätte, aber es war eben nun einmal seit Alters so eingeführt. Eigentlich waren es zwei Rockenstuben, die von den Bürgermädchen besucht wurden: die eine war bei Käthe Lottes im Hause Escher am unterm Tor, die andere war beim "Gottlieb" - aber das war nur der Hausname. Es ist jenes Haus, das nun im Besitz von Hans Potzner ist. Aber zu unserer Zeit, da saß in ihm die Familie Müller. Die Müllers waren seit Generationen ansässig in Betzenstein und galten viel. Einer von ihnen war um 1866 Bürgermeister in Betzenstein und als dann in diesem Bruderkrieg die Preußen anrückten und unser Städtlein stürmen wollten, ist ihnen der Bürgermeister Müller mit einer weißen Fahne bis zu den Schloswiesen entgegengegangen und daraufhin ist der Einmarsch der Preußen ganz ruhig verlaufen.

Unsere Müllers waren die letzten ihres Stammes, ein kinderloses altes Ehepaar, die gern Jugend um sich saß. In der großen hellen Stube der "Bas Müller" traf sich regelmäßig ein kleiner Kreis der Spinnerinnen. Eigentlich waren es nur fünf, darunter meine Tante Margaret, Sicher war es ein ansprechendes Bild, wenn man unsere Mädchen mit dem Spinnrocken durch das verschneite Städtlein gehen sah. Es war das meist abends, dazwischen aber auch nachmittags. Die Mägde gingen immer schon nachmittags, wenn sie die Stallarbeit, "die Oerbert" getan hatten, die rechte Zeit zum Spinnen war natürlich abends, weil da auch die "Rockenburschen" kamen und das bedeutet immer fröhliche Unterhaltung.

Zu den fünf Spinnerinnen bei der Müllersbas stellten sich immer sechs Burschen ein. Sie halfen mit, indem sie ihre Spinnrädchen drehten, dazwischen drehten sie sich natürlich auch mal zum Tanz. Die nötige Musik war auch immer da, denn meistens einer der Burschen zog eine Mundharmonika heraus. Dieses kleine Instrument mußte auch bei anderen Gelegenheiten herhalten und es gab meisterhafte Spieler unter den jungen Leuten. Oft sangen sie auch alte schöne Lieder. Ein paar davon habe ich noch in der Erinnerung :

" Es liegt ein Weiler fern im Grund ..."
 " Wenn die Schwalben heimwärts ziehen..."
 " Zieht im Herbst die Lerche fort ..."

Mit Wehmut denke ich an diese Lieder zurück, die wir übrigens auch beim Hopfenzupfen sangen. So waren diese Spinnabende ein rechts, wenn auch bescheidenes Vergnügen für die jungen Leute.

Doch einmal, da ist meine Tante recht verärgert heimgekommen. Die Burschen hatten ihr einen Possen gespielt und ihren Rocken angezündet. Es ging meiner Tante nicht um den Flachs, aber es war auch das schöne Rockenband mit verbrannt und grad auf ihre Rockenbänder waren die Spinnerinnen mit Recht stolz. Immerhin trug meine Tante den Burschen deshalb nichts nach.

Aber dann ist den fünf Spinnmädchen etwas anderes passiert, das weniger harmlos aussah. Sie waren zur Abwechslung in die andere Spinnstube bei der Käthe Lottes gegangen und wie sie heimgingen, da fanden sie in der Tenne (Hausgang) ein Papier - es war ein -"Pasquill" mit folgenden Versen (nach Betzensteiner Mundart) :

" Uberaol sen d'Led'n zou
 bon Lottensen sens off'n
 drinna hock'n schöner Mala
 houm su grouße Gosch'n
 grouße Gosch'n nit alloa
 Aug'n wöi d'Fensterstoa
 Händ wöi d' Bärntatz'n
 Föiß wöi d'Tennerplatsch'n ".

Ob auf diesem merkwürdigen Schriftstück noch mehr solcher Schmäherse standen, das weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß meine Tante lachend heimkam und uns diesen Vers vorsagte. Jedenfalls hatte der Schreiber seine Absicht sie zu ärgern, nicht erreicht.

Wenn die Mädchen stundenlang gesponnen hatten, dann hatte sich auf ihren Schürzen eine Lage Spreu, kurzweg " Si " genannt, gesammelt. Da waren es nun die Rockerburschen, die dann galant zugegriffen hatten und die Schürzen behutsam abschüttelten. Dies sowohl wie auch das Rockenanzünden war bei uns althergebrachter Brauch.

Sobald die Tage länger wurden - wenn es auf Lichtmeß zugeht - dann war es mit dem Spinnstubegehen langsam zu Ende. Doch gab es noch eine richtige Schlußfeier das " Rockenscheitel ". Es war Ehrensache der Spinnerinnen, diese Feier in der Hauptsache selbst auszurichten. So buk jede von ihnen einen großen Gugelhupf. Das war zu jener Zeit das beliebteste Gebäck zu dem Nachmittagskaffee der Feier. Es ging da schon richtig groß her, die Burschen waren feierlich eingeladen, der Tisch war festlich geschmückt und am Ehrenplatz saßen die guten Müllersleutchen. Die hatten ja den ganzen Winter über so viel über sich ergehen lassen müssen. Wenn dann der Abend kam, wurde ein Fäßchen Bier angezapft, Schinken und Würste hatten die Mädchen von daheim mitgebracht und in weitaus nötigem Ausmaß. Nach den leiblichen Genüssen trat wieder die Mundharmonika in ihre Rechte und lockte zum Tanz.

Die Rockenburschen von damals waren achtbare und heitere junge Männer. Einer von ihnen war - wie ich mich noch gut erinnere - ein großer Spaßmacher. Vom " Rockenscheitel " an bis zum Jahresausgang wurde dann immer gute Freundschaft gehalten bis der Winter wieder ins Land zog und uns in der Stube der " Müllersbas " aufs Neue zusammenführte.

- . -

Der Winterabend auf dem Sperbershof in Waiganz₃

Wenn auf den Feldern die Ernte eingebracht war und die Äcker schon bestellt für das kommende Jahr, das Holz geschlagen und gerichtet für den großen Kachelofen in der Stube, und in der Scheune die Dreschflegel, die Putzmühle und die Wurfschaufel ihre Arbeit getan hatten, dann kehrte vor dem Sperbershof die Ruhe ein.

Desto lebhafter wurde es im Hause. Von früh am Morgen bis spät am Abend wurde gewerkelt. Die Männer draußen in den Ställen, die Frauen drinnen in Haus und Küche. Die Männer hatten auch eine Stube mit allen Handwerkszeugen, die sie brauchten zum Ausbessern aller landwirtschaftlichen Geräte, die sie selbst herstellten, so weit sie konnten. Jungvolk war nicht viel im Hause. Es war der jüngste Sohn, der Görg und die Kleinmagd, die Knopfers Lies, die war von Betzenstein. Das waren die einzigen jungen Leute. Die größeren Brüder gingen nach Hetzendorf in die Hutzenstube; die wollten die Mundharmonika pfeifen hören und wollten tanzen.

An Weiblichkeiten war noch da die alte Lies, die auch einmal Jungmagd auf dem Sperbershof gewesen war und dort alt geworden ist. Dann war da noch die Hofbäuerin. Die einzige Tochter vom Sperbershof war Hofbäuerin geworden auf dem Hungerbauernhof in Hunger.

Wenn es soweit war, daß alle Arbeit getan war im Sperbershaus, dann setzte man sich zum Abendbrot. War dann nach dem Tischgebet noch das Nötigste getan, dann setzte man sich zusammen zur beschaulichen Ruhe.

Nun kam es zu einer Hutzenstube. Die Spinnrädchen schnurrten. Es kamen die drei Nachbarn, der Bauern Hans, der Windisch und der Freiburger. Dann ging die Tür auf und wer kam? - Der Eibental-Lenz! Über die Berge ging er auf den Sperbershof um sich zu wärmen am Kachelofen und um zu hören, was die Männer alles erzählten und was der Görg aus seiner Bibel vom Anfang alles vorlas. Der behauptete nämlich, jeden Winter die Bibel vom Anfang bis zum Ende durchgelesen zu haben. Sie lauschten alle mit Andacht. Wenn der Görg müde war, dann hatte er die Gewohnheit, sich auf der breiten Ofenbank auszu-ruhen.

In Betzenstein war damals eine Lotteriestelle, da konnte man nach Belieben einen Betrag einsetzen. Die alte Lies war sehr eingenommen von diesem Lotteriespiel. Sie gab viel auf Träume. Da fragte sie oft den Görg: "Hat Dir keine Zahl geträumt"? Der Görg dachte: den Gefallen kann ich Dir einmal tun, alte Lies! - Als er wieder einmal auf der Ofenbank lag und tat als schliefe er, da fing er zu plaudern an. Da sagte die Lies: "Horcht, dem Görg träumts! Schreib' dirs auf!" Und der Görg nannte einige Zahlen. Und diese setzte die alte Lies und gewann 500 Mark. Der Görg hat das Stücklein noch oft probiert, aber es schlug nie mehr ein. -

Die Lies hatte in Nürnberg eine Tochter verheiratet mit einem Kupferstecher namens Ritter. Sie hatte zwei Söhne, den Paul und den Lorenz Ritter. Die durften ihre Ferien auf dem Sperbershof bei der Großmutter verbringen. Wenn sie kamen, freute sich der Görg immer sehr. Denn sie malten auf dem Hofe, was da herumstand und herumlief. Der Lorenz Ritter wurde Professor der Malerei. Der Paul Ritter ein berühmter Kupferstecher.

Wenn es allmählich in der Hutzenstube auf 11 Uhr zuing, sagte die Hofbäuerin zum Eibental-Lenz: "Lenz, denk ans Heimgehn! Du hast einen weiten Weg. Es ist alles verschneit und verweht". Da sagte der Lenz in aller Ruhe: "Bin gleich daheim. Ich geh' über die Koppenleite". Dann ging er über den Bergrücken hinunter in sein Eibental. Und am andern Tag saß der Lenz wieder auf der Ofenbank im Sperbershof.

So vergingen die Abende in der Hutzenstube bis es in der Natur wieder lebendig wurde und der Bauer an seine Feldarbeit denken mußte.

Die Hofbäuerin Sperber war auch eine mildtätige Frau. Sie hatte einen Extra-Mittagstisch für bedürftige Kinder. Die kamen jeden Mittag zum Essen. Die meisten von Betzenstein. Darunter war auch die Knopfers Lies, die später auf den Hof als Kleinmagd gekommen ist. Unsere Bötin, Kunigunde Gries, war auch als Kind an dem Tisch gesessen. Die Kinder kamen alle gern, den bei ihnen daheim war oft Schmalhans Küchenmeister. Zu dem neuhergerichteten ehemaligen Sperbershof mit seinem einzigartigen schönen Fachwerk, gehört auch diese Erinnerung.

Nacherzählt, im 94. Lebensjahr, von Frau Anna Frick

Flachs-anbau in Betzenstein !

So wie jeder Ackerbürger und Bauer sein Hopfenfeld hatte, so hatte er auch sein Flachsfeld.

Es war ein weiter Weg, bis der Flachs soweit war, daß ihn die Mädchen in der Rockenstube spinnen konnten. Schön war das Flachsfeld, wenn der Sommerwind die unzähligen blauen Blümchen wiegte. Wenn der Flachs reif war, wenn jedes Blütchen seine kleine Frucht hatte, wurden sie mit den Wurzeln, aus der Erde gerauft, gebündelt und in den Stadel gefahren. Dort wurde er gerüffelt. Der Rüffel war wie ein Rechen mit langen eisernen Zähnen, er war fest angebracht, die Zähne nach aufwärts, im Rüffel wurde er so lange hin- und her gezogen bis alle Körnchen sprangen, der Samen für den nächsten Anbau. -

Dann wurde er in Docken gebündelt und in den Weiher " Rös " gefahren, dort in Lagen, die mit Stangen bezeichnet wurden in Wasser versetzt, dort blieb er etliche Wochen, wurde dann im Weiher je drei zu drei Docken zum trocknen aufgestellt. Die " Rös " war ein schöner großer Weiher, mit hellem klarem Wasser. Es stand auch ein Badhäuschen in der " Rös ", das ließen sich Herr Pfarrer Remshard und Herr Prof. Stählin hinein stellen.

Im Winter wurde die " Rös " zum Schlittschuhlaufen von Groß und Klein aufgesucht. Es ist längst versiegt, wie alle stehenden Gewässer hier. Der Weiher hieß " Rös ", weil in seinem Wasser der Flachs geröstet wurde. Die " Rös " war in der Nähe von Betzenstein, an der Strasse nach Plech, lag links und erhöht; rechts der Rös, die Strasse lag dazwischen, da war der " Altenbrunnen " der war ausgemauert und mit Randsteinen umgeben, er hatte stets Wasser, ist auch versiegt und nun ist es auch mit der " Bleich " aus, dort bleichten die Frauen ihr selbstgesponnenes Leinen. Immer hatte sie Wasser, die Bleich, und so schön und klar, daß von ihrem Wasser gebraut wurde.

Die " Bleich " war auf der Strasse nach Mergners, unterhalb der " Rös ". Die Rös lag also erhöht zwischen Bleich und Altenbrunnen. Wenn der Flachs im freien getrocknet war, kam er noch in den Bachofen, wenn der noch erwärmt war nach dem Brotbacken, um richtig auszutrocknen. Wenn das geschehen war, wurde der Flachs bearbeitet; - er kam in die " Breche ", eine schmale lange Bank, mit gleichlangen Hebel, der die Flachsdocken trock, wenn sie in der Breche hin und her gezogen wurden. Wenn Brechenszeit war, dann war im Städtchen und in den Städeln ein lustiges geklapper.

Wenn der Flachs mürbe gebrecht war, dann kam er durch die " Hechel " die Hechel war wie eine Bürste aus Draht, hier wurden die Docken durchgekämmt und spinnfertig gemacht. Die Hechel war auf einen Holzbock festgemacht.

Tief standen die Frauen, bei dieser Arbeit in der Spreu. Nun sah man, daß die graue, rauhe Docke, sich heraus schälte als eine langfädige, silberglänzende Docke, die einmal eingedreht wurde, wie ein Zopf und das war die " Flachsreife ", fertig zum spinnen. Das grobausgehechelte, das auf den Boden lag, wurde noch einmal durchgehechelt, es gab dann rauhen, grauen Flachs, wurde aber auch gesponnen und gewebt, dieses Leinen hieß: das " Nachgehechelte ". Es war nur der Unterschied, das es rauher war, nicht so hell und glatt im ansehen.

In Betzenstein gab es damals noch viele Weber, das Bleichen der Leinwand war der letzte Schliff. Zum Flachskauf kamen Händler aus Sachsen mit Planwagen, sie kauften in Franken für die sächsische Großbetriebe. Der Flachsverkauf war Angelegenheit der Bäuerin.

Unsere Großmutter ließ die Leinwand in Diepoldsdorf bleichen. Stets am Kirchweihsamstag, kam der Bleicher mit zwei großen Ballen auf seinem Schubkarren angefahren. Die Großmutter sagte da einmal: Der Flachs geht durch viele Hände, bis er soweit ist, für die Bäuerin keine billige Angelegenheit, aber die Haltbarkeit macht das quitt. - Als ich jung war, stickte ich mir für meinen Wäschschrank Streifen:

Geblüht im Sommerwinde,
Gbleicht auf grüner Au,
Liegt schön es nun im Spinnle,
Zum stolz der deutschen Frau.-

- - -

Der Gänseweber zu Betzenstein !

Der Gänseweber war zeitlebens ein armer Mann. Sein Vater war ein Weber, war noch nebenbei " Fallmeister " und darum gaben manche den Weberle den weniger schönen Namen " Schindeweber ".

Er hatte einen schönen Namen, er schrieb sich " Edelhäuser ". Wo jetzt das schöne Haus, unter dem Schmiedberg steht, stand ein kleines, niedriges, altes Häuschen, das war sein Vaterhaus.

Der Gänseweber spürte nie, daß er arm war, er litt nie Hunger. - Alle Betzensteiner hatten ihn gern, den kleinen Hirten, der schon als Schulbub die Gänse hütete und so sehr frühzeitig für sich selber sorgte. Wenn der Weber auch nur Gänse hütete, er war doch stolz auf seine gefiederte Herde und behütete sie treu. Stets hatte er auf seinem verwitterten Strohhut, eine Reihe großer Gänsefedern stecken, als Zeichen seiner Würde.

Zwei Gänseriche belohnten ihm seine Hirtentreue schlecht. Ich kam gerade vorbei, als der Kampf in vollem Gange war -, die Gänseriche hatten ihn überfallen, nach dem Eintrieb, am Haus von Fritz Lehnes, neben der Kirche.

Rechte und links hatte der Weber eine am Kragen, er blutete im Gesicht und an den Händen, böse hatten sie ihn zugesetzt mit Schnabelhieben. Ich konnte ihm nicht helfen, weil ich mich fürchtete von den Wüterichen sie schlugen mit den Flügeln um sich daß es rauschte. Aber nun kam Hilfe für das arme Weberle, der große, starke Fritz Lehnes trat aus seinem Haus und befreite ihn. - Da watschelten sie davon. -

An der Kirchweih ging der Gänseweber in die Häuser, seinen Lohn zu sammeln, für eine Gans 20 Pfennig; wenn auch nicht viel, es kam doch immer ein annehmbares Sümmchen für ihn heraus. - Das ganze Jahr über hatte er keine Not, er brauchte nicht frieren und nicht hungern und Gänsehirt war er gerne, und war es auch noch als er schon ein alter Mann war. -

Ich und meine Gänse sind die besten Freunde,
Weil ich es so gut mit ihnen meine.

Das war noch ein Gedicht vom Gänseweber.

- - -

Die alte " S c h a i f a l i " zu Betzenstein

Das Haus im Wurzgarten war das Gartenhaus und Jagdschlößlein derer von Ebner Eschenbach, Pfleger der Stadt Betzenstein. Dort war auch einmal eine Reitschule für die Herren und "Herrenfrauen".

Als dies alles der Vergessenheit angehörte, war der Besitzer ein einfacher Mann. Er kam von der Windmühle und schrieb sich Herrmann, verdiente sich durch seine Freigebigkeit den Namen " Scheifaler ". Der Scheifaler hatte vier Kinder, die wollten ernährt sein, und weil er von der Mühle her mit Mehl zu tun hatte, fing er einen Mehlhandel an.

Das Geschäft ging, der Kaufmann war freigebig, gab immer drein mit den Worten: noch ein " Scheifala " und so verdiente er sich den Spitznamen für seine ganze Familie -, da gab es eine " Scheifalin " einen " Scheifalas Ludwig " - Konrad - Rosel - und Babett. Brav waren die " Scheifalesleut " und ihre Kinder. Aber die Gutmütigkeit ihres Vaters wurde ihnen zum Verhängnis.

Eines Tages hatten sie kein Haus und keinen Garten mehr und wohnten in einer großen Bretterhütte, die ich noch kannte, trug ich doch jede Woche zwei mal dem kranken " Scheifala " eine Suppe hin, die ihm meine Großmutter kochte. Die Hütte war ein einziger großer Raum zu ebener Erde, mit Schindeln gedeckt. In den paar Gärten ums Haus bauten sie Gemüse, das sie im Städtchen verkauften.

Die " Scheifali " hatte auch einen Zuckerhandel, hatte an der Kirchweih und an Markttagen ihren bestimmten Stand, an der Ecke vom Schellhaus. Wir Kinder trugen ihr gerne unsere 3,5 und 10 Pfennig hin, weil es bei ihr immer etwas besonderes gab.

In der Weihnachtszeit war für uns Kinder die " Scheifali " der Weihnachtsbote. Da ging sie von Haus zu Haus einen Huckelkorb auf, rechts und links am Arm große Henkelkörbe. Wenn sie auspackte gab es schönes zu sehen; Märzipandocken für die Mädchen, - Reiter für die Buben, alte Märchenbilder von Zucker und bemalt lagen der Reihe nach da. Das war für die Kinder der damaligen Zeit schon eine Weihnachtsvorfreude. -

Die Jahre gingen hin auch in der Elendshütte der Familie Herrmann. Der alte " Scheifala " starb. Die Kinder waren in fremden Diensten, waren fleißig und sparsam und so geschah es, daß an Stelle der Hütte, ein stattliches Häuschen wuchs, von den Kindern mit vereinten Kräften erarbeitet.

Der Konrad Herrmann heiratete die einzige Tochter eines kleinen Gütlers- und als seines Vaters Haus im Wurzgarten von dem Besitzer wieder verkauft wurde, verkaufte der Konrad seinen angeheirateten Besitz mitsamt dem Haus, es ist das Stockknechtshaus, und kaufte den Wurzgarten und das Gartenhaus der Ebner-Eschenbach wieder zurück.

Nun war der Konrad wieder daheim und seiner Maigl gefiel es im Wurzgarten auch besser als im Stockknechtshaus mit dem runden Turm. - Der Konrad hatte einen Gemüse- und Obsthandel und kaufte bei den Bauern den roten Hopfen; er verstand sein Geschäft besser als sein braver Vater. Die alte Scheifali konnte die Freude, daß der Wurzgarten wieder ihnen gehörte, noch erleben; sie wohnte aber mit ihrer Tochter Rosel im erworbenen Häuschen, sie hat ja auch das ihre dazu getan, soweit es in ihrer Kraft lag. Leider kann ich eines nicht verschweigen, die Scheifali und ihre Rosel haben gerne eines über ihren Durst getrunken, aber brave Frauen waren sie bis an ihr Ende.

Als die alte " Scheifalin " beerdigt wurde, ich gab ihr auch das letzte Geleite, da trat ihr ältester Sohn Ludwig mit einem schönen großen Kranz an das Grab seiner Mutter und sagte: Diesen Kranz von den Putzfrauen des Fenster- und Treppenreinigungs-Institut Ludwig Herrmann in München, als letzten Gruß. Der Ludwig hatte sich selbstständig gemacht und beschäftigte an die 30 Frauen. Jedes Jahr kam den Ludwig seine Frau, eine Münchnerin, zu Besuch nach Betzenstein. Sie wohnte stets bei ihrer Schwägerin Rosel. Beide waren sich auch sonst noch verwandt, - nämlich hinter dem Maßkrug, den verstand die echte Münchnerin zu heben.

Die Familie Herrmann " Scheifala " ist ausgestorben und um das Gartenhaus im Wurzgarten ist es ruhig geworden. Zuletzt war es im Besitz eines Ausländers. Nun ist es Eigentum des Gasthof zum Goldenen Löwen, der Brauerei Johann Wagner.

Über dem Eingang des Hauses ist heute noch das Wappen der Pfleger derer von Thill und von Ebner Eschenbach zu sehen. Das Haus, "ehemaliges Jagdschloßlein" der Pfleger, steht unter Denkmalschutz.

Was der Großvater v. Sperbershof zu Waiganz erzählte !

In der alten Linde vor dem Hause auf dem Sperbershof in Waiganz hauste eine Krähe. Die war schon da, als der Großvater noch ein Kind war und als er nach Betzenstein in den goldenen Stern einheiratete, wohnte sie noch in der Linde. Bekanntlich werden die Krähen an die hundert Jahre alt. Die Krähe hieß Jakob, war also der " Jakob " auf dem Sperbershof. Dort ging es ihm gut. Brauchte im Winter nicht hungern und frieren wie seine Artgenossen im Wald und auf den Fluren. Der Jakob war gar nicht scheu. Mit dem Tyras hatte er dicke Freundschaft, dem durfte er auch auf den Buckel setzen und in das dicke Fell picken und an den Ohren zupfen. Was der Tyras aus seiner Suppenschüssel verschlaperte, das pickte der Jakob auf und holte sich auch einige gute Brocken heraus. Mit den Katzen hatte er nichts zu schaffen, denen flog er aus dem Weg, er traute ihnen nicht.

In den Geräten die im Hof herumstanden, kannte sich der Jakob aus. Wenn der Pflug angespannt wurde, war er auf der Lauer und kaum hatte der Bauer ein Beet geackert, da merkte er, daß der Jakob dicht hinter ihm herwackelte und sich anpropfte mit Engerlingen und Würmern. Wendete der Bauer den Pflug, tat der Jakob nur einen kleinen Hupfer beiseite, es kam vor, daß der Jakob von Zeit zu Zeit verschwunden war, da war er draußen bei seinen Artgenossen ; es gefiel ihm aber nicht lange dort, in der weiten Welt. Seine Welt war die Linde, der Hof, die Menschen und Tiere die dort wohnten und die ihn alle gern hatten, da war er daheim.

Einen Fehler hatte der Jakob halt doch, er war diebisch wie eine Elster, alles was funkelte und blitzte das trug er heim, in seine Linde, in die vielen Spechtlöcher, die alle ihm gehörten. Neugierig war der Jakob sehr, das machte halt, weil er immer auf der Suche war nach funkelnden Dingen.

Das offene Stubenfenster erregte seine Neugierde sehr, da flog er an und äugte hinein; war niemand in der Stube, hüpfte er auf das Fensterbrett und hielt Umschau nach Funkeln dem. Und da geschah es halt einmal - die Urgroßmutter hatte ihren Ehering aufs Fenstersims zu ihren Schmeckerstöcken gelegt und weg war er, nicht zu finden !

" Girg ", sagte die Urgroßmutter, " steig auf die Linde und such, den Ring kann nur der Jakob forttragen haben." Der Girg, das war der Großvater, stieg auf die Linde. Da sah er mit welchem Fleiß der Jakob all die glänzenden Sachen aus Blech, Glas und andere schönen Dinge säuberlich eingeschlichtet hatte in die Spechtlöcher. Es tat dem Girg leid daß er da eingreifen und zerstören mußte, den Ring fand er nicht.

Da sah er ein Spechtloch, das war erst halb voll Diebesgut und da fand er den Ring. Das Stücklein wurde dem Jakob nicht übel genommen, es tat seinem Ansehen keinen Abbruch und er war nach wie vor der Erste am Platz wenn die Hühner, Tauben, Enten und Gänse gefüttert wurden.

Ein Räuber war der Jakob nicht, flog er doch auch zu den Tauben auf den Schlag und stahl ihnen kein Ei. Die Tauben waren seine Freunde.

Einmal plagte den Jakob die Neugierde wieder sehr, als das Stubenfenster offen war. Da flog er wieder an und äugte, er sah niemanden in der Stube. Den Girg konnte er nicht sehen und der dachte: "jetzt will ich doch einmal schauen, was der Jakob für Sachen macht!"

Der Jakob äugte noch einmal um und um, und dann wackelte er durchs Fenster auf das Fenstersims und siehe da, schon in allernächster Nähe da funkelte es. Freudig hüpfte er näher, aber was ist das, ... da ist ja einer seinesgleichen! Wie kam der Kerl da herein, was wollte er hier, der hat nichts zu suchen auf dem Sperbershof! Hin und her drehte sich der Jakob vor Aufregung, - der Andere auch! Der Jakob kam in Zorn und brüstete auf und spreizte die Flügel, der Andere auch! Das war zu viel für den Jakob, er kam in Wut und holte zu einem gewaltigen Schnabelhieb aus für den Eindringling! ... da krachte und klapperte es! Steif und starr stand der Jakob, dann flog er wie gejagt aus dem Fenster.

Auf seiner Linde erholte er sich von dem Schrecken. Lange flog er das offene Fenster nimmer an. Der Spiegel der Urgroßmutter, der am Fensterbogen lehnte, hielt den "gewaltigen Hieb" nicht aus. -

Erzählt und aufgeschrieben von Frau Anna Frick im 94. Lebensjahr.

Kindheitserinnerungen an die " Alte Post " in Betzenstein

Eigentlich muß ich damit anfangen, als die " Alte Post " noch der " Goldene Stern " war. Auch " Blauer Stern " wurde sie genannt. Dieses schon sehr alte Gasthaus war von meinen Urgroßeltern gekauft worden. Der Urgroßvater, der 1844 starb, entstammte der Familie der Huf- und Waffenschmiede Lipfert, die aus Mittelehrenbach zugezogen war. Ich kann mich noch an die Schmiede erinnern, an den mächtigen Amboß, der vor dem Hause in der " Schmiedebrücke " stand und an die Ringe in der Wand zum Festhalten der Pferde. Auch den letzten Schmied, Heinrich Lipfert, den Bruder meines Urgroßvaters, kannte ich noch. Über dem Eingang des Gasthofes ist heute noch das schöne Hauszeichen dieses Schmieds zu sehen.

Der Vater der Großmutter besaß viel Unternehmungsgeist. Er baute die Keller in den Berg, pflanzte auch auf dem Berg selbst rundherum Linden an und wo heute der Pavillon steht, dort ließ er einen Steintisch und Steinbänke herum aufstellen. Ich bin auf diesen Bänken noch gesessen. Weil das mein Ur-Urgroßvater alles nur tat, um etwas für die Verschönerung von Betzenstein zu leisten, hat man der Berg in der Folge ihm zu Ehren " Schmiedberg " genannt.

Ich habe auch noch einen Urgroßonkel gekannt, der ist später zu seiner Tochter gezogen, in das Haus, das nun im Besitz von Zahnarzt Buchner ist. Dieser Uronkel war ein starker Mann mit einem martialischem Schnauzbart und dichtem Haarschopf; ich kann ihn mir noch gut vorstellen, wie er immer zufrieden in seinem Bockensessel saß - er ist 1879 gestorben.

Wie gesagt, war der " Goldene Stern " bereits ein altes Gasthaus, als meine Ahnen ihn übernahmen. Ich glaube, er war eines der ersten Häuser, die man innerhalb der Stadtmauer erbaut hat. In diesem Haus habe ich meine Kindheit und meine Jugend verbracht.

Meine Großmutter, Susanne Lipfert, erzählte mir von ihrer Mutter, daß diese eine kleine beleibte Frau war, die sich aber überall Respekt verschaffte. 27 Jahre lang führte sie als Witwe das Geschäft und zugleich die Landwirtschaft. Als ihre zwei Töchter heiratsfähig waren, war sie es, die die Wahl der Gatten bestimmte. Die Tochter Susanne mußte ihren Vetter Konrad Lipfert heiraten, er war gelernter Kaufmann. Als er heiratete, war er Hopfenein- und -verkäufer für ein großes Straßburger Handelshaus und viel im Ausland auf Reisen. Doch das machte seiner Schwiegermutter nichts aus, denn das Regiment im " Goldenen Stern " führte ohnehin sie. Dann war noch die Tochter Anna Katherina da. Die mußte den Gerbermeister und Ratsherrn Dorn in Gräfenberg ehlichen, obschon sie eine heimliche Liebe zu einem jungen Lehrer im Herzen trug. Das war hart für sie und auch den jungen Lehrer traf es schwer, wie es zu ersehen war aus dem Abschiedsbrief, den er an das geliebte Mädchen schrieb.

Die alte Frau Elisabeth Lehnese, die damals im "Stern" bedientet war, hat mir erzählt, daß die "Annakäthl", als sie in die Brautkutsche stieg, bitterlich geweint hat. Doch die strenge Mutter war auch eine gute Mutter. Das bezeugt ein Brief von ihr, den sie später an ihre Anna Katharina schrieb und in dem ihre mütterliche Fürsorge und Liebe für ihre zwei Töchter zum Ausdruck kommt.

Als die zwei Schwestern junge Mädchen waren, galt das Kaffeetrinken noch als Luxus und Verschwendung. Aber im "Goldenen Stern" gab es schon echten Kaffee, jedoch nur für reiche und hohe Gäste. Wenn nun die Sternwirtin solchen echten Bohnenkaffee braute, dann rief sie ihre Töchter immer ins Privatstübchen und da bekamen sie in aller Heimlichkeit ein Schälchen von dem guten Trank.

Früher noch, 1804, war der Nürnberger Stadtflaschner und Volksdichter Konrad Grübel nach Betzenstein gekommen, um die Dächer der Burg und der Stadtpfarrkirche in Ordnung zu bringen. Auch er und seine Gesellen wohnten im "Stern" und wie Grübel nach Nürnberg berichtete, fühlte er sich sehr gut aufgenommen. Der Sternwirtin schrieb er auch ein Gedicht ins Album, welches letzteres leider in den Besitz weitläufiger Verwandter gekommen ist. Es soll nicht verschwiegen werden, daß Grübel und seine Gesellen von der Arbeit auf dem Kirchturm auch Wanzen mit ins Quartier brachten und es gab geraume Zeit zu tun, bis die Kammer und die Betten wieder von dem Ungeziefer befreit waren.

Als der Großvater starb, da besorgte die Urgroßmutter einen zweiten Mann für ihre Tochter Susanne. Es war der Hofbauernsohn Georg Sperber von Waiganz - er war der rechte Mann für den "Stern" und auch ein guter Vater für die angeheirateten Kinder seiner Ehefrau. Wenn der Großvater von seiner Schwiegermutter erzählte, so hörte man immer Hochachtung und Anerkennung aus seinen Worten. Zunächst machte der Großvater keine Änderungen im Haus. Es blieb die alte Wirtsstube mit etlichen Nischen in den Wänden. Eine etwas größere davon mit einem Glastürchen, war der Gläserschrank. Eine Nische hinter dem Ofen mit einer eingemauerten Bank war die "Höll", dort saß man im Winter der Wärme am nächsten. Neu war aber das Petroleumlicht, das eben erst aufgenommen war und das der "Stern" gleich übernommen hatte. Es wurde von jedem bewundert, der hereinkam. Der "Fidibus" mit der aufgesteckten Kerze war abgetan.

So einen Fidibus aus Messing habe ich noch. Er stand in unserem Gasthaus auf dem Wirtstisch, allerdings zu Urgroßmutter's Zeiten. Die Wirtsstube besaß auch eine hohe braune Vertäfelung, die mit kleinen Bildern behangen war, und ich entsinne mich noch an die Bilder von Kaspar Hauser. Ein "Kabinettl", ein großer grüner Kachelofen und der lange Uhrkasten mit der brummenden Schwarzwälder Uhr gehörten mit zur gemütlichen Stube.

Die Küche mit dem offenen Schlot, in dem Schinken und Würste hingen, sah verlockend her, die Schinken und die Würste mußten mit der Leiter herabgeholt werden.

Von der Haustenne her hatte die Küche eine große oben abgerundete Tür und gleich am Eingang war eine offene Feuerstelle mit einem Rost, auf dem meist kurze feine Speisen zubereitet wurden. So erinnere ich mich auch an das Küchle- und Sträublebacken über dem Rost, noch gut und gern.

Was außerdem in der Küche war : ein großer gemauerter Kochkasten, in dem meine Mutter noch gebraten und gebacken hat, dann ein Geschirrkasten mit Porzellangeschirr für die Gäste, des weiteren an der Wand das Schüsselbrett mit Zinntellern und Tongeschirr, das der Hafnermeister Adam Wolfrom so schön machte, für den Hausgebrauch. Die Wolfroms hatten eine eigene Töpferei.

Noch in den Soziger Jahren wurde für die Familie noch Zimngeschirr benützt. Man sah auch das große Schürloch für den Kachelofen der Wirtsstube - so groß war die Schürung, das man einen ganzen Reisigbündel hineinlegen konnte. Der Boden der Küche bestand aus rotem Steinpflaster und in der Spülecke erblickte man eine vergitterte Ecke mit einer Öffnung in der Hauswand, durch dieses Loch konnte man alles Überflüssige hinausbefördern. Wohl war sie einfach eingerichtet, die Küche im " Stern ", aber weitum kannte man sie als gute Küche. Doch man verstand hier nicht nur treffliches Essen zuzubereiten - die Urgroßmutter braute auch Punsch und hatte ebenso das richtige Rezept für " Krambaubuli ".

Außen am Eingang stand das große ausgepichte Wasserschaff, mit dem kostbarem Tribk- und Kochwasser, das man mühsam aus dem tiefen Brunnen geholt hatte, der einzigen Wasserversorgung im Städtchen. Das Haus besaß nur eine Tür, Mensch und Tier mußten da hinaus und hinein, aber es ging reibungslos. Das Geklapper der Pferde, wenn sie durch das Haus in den Stall geführt wurden, war ein gewohntes Geräusch. Außen am Haus sah man eine lange schmale blaue Tafel mit einem gelben Stern und der Aufschrift: " Gasthaus zum Goldenen Stern".

Zu Urgroßmutter's Zeiten gab es - selbst für die feinsten Gäste - nur Strohsäcke in den Betten, aber immerhin gab es schon ein Kanapee im " Stern ". Händler und Kaufleute mit großen Kutschen und vielen Musterkoffern waren oft tagelang hier zu Gaste, bis sie ihre Geschäfte mit dem Rathauskrämer abgewickelt hatten. All das habe ich noch mit erlebt und klar erinnere ich mich an die Männer, die seinerzeit alle kamen. Da waren ihrer welche aus dem Schwarzwald, die mit Uhren hausierten, dann wieder Kärntner - wir hießen sie " die Krainer " - die trugen eine lange Lade auf dem Rücken und verkauften Kurzwaren. Da kamen auch noch Bilderhändler aus der Schweiz mit einer mächtig großen Mappe, die sie auf dem Rücken trugen. In diesen Mappen waren prächtige Bilder und ihrer solche hingen viele im " Goldenen Stern ". Wir hatten auch eine Handwerksburschenkammer, denn es kamen immer wieder durchreisende Handwerker, weil es in jenen Jahren Vorschrift war, daß jeder Handwerksgehilfe wandern mußte, um bei fremden Meistern noch dieses oder jenes dazuzulernen.

Besonders freute ich mich, wenn mein Onkel Christian, der angesehene Schlossermeister, von seinen Wanderjahren erzählte, von fremden Städten und Dörfern, von fremden Sitten und Bräuchen. Die liebste Erinnerung war ihm die, wie er die Lüneburger Heide durchwandert hatte, davon erzählte er oft und wie er von da nach Berlin kam und bei einem Meister seine weitere Ausbildung erhielt. -

Im " Goldenen Stern " war auch ein Tanzsaal, später wurde er sogar noch ausgebaut. Kam es nun einmal vor, daß gelegentlich eines Tanzvergnügens ein paar Streithähne aneinander gerieten, dann holte die resolute Sternwirtin nicht etwa die Gendarmerie, sondern kam mit einem Schaff Wasser, das sie den Streithähnen über den Kopf schüttete und damit war der Friede wieder hergestellt. Die Hauskapelle im " Stern " war der Stadtmusikus Paulus Otto mit seinen sechs Söhnen. Man nannte diese Kapelle auch die " Turner " und der alte Otto stand in dem Ruf, daß er seine Söhne sehr streng hielt. Es sind übrigens lauter tüchtige Männer aus ihnen geworden, sie kamen durchwegs zu Wohlstand und sie erwarben sich als tüchtige Handwerksmeister oder Geschäftsleute auch viel Ansehen.

Der Paulus Otto wohnte auf der Burg. Ihr letzter Bewohner war sein Sohn Michel, der sich später in der Ziegelhütte ein Haus kaufte - sein Urenkel bewohnt es heute noch.

Als die Preußen 1866 vor Betzenstein lagen, versteckten Ur- und Großmutter das Silberzeug und die Betten in ein Felsenloch des Burggartens, der damals zum " Stern " gehörte. Aber es war überflüssige Vorsicht, den Bürgermeister Lipfert führte - die weiße Fahne voraus - die Preussen durch das Untere Tor herein und beim Abmarsch nahmen sie einen Lipfert mit als Geisel.

Die Urgroßmutter durfte noch das für Deutschland siegreiche Ende des Siebziger Krieges erleben. Was den Großvater anbetraf, so war er sehr konservativ und für Kaiser, König und Kirche eingestellt. Und unter ihm bin ich aufgewachsen.

Wie es dann zugeht, wie aus dem Großvater, so quasi über Nacht, ein wohlbestallter Postexpeditor wurde, das hat er mir gelegentlich erzählt. So war das: als einmal gegen Mitternacht die letzten Gäste gegangen waren, da hat es stark ans Haus geklopft und als der Großvater aufmachte, da standen zwei Gendarmen und zwei fremde Herren draußen. Die erklärten ihm nun, es seien bei der Postabgabe Betzenstein vielfache Unterschlagungen festgestellt und der ungetreue Posthalter auch bereits verhaftet worden. Aber nun sei Ersatz dringend notwendig und man habe ihnen von mehreren Seiten gesagt, daß der Sternwirt der richtige Mann für den erledigten Posten sei. Der Großvater bat sich Bedenkzeit aus, sagte aber dann zu und kurz darauf hing eine gelbe Tafel am " Stern " mit dem bayerischen Löwen und der Aufschrift: " Königliche Postexpedition Betzenstein ".

So war der Großvater plötzlich ein königlich bayerischer Postexpeditor geworden. Das mag zwischen 1863 und 1865 gewesen sein.

Postkutschen und Postillione gab es für Betzenstein freilich noch nicht, es fuhr damals nur die " Thurn- und Taxis'sche Post " durch Betzenstein, sie hatte ihre Umspannstelle in Leupoldstein bei Posthalter Wittmann.

Wie mir meine Mutter sagte, war eine Fahrt - beispielsweise nach Nürnberg - mit dieser Postkutsche ein wahres Martyrium. Stieg man in Betzenstein zu, so war in dem engen Kasten schon eine Luft zum Schneiden und wenn einer der Passagiere ein Fenster öffnen wollte, so schimpfte sogleich ein anderer darüber.

Die Postexpedition in Betzenstein vergrößerte sich mehr und mehr und der Großvater sagte: " Es ist alles anders geworden als es am Anfang war ". Nun fing es an mit den Staatlichen bayerischen Pferdeposten. Die erste Post kam abends von Pegnitz nach Betzenstein und fuhr früh um 6 Uhr wieder ab, die zweite kam 1 Uhr nachts von Gräfenberg und fuhr um 3 Uhr wieder weg, die dritte traf vormittags von Simmelsdorf ein, fuhr nachmittags ab und erschien nochmals um 12 Uhr nachts, um am nächsten Morgen 5 Uhr abzufahren. Das gab viel Unruhe im " Stern ", weil ja die Postillione und ihre Pferde hier untergebracht waren.

1903 starb mein Großvater unerwartet an einem Schlaganfall. Am heiligen Abend, am 24. Dezember, standen wir an seinem Grab inmitten einer großen Trauergemeinde.

Jetzt übernahmen mein Mann und ich den " Goldenen Stern ". Wir ließen das Haus neu verputzen und nun mußte auch die blaue Tafel mit dem goldenen Stern verschwinden. Ein neues Schild kam hin und drauf stand; " Gasthof zur Post ".

Es war die Zeit der " Rucksackwanderer ". Am Samstag kamen sie, am Sonntag gegen Abend zogen sie wieder ab. Der Begriff " Wochenende " existierte noch nicht und die Autos waren noch recht selten.

Die Betzensteiner waren gegen die Ausflügler ziemlich zurückhaltend, aber dennoch hatte ich ein paar Häuser, in denen ich Gäste einquartieren konnte, wenn bei uns alles belegt war. Eines Tages kehrte ein Trupp junger Leute in der " Post " ein - es waren Erlanger Studenten mit den Farben ihrer Verbindung an den Mützen. Mit ihnen betrat auch Walter Flex erstmalig den Gasthof " Post " . -

gez. Anna Frick

Ein Nachwort zu den Rockenstüben.

Wenn in der " guten alten Zeit " der Winter über das Betzensteiner Land lag, war die Rockenstube ein Sonnenstrahl im Leben der jungen Dorfbevölkerung. Zwar ist unserer Landbevölkerung heute immer noch der Begriff "Rockenstube" geläufig, daß diese bäuerlichen Abendzusammenkünfte ihren Namen von Spinnrocken haben, der dabei früher im Mittelpunkt stand, zumal die Rockenstube damals die einzige Möglichkeit bot, die langen Winterabende gesellig zu verbringen.

Daß es hierbei nicht immer nach den Regeln des Anstands und der guten Sitte zugeing, lassen unter andern die verschiedenen Verbote erkennen. Trotzdem erhielten sich die Rockenstuben bis zum letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, wo sie infolge Aufhebens des Flachsbaues und aus andern Gründen von selbst verschwanden.

Auch der Nachtwächter darf hierbei nicht unerwähnt bleiben. Um elf Uhr blies der Wächter der Nacht in sein Horn und sang in mehr oder weniger melodischer Stimme : " Hört Ihr Leut und laßt Euch sagen, unsere Glock hat Elf geschlagen; verwahrt das Feuer und das Licht, damit dem Dorf kein Unglück geschieht ! "

Es läßt sich nicht leugnen, daß in der Zeit des Kienspanns und der späteren Talglichter der Glaube des Volkes am besten war. Es soll aber hier durchaus nicht vom Aberglauben gesprochen werden. Aber wer die bösen geheimen Mächte jener Zeit fürchtete, der hütete sich Böses zu tun. Auch brachte jene Zeit ein engeres Anschließen an den Nächsten mit sich, dem heute nicht mehr so ist.

Die Zeit des prasselnden Herdfeuers mit dem Schleißlicht, dessen anheimelnde und doch so gruselige Beleuchtung mit ihren gespenstischen und zugleich geheimnisvoll anziehenden Schattenwurf, sind unwiederbringlich dahin und damit auch zugleich die spukenden guten und bösen Geister, die heute nur noch vereinzelt in der Erinnerung leben. Man kann nur noch sagen " es war einmal " !

Anton Buchner

Ein Nachwort zu der Schilderung von Frau Anna Frick,

" Kindheitserinnerung an die Alte Post zu Betzenstein " als der Nürnberger Volksdichter Konrad Gröbel 1804 im " Goldenen Stern " zu Betzenstein weilte.

Dieser Nürnberger Stadtfläschner, Konrad Gröbel, war von den vielen Volksdichtern der älteren Zeit, wohl einer von den populärsten Volks- und Mundartsdichtern Nürnbergs.

In seiner Eigenschaft als Stadtfläschner hatte Konrad Gröbel auch die Burgen, Schlösser und Kirchen im Hoheitsgebiet der Freien Reichsstadt Nürnberg zu betreten. Auf diese Art kam er im Spätsommer des Jahres 1804 auch in das Nürnberger Städtlein Betzenstein, um dort die Dächer der Stadtpfarrkirche in Ordnung zu bringen.

In seinen poetischen Briefen an gute Freunde in Nürnberg berichtete er in Nürnberger Mundart, was er dabei alles erlebt hat. Wenn der Gröbel am Abend von der Burg oder vom Kirchturm heruntersteigt ins Städtchen, dann sitzt er mit den Einheimischen vor deren Behausungen und unterhält sich mit ihnen. Die Frauen sind mit dem Bleichen von Flachs beschäftigt und die Männer sitzen da und dort bei einem Krug Bier. Die Betzensteiner scheinen den Nürnberger Stadtfläschner recht gut aufgenommen zu haben, denn Gröbel sagt, " daß er sich über nix beschweren könnt' ".

" ...denn mei Quartier is brav;
Mih däuchts, mer hout mi gern,
mir wart't a Jedes af.
A Bett, wöis ans ko gebn,
su gout is wärkli meins."

Auch mit dem Wirtshaus selbst, - er logierte im Goldenen Stern - mit dem Wirt und der Wirtin, die Gröbel beherbergen, ist der Meister sehr zufrieden. " Mei Wirt und ah mei Wärti sin seelngouti Leit ! " sagt er.

Unter den Bauern von Betzenstein ward bald bekannt, daß dieser Nürnberger Stadtfläschner ein berühmter Dichter sei. Überall, wo sich Gröbel zeigt, ist von seiner Dichtkunst die Rede, und man bittet ihn, von seinen lustigen " Sachen " doch etwas zum Besten zu geben, " denn dou mou ma drüber lachn, wöi lustig daß senn gmacht ".

In seinem poetischen Brief aus Betzenstein berichtet Gröbel auch über den Verlauf der Betzensteiner Kirchweih. Er drückt sich aber vorsichtig aus :

" Döi Kärwa, no meintwegn,
döi will ih übergöi,
Dou mouß ma selber segn,
wos schöi is, is halt schöi.
Und doch sen Leut hergfohrn
dou af die Kärwa raus :

Döi Krä'm' mit alln Woarn
macht ka zwölf Guldn aus.
Doch ih hob Kärwa ghalten,
in Schluß den ganzen Tog,
Dou läßt mer'n Himml waltn,
gäits zou daham wöis mog !"

Trotz aller Kirchweihfreuden und Wirtshausunterhaltung vergißt Grübel nicht auf die Wichtigkeit und Dringlichkeit der ihm vom Hohen Rat in Nürnberg übertragenen Arbeiten.

" Ih will mi ober röhrn
su will mir mögli is,
Und will ka Zeit verlörn -
Sie därfns glabn ganz gwiß !
Höi tout ma sunst nix denkn,
als an die Arbet ner,
Und ih,ih möcht mi henkn,
wenn ih nöt fertig wär'!"

In einem poetischen Brief an seine Base in Nürnberg drückt Konrad Grübel seine Zufriedenheit aus über seinen Aufenthalt in " Betznsta " :

Betzenstein, den 28. Aug. 1804

" Ih bin Gottlob recht gsund dou aus'
Und hob a gouts Quartöir,
Des Essen gout, a prächtigs Brout,
A delikats brauns Böir.
Und ober an Kaffee, wöis git,
Dou is der Kern (Milch) gout,
Und wall mer nix von Roubn waß
Und viel Kaffee dro tout.
Und nou hob ih a Bett, Fra Bos,
Wenn ih's ner gnöißn könnt,
Wöi Mancher, der si in sein Bett
Oft no um Achta wend'.
Und ober öiza schläfferts mih,
Daß ih fast nimmer siech,
Und ether a halbe Stunde vergäiht,
Su glab ih, daß ih lieg.
Und wall ih weiter sunst nix waß,
Dös ih noch schreibn könnt',
So lebns halt recht wuhl und gsund -
Öiz hout der Bröif a End'!"

Nach " värzeh Tog " kehrt Grübel nach Nürnberg zu = rück, in der Zwischenzeit geht aber noch manch originelles Brief-Gedicht aus Betzenstein an seine Nürnberger Freunde ab. In humorvoller Weise spricht Grübel auch darin von der schweren Arbeit, die er in Betzenstein vollbringen muß, und von der Freude, die sie ihm trotzdem bereitet.

A. Buchner

Inhalt und Quellennachweis

Seite :		
2 -	Vorwort	Buchner Anton
3 -4	Einleitung zu den Heimatsagen und Heimatgeschichten	Buchner A.
	Geschichten, Erzählungen, Begebenheiten, Episoden, Anekdoten und Schwänke.	
5 -6	Aus der wechselvollen Geschichte Betzensteins	Buchner A.
6 -6	Der Betzensteiner Postillion	Buchner A.
8 -10	Wie ein alter Bauer zu Mergners von seinem Leben Abschied nahm	Buchner A.
11-15	Die Geschichte des spanischen Oberst Johann Caspar Türriegel	Buchner A.
15-16	Abraham Wolfgang Kufner aus Betzenstein (Maler u. Kupferstecher in Nbg.	Kolbmann Georg
16-17	Ein Faustschlag ins Gesicht	Buchner A.
17	Ein toller Tausch; ein paar neue Reitstiefel für 99 Tagwerk Wald	Buchner A.
18-21	Das unheilvolle Jahr 1796 Aufzeichnung des Bauern Joh. Lipfert aus B.	Buchner A.
22-23	Die gute Suppe (1814 v. Barb. Wirt aus Riegelstein berichtet.	Knoth Ernst
23	Nachtrag hierzu	Buchner A.
24-27	Das Schicksal eines Höhlenforschers	Buchner A.
28-30	Der Geist im Schrödel Hannes zu Mergners seinen Klößtopf	Buchner A.
30-31	Warum die Franzosen 1806 Klausberg nicht fanden	Buchner A.
31-32	Als Landsknechte 1552 die Klausberger Brandschatzen wollten	Buchner A.
33-52	Der Kannesen Hof zu Stierberg um 1750	Buchner A.
53-59	Lebensgeschichte des Herrn Faet	Buchner A.
60	Der Bauer und sein Säuhammer	Knoth Ernst
61-63	Die Totenwache Anno 1767	Buchner A.
63-64	Ein Hetzendorfer ließ das kostbare Naß auf die Strasse laufen	Buchner A.
64-65	Der Hansgörg von Weidensees hat einmal zu schwer aufgeladen	Buchner A.
65-67	Brot und Bier als Arznei	Buchner A.

68 -	Kleine Geschichten aus Leupoldstein	Buchner A.
69 -70	1.)Gasthof-Posthalter Napoleon in Leupoldstein	
70	2.)Bezirkstierarzt i/Leupoldstein	
70	3.)Die Preussen 1866 i/Leupoldstein	
70 -73	Episode aus dem 30jährigen Krieg Schlacht bei Hetzendorf	Buchner A.
73 -74	Falschmünzerwerkstätte auf der Burg Leienfels um 1375	Buchner A.
74 -76	I.Hochradfaher in Leienfels	Buchner A.
76	Ein treuer Hüter und Wächter als Nachtgespenst	Buchner A.
77 -78	Nach dem ersten Schuß wurde Stäer= berg nürnbergisch	Buchner A.
Sagen Geschichten u. Erzählungen		
79 -83	Die Zwillinge des Hans von Wilden= stein zu Wildenfels (eine mittelalterliche Sage)	Buchner A.
84 -90	Der Raubritter Dietrich von Wiesen= thau u. das junge Ritterlein auf Burg Leupoldstein	Buchner A.
90 -94	Kunz der Spieser auf Burg Spies (Historische Erzählung)	Knoth Ernst
95 -100	Die Sage von der weißen Frau,Gräfin Kunig.von Orlamünde geb.Landgräfin von Leuchtenberg zu Betzenstein	Buchner A.
100	Das Silberloch von Eibental b.Soies Ein Dieb mit Humor)	Knoth Ernst
101-102	Der Burgvogt zu Hiltpoltstein	Buchner A.
102-104	Sage von Silberloch in Eibental (Die verschollenen Kinder)	Knoth Ernst
104	Der Fremdling in Riegelstein	Knoth Ernst
105-106	Warum die Riegelsteiner einmal einen Esel hängten	Knoth Ernst
106-108	Wie es in Riegelstein einmal bei= nahe zum Krieg gekommen wäre	Knoth Ernst
108-109	Der Bettelbrunnen zu Weidensees	Reichel Hans
Neckerei - Orts und Spitznamen		
110-112	Der Zeiserlfang zu Betzenstein	Buchner A.
112-115	Der Betzensteiner Zeiserlfang Gedicht von Dr.Werner	Dr.Werner
115	Anekdoten, Sagen u. Geschichten aus	
P l e c h		
116-118	Plecher Heinzl - Plecher Pferde Ei	Nacherzählt

118-119	Die Teppichleger von Plech	Leistner Emil
119-120	Der Flecher Brunnenbau	Leistner Emil
120-121	Die Flecher Bullenhenker	Leistner Emil
121	Die glückbringende Kuh eines Flecher Bäuerlein	Leistner Emil
122	Die pffiffige Bäuerin zu Plech	Leistner Emil
122-124	Die Flecher Bärenjagd i.J.1598	Buchner A.
124-127	In der Herberge zur gold.Laus, in Plech begann vor 150 Jahren eine tragische Geschichte Wette brachte den Kirchenbauer den Tod.	Buchner A.
128-132	Die Sage über die Entstehung der Teufelshöhle	Nacherzählung
133-134	Aus der Betzensteiner Rockenstuben= zeit(Ein Scherz mit unsagb.Folgen)	Buchner A.
135-136	Das Irrlicht von Wildenfels	Buchner A.
137-138	Verfolgung durch einen Reiter ohne Kopf	Buchner A.
	Hochzeitssitten und Bräuche im ausgedehnten Mittelalter	
139-143	Strenge Sitten bei einer Mußhochzeit (Bauernhochzeit v.Weidensees um 1600	Buchner A.
	Mittelalterliches Straf-und Gerichts= wesen in Betzenstein	
144	Strafurteil - 1000 Schindeln auf die Stadtmauer	Buchner A.
145	Was anno 1546 ein abgehauenes Ohr wert war ?	Buchner A.
	Grausame Strafrechtsjustiz in Mittelalters Zeiten	
146-150	Eine der letzten Hinrichtungen in Betzenstein im Jahre 1590	Buchner A.
150-151	Der Mord an der Baslers Marie um 1860	Buchner A.
	Erzählungen, Begebenheiten, Geschich= ten, Sitten und Gebräuche. ----- G schildert, aufgezeichnet und fest= gehalten von Frau Anna Frick zu Betzenstein	
152	Einleitung	Buchner A.
153-156	Das Urbild einer Botenfrau	Frick Anna
157-158	Das Eierplatzessen bei der Schwarz= bauernbas 1884/85	Frick Anna
158-160	Die Kindstaufe um das Jahr 1878. . .	Frick Anna

160-161	Die alte Wabel	Frick	A.
161-164	Der Kammerwagen zur Hungerbauern-Hochzeit 1885	Frick	A.
164-168	Der Hochzeitsmorgen auf den Hunnbauernhof	Frick	A.
168-172	Der zweite Hochzeitstag	Frick	A.
172-173	Der Hopfenbau zu Betzenstein	Frick	A.
173-175	Um den Hopfenblattertisch	Frick	A.
175-177	Wie es in der Rockenstube war	Frick	A.
177-178	Der Winterabend auf dem Sperbershof zu Waiganz	Frick	A.
179-180	Flachsenbau in Betzenstein	Frick	A.
180-181	Der Gänseweber zu Betzenstein	Frick	A.
181-182	Die alte Scheuferle zu Betzenstein	Frick	A.
183-184	Was der Großvater von Sperbershof zu Waiganz erzählte	Frick	A.
185-189	Kindheitserinnerungen an die "Alte Post" in Betzenstein	Frick	A.
190	Nachwort zu den Rockenstuben	Buchner	A.
191-192	Nachwort zu Konrad Grübel	Buchner	A.
193-196	<u>Inhalt und Quellennachweis</u>		
197- 200	<u>In der Schriftenreihe erschienene</u>		

Hefte

Verzeichnis v.d.herausgeb.Druckschriften :

In der Schriftenreihe
" Beiträge zur Heimatkunde von Betzenstein "

Herausgeber : Anton Buchner, Betzenstein - Fränk. Schweiz
sind bis jetzt erschienen :

- Heft Nr. 1 : Buchner A. : Die Höhlen im Betzensteiner Land
Romantik und Geheimnisse der Un-
welt (1936).
- Heft Nr. 2 : Buchner A. : Burg und Stadt Betzenstein mit
Abbildungen (1937)
- Heft Nr. 3 : Buchner A. : Burg Stierberg und ihre Zer-
störung (1938)
- Heft Nr. 4 : Buchner A. : Frühmittelalterliche Eisen-
Schmelzwerkstätten in Betzen-
stein u. Eckenreuth (1938)
- Heft Nr. 5/6 : Buchner A. : Burg und Stadt Betzenstein 2. un-
veränderte Auflage (1952)
- Heft Nr. 7 : Zürlück Fr. : Aus der Erdgeschichte der Bet-
zensteiner Landschaft (1956)
- Heft Nr. 8 : Buchner A. : Zur Geschichte der Stadt Betzen-
stein (1960)
- Heft Nr. 9 : Buchner A. : Die Windmühle zu Betzenstein und
deren Landschaft mit Abbildungen
Maschin. Schrift, geheftet 34 S.
(1976)
- Heft Nr. 10 : Buchner A. : Die Postgeschichte Betzensteins
Maschin. Schrift geheftet mit
mehreren Abb. 90 S. (1976)
- Heft Nr. 11 : Buchner A. : Kalktuff-Gestein -
Kalktuffvorkommen in der Fränk.
Schweiz. Masch. Schrift (1977)
- Heft Nr. 12 : Buchner A. : Sagen, Geschichten, Sitten und
Bräuche, Erzählungen, Begebenhei-
ten und Anekdoten, aus dem Betzen-
steiner Land.
Offsetdruck 200 S. I. Teil (1978)

Heft Nr. 1 - 5/6 und Nr. 11 sind vollständig vergriffen.

In Vorbereitung ist der II. Teil von Heft Nr. 12.

In Bearbeitung sind : Inventarisierung sämtlicher Geschichts-,
Kunst-, Natur-, Boden-, Flur- und Gelände-
denkmäler im Betzensteiner Land.

Aufsätze und Abhandlungen in Zeitschriften
 vom Verfasser veröffentlicht :

	<u>Zeitschrift :</u>
1.) Mittelalterliche Eisenschmelzwerkstätten in Betzenstein	Fränkische Alb Nürnberg 1938
2.) Burg Betzenstein	Fränkische Alb, Nürnberg 1939
3.) Gräfliche Herberge zu Plech	Fundgrube Lauf a/Peg. 10/11 1951
4.) Betzensteiner Windmühle	Fundgrube Lauf a/Peg. 10/11 1951
5.) Ruine Wildenfels	Fundgrube Lauf a/Peg. 12 - 1952
6.) Freilandmuseum a/d.Steinzeit v.Obertrubach	Fränkische Schweiz 2/ 1960
7.) Höhlenland Fränk.Schweiz	Fränkische Schweiz 1/ 1964
8.) Episode a/d.Bauzeit des Tiefen Brunnen zu Betzenstein	Fränkische Schweiz 1/2 - 1965
9.) Überreste des kleinsten Säugtieres, 1951 erstmals in Deutschland gefunden am Wasserstein bei Betzenstein	Fränkische Schweiz 1/2 - 1965
10.) Strafurteil um 1500 Schindeln auf die Stadtmauer in Betzenstein	Fränkische Schweiz 4/ 1966
11.) Das Wilde Heer in den zwölf Nächten	Fränkische Schweiz 1/ 1966
12.) Pflegämter im Nürnberger Landgebiet	Fränkische Schweiz 3/ 1966
13.) Wahrzeichen - Die Windmühle zu Betzenstein	Fränkische Schweiz 1/ 1967
14.) Das Unheilvolle Jahr 1796 in Betzenstein	Fränkische Schweiz 1/ 1972
15.) Schützt unsere Dolinen	Fränkische Schweiz 2/ 1972
16.) Aus dem Heimatmuseum Betzenstein - Uranvorkommen in unserer heimatl.Umgebung	Fränkische Schweiz 2/ 1973
17.) Die " Eislöcher " im Veldensteiner Forst	Fränkische Schweiz 4/ 1973

- | | | |
|------|---|-------------------------------------|
| 18.) | Das Urbild einer Botenfrau
zu Betzenstein | Fränkische Schweiz
3/ 1974 |
| 19.) | Vortsetzung v.Heft 3/74 | Fränkische Schweiz
4/ 1974 |
| 20.) | Aus dem Heimatmuseum
Betzenstein- Dendriten auf
Solnhofener Plattenkalk | Fränkische Schweiz
1/ 1975 |
| 21.) | Kostbarkeiten unserer Heimat
1000jährige Eibe in Waiganz | Fränkische Schweiz
2/ 1975 |
| 22.) | Die Windmühlen zu Betzenstein | Fränkische Schweiz
3/ 1976 |
| 23.) | Eine Nürnberger Hakenbüchse
von 1530 im Heimatmuseum
Betzenstein | Altnürnberger Landschaft
3/ 1976 |
| 24.) | Der "Tiefe Brunnen" zu
Betzenstein | Fränkische Schweiz
4/ 1976 |
| 25.) | Die markgräfliche Herberge
zu Plech 1/16.Jahrhundert | Fränkische Schweiz
1/ 1977 |

- . -

Liebe Heimatfreunde !

Werden Sie Mitglied,werben Sie Mitglieder für unseren
Heimatverein Betzenstein und Umgebung,Gegründet 1901.
Ortsgruppe des Fränkischen Schweizverein seit 1902.

Der Verein zählt derzeit 300 Mitglieder.

Bei einem denkbar niedrigen Jahresbeitrag von 8,00 DM
werden geboten:

jährlich 4 Hefte der bebilderten Mitteilungen
der Zeitschrift "Fränkische Schweiz"
des Fränkischen Schweizvereins.

gez. W.Stöhr

I.Vorsitzender des

Heimatverein Betzenstein u.Umgebung
(Ortsgruppe des Fränk.Schweizverein)

Druck: K. Knauf, Weiden i. d. OPf.

